<36626589740013
S
<36626589740013
Bayer. Staatsbibliothek

<36626589740013

<36626589740013

Bayer. Staatsbibliothek

<36626589740013

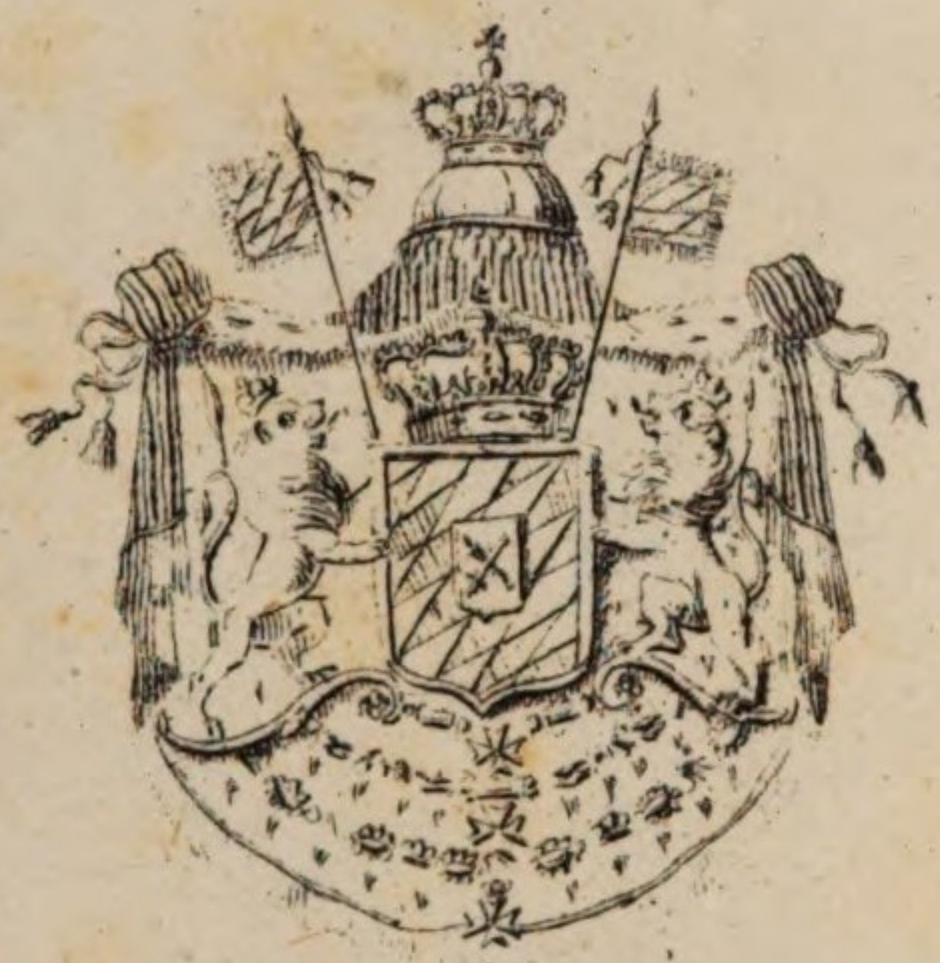
<36626589740013

Bayer. Staatsbibliothek

<366265897400 13
S
<366265897400 13
Bayer. Staatsbibliothek

<36626589740013
S
<36626589740013
Bayer. Staatsbibliothek

Ged. Gr.
439/3.4
Bildungs-Bibliothek



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

<36626589740013

S

<36626589740013

Bayer. Staatsbibliothek

Bildungs-Bibliothek

für

Teutschlands Töchter,

von

einer Gesellschaft Gelehrten.

In sechs Bänden.

Herausgegeben

von

G. Eith.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dritter Band

enthält

Parabeln.

Augsburg und Leipzig.

In der von Jenisch und Stage'schen Verlagshandlung.

1834.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Schon der Stifter unserer heiligen Religion suchte übersinnliche, göttliche Dinge, durch eine Bild oder eine Anschauung der Sinnenwelt, die in Ansehung gewisser Verhältnisse der übersinnlichen Wahrheit gleich ist, zu versinnlichen. Und so entstanden die schönen Parabeln Jesu, die wir in der heiligen Schrift lesen. Sie athmen eine hohe, liebenswürdige Menschlichkeit und Humanität, die das Gemüth unwiderstehlich zum Wohlwollen und Mitgefühl anzieht.

Mit den Parabeln Jesu vermählten wir andre zarte Blüthen, die uns die neueste Literatur über diesen Gegenstand darbot. Die ganze Schöpfung erhält dadurch gleichsam eine höhere Weihe; denn fast jeder Naturgegenstand ruft uns eine schöne sinnliche Lehre irgend einer Parabel zurük. Und eben deßwegen, weil bei der Parabel der geistigen Anschauung immer die sinnliche zu Grunde liegt, — wirkt sie so mächtig und dauernd auf das jugendliche Gemüth.

Durch die Poesien über Humanität Natur und Gott, die wir den Parabeln beifügten, wird der reine Natursinn kräftigst angeregt, und Geist und Herz veredelt, geheiligt und zu einem Tempel des Herrn eingeweiht.

Das Morgenroth kommt nicht, um Morgenroth zu bleiben, sondern um Tag zu machen. — Die Erkenntnisse der Zeit sind nicht da, um zu bleiben, sondern um dem vollesten Tag der Ewigkeit Plaz zu machen.

Parabeln und Poesien

über

Humanität, Natur und Gott.

Ein

Bildungsbuch

für

das blühende Alter.

Herausgegeben

von

G. Eith.

Augsburg und Leipzig.

In der von Jenisch und Stage'schen Verlagshandlung.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die Parabeln oder Gleichnisse Jesu.

	Seite
Der reiche Mann	1
Der Samariter	3
Der verlorne Groschen	4
Der verlorne Sohn	4
Die Sünderin	7
Das verlorne Schaf	9
Die zehen Jungfrauen	10
Der ungerechte Haushälter	11
Bachur	12
Der Hausvater	14
Der Herr des Weinberges	16
Die Hochzeit des Königssohnes	17
Der Reiche	18
Der Vater und die zwei Söhne	19
Verschiedner Bau	19
Der Schaz	20
Der Richter	20
Die Aussaat	21
Der Feigenbaum	21
Des Königs Rechnung	22
Die Ankunft des Hausherrn	23

Seite

Der treue Diener 24
Der Säemann 25
Der Farisäer und der Zöllner 26
Das Scherflein der Wittwe 27
Das Vaterherz Gottes 28

Zweite Abtheilung.

Auswahl der zartsinnigsten Parabeln der neuesten Literatur.

Das Thiergefecht 29
Die Nachtigall 30
Die Blüthen im Frühlinge 33
Der Sturmwind 35
Der Morgennebel 36
Der Garten in der Stadt 37
Die Herbstgegend 38
Die doppelte Heimath 40
Hanna und Sulamith 41
Der Morgentraum 43
Die Lieblingsblumen 44
Das Rothkelchen 47
Die beiden Wege 48
Das Wäldchen 49
Der Winterabend 50
Die Morgenstunde 52
Der Wein 54
Die Morgenröthe 57
Die Blumenlese 59
Das Gebet 62
Das Bäumchen 63

	Seite
Der Tempel zu Memfis	64
Die Lerche	65
Die Blumenwahl	67
Die Kornähren	68
Die Veilchen	70
Das hochzeitliche Kleid	71
Das Licht der Nacht	72
Der Strom	73
Die Rosenknospen	75
Der Pappelbaum	77
Der Regenbogen	78
Das Geranium triste	80
Der abgerissene Zweig	81
Das Thal der Braminen	84
Der Frühling	90
Das Aehrenfeld	93
Die Nacht und der Morgen	94
Das Angebinde	96
Die Lilie, oder die Lehre des Herrn	97
Der Fruchtbaum und seine Wurzel	98
Der Libanon	99
Davids Harfe	101
Assaf und Heman	101
Selka	102
Die ausländischen Gewächse	104
Die Obstkerne	106
Die Weidenbäume	107
Die eingeimpften Bäume	109
Die Astern	110
Der Berggipfel	112
Die Geduld	113
Uri's Treue	114

	Seite
Hillel und Maimon, oder die Versuchung Gottes	114
Die Aehre und die Distel	116
Das Alter	117
Die heiligen Bilder	118
Die Blüthe	119
Der Gotteskasten	120
Die Thränen	121
Das Vergißmeinnicht	122
Das Schöne	125
Das Veilchen	127
Die Lehre	128
Die abgefallenen Aepfel	130
Böser Umgang	131
Sonne und Mond	132
Der himmlische Schäfer	134
Die Morgenröthe	135
Aarons Entkleidung	136
Die Gesänge der Nacht	137
Die Salbei	138
Die Knospen im Herbste	140
Das Gartenbeet	141
Die Wespe	142
Der Zweikampf	143
Die Frühlingsboten	145
Die untergehende Sonne	153
Der See	154
Die beiden Thäler	158
Das Schäfchen	161
Die Moosrose	162
Salome	163
Die Schuzwehr	164
Die Rosenknospe	165

Seite

Die kleine Wohlthäterin 167
Das Farbenspiel 168
Die Rose 169
Das heilige Feuer 170
Die Engel am Scheidewege 171

Dritte Abtheilung.

Poesien über Humanität, Natur und Gott.

Die Betende 174
Sehnsucht 176
Hoffnung 178
Simpathie 179
Himmelsglaube 181
Der Herbstabend 182
Morgenpsalm 183
Lied 184
Elegie bei dem Grabe meines Vaters 184
Irin 186
Hymne 189
Das Begräbniß 191
An die Natur 193
An mein Dorfglökchen 195
Das Morgenopfer 196
Die Tempel 201
Lied einer Mutter 204
Die Betende 204
Heiliges Lied 205
Der Frühlingsabend 205
Der Frühling 206
Lied am Geburtstage 230

	Seite
Sommerabend. An Lina	232
Lied für Mädchen	234
Am Morgen	235
Am Abend	236
Die schauervolle Nacht	239
Ansicht eines Rebengebirgs	239
Die reizende Schönheit des Morgens	241
Morgengesang aus dem Buche der Natur	241
Gott	243
Werth der Zeit	244
Die Freude des Geistes	245
Die Würde der Tugend	246
An den Unsichtbaren	247
Lied	248
Grablied bei der Leiche eines Mädchens	249
Freude in Jesus	250
Die Sterne	251
Die Abend-Betgloke	252
Dankbarkeit gegen Jesum	253
Blik nach Oben	254
Der gute Hirt	255
Mein Jesus	256
Menalkas und Alexis	257
Dafins und Kloe	262
Mirtel	264
Seline und Selid	265
Die Eichen im Thale	266

Erste Abtheilung.

Die Parabeln oder Gleichnisse Jesu.

Der reiche Mann.

Aßra war ein Reicher, mit Gütern gesegnet vor vielen:
Alle Tage verflossen ihm üppig in Fülle der Lüste;
Herrlich kleidet' er sich mit Purpur und köstlicher Leinwand,
Und die Menge bestaunt' ihn und nannt' ihn den Glüklichen staunend.
Lazarus war ein Armer, beladen mit Noth und mit Siechthum;
Doch er fürchtete Gott; oft vor der Thüre des Reichen
Lag der Arme mit Wunden bedekt und eiternden Schwären.
Von den Brosamen nur, die des Schwelgenden Tische entsanken,
Wollt' er sich sättigen, dort mit den Hunden sich sättigen;
Flohn ihn und menschliche Hülfe war fern; die menschlichern Menschen
Thiere
Kamen, die Hunde des Reichen, und lekten die Schwären des Armen.
Und es kam; der Arme verschied, der wurde getragen
Von den Engeln in Abrahams Schoos. Jezt nahte der Tod auch
Aßra behend; fort trugen ihn lachender Söldlinge Hände.
Wie so verändert nun wurde sein Loos! Von Martern der Hölle,

Seiner Genüsse beraubt, der flüchtigen Schatten des Lebens,
Und von stechendem Schmerz, inwendigem Schmerze ge=
peinigt,
Hub er verlassen zum Himmel empor die starrenden Augen.
Da erblikt' er von fern in schimmernder Glorie Abram,
Und im Schooße des Seligen Lazarus: „Abraham, Vater!“
Rief er geängstigt hinauf, rief aus den Tiefen der Seele:
„Abraham, Vater! erbarme dich mein, und send' aus den
Höhen
Lazarus mir in die Tiefen herab, herab ins Verderben,
Daß er das Aeußerste nur des Fingers herab in Wasser
Tauch' und so mit den Tropfen der Spize mir kühle der
Zunge
Brennenden Schmerz, die Pein auf Augenblike mir lindre.
Abraham sprach: Sohn! denke du hast dein Gutes empfangen,
Weil du lebtest, und Lazarus Böses. Nun wird er getröstet
Du gepeinigt! Bedenke dann noch und nimmer entschwinde
Deinem Herzen das Wort, das richtende! zwischen der
Wohnung
Derer, die oben mit uns, und derer, die unten mit dir sind,
Dehnt sich eine gewaltige Kluft auf- ewig befestigt;
Die da wollten von dorten zu uns, vermögen es nimmer.
Aßra sagte: So bitt' ich dich, Abram! o send' ihn nach
meines
Vaters Haus auf die Erd'! Es leben noch fünf meiner
Brüder.
Daß kein Traum die Unsterblichkeit, daß ein vergeltender
Gott ist,
Möge Lazarus dort den Brüdern bezeugen damit sie
So, gewarnet durch ihn, dem Geschik des Bruders entrinnen.
Abraham sprach: Es zeugt längst Mose, längst die Profeten
Ihnen, wie Israels Volk; sie mögen die warnenden hören.
Aßra darauf: doch erschütternder träfe die sicheren Schwelger
Als der Rolle Gebot, das dem Aug' und dem Ohre vor=
beifliegt,

Todtenerscheinung, die blasse Gestalt, die den Grüften entstiege.
Busse ja würden sie thun, wenn solch ein Seher erstünde.
Abraham endete jezt: Verweigert ihr Ohr sich, ihr Herz sich
Moses Gebot, der Profeten Gebot, der Stimme des Gottes,
Der auf Sinai sprach, wie werden den Todten sie glauben?

Der Samariter.

Von Jerusalem zog ein friedsamer Wanderer die Straße
Jericho's hin, da entstürzten der Lauer mörd'rische Räuber,
Schlügen ihn nieder, plünderten ihn und eilten von dannen,
Ließen ihn liegen, unmächtig, entstellt von blutenden Wunden.
Als er röchelnd und nah dem Tode nun lag in dem Staube,
Kam ein Priester die Straß' und sah' ihn und ging vorüber.
Auch ein Levitischer kam und sah' ihn und ging vorüber,
Kalt vorüber gingen die beide; zur Stunde begab sichs,
Von Samaria kam der Bewohnenden Einer des Landes,
Derer, die Israels Gott nicht wie Israel ehrten, den alten
Sazungen fremd, der sah den Israeliten im Staube
Blutend, es jammert ihn sein. Der langen Spaltung vergessend
Ritt er hinan zu ihm, er sah nur den leidenden Bruder.
Hurtig langt' er des Weins und des Oehl's aus der Flasche vom Rüken
Seines Thieres, entstieg ihm und goß in die Wunden die Lind'rung
Dem Halbtodten, verband sie und hub ihn empor, und zur Herberg
Bracht' er und' pfleget ihn dort mit zärtlicher Sorge die Nacht durch.
Als der Morgen erschien und jezt sein Gewerbe zur Reise
Drängte den Mann so lös't er den Gurt und des Geldes im Gurte

Reicht er sorgsam dem Wirth, und mahnt ihn zu redlicher Wartung:
Nehm' es, so rief er ihm zu, und spare mir nimmer den Groschen!
Thu' ihm als wär' ich es selbst der arme Verwundete; brauchst du
Mehr noch — du kennest mich ja — ich zahl' es dir bei der Zurükkunft.

Der verlohrne Groschen.

Zehen Groschen besaß ein häusliches Weib, der gesparten
Freute die Wirthliche sich; doch einen verlor sie; bekümmert
Um den Einen, der werther ihr jezt als der ganze Besiz ward,
Macht sie mit ängstlicher Sorge sich auf beim Schimmer der Lampe.
(Denn es dunkelte schon.) Wie regt sie die Hände, die Füße!
Sie durchkehret das Haus und suchet mit Fleiß ihn zu finden.
Endlich, o Freude! da findet sie ihn; jezt rufet sie hastig
Die Gespielinnen all' und Nachbarinnen zusammen:
Freut euch, ihr lieben Gesellinnen doch, so freut euch mit mir;
Den der Groschen ist da, der verlorene hat sich gefunden.
Also werden fürwahr die Engel im Himmel sich freuen,
Wenn ein verlorener Sündiger reuig sich wendet zur Buße,
Gottes Gemeine, der Frommen Gemeine selig gesellt wird.

Der verlorene Sohn.

Rahem war ein zärtlicher Vater; er hatte der Söhne
Zwei, er liebte sie beide, den ältern und jüngern, mit Inbrunst.

Siehe! der jüngere kam, ein heftig verlangender Knabe:
„Gieb mir, Vater, das Theil des Gutes, das nach der Erbung
Recht mir gehört, so zieh' ich von dir und besorge mich selber."
Also sprach er zum liebenden Vater. Der Vater verwundert,
Theilte bedächtlich das Gut. — Da raffet er alles zusammen
Eilig, hinaus in die Fern', in die Weite drängt es den Knaben;
Wie ihm der eitle Sinn und die augenblikliche Lust rieth,
Wandert' er fröhlich umher, und bald verpraßt war das Erbe.
Theurung kam in das Land, wo er war der irrende Fremdling
Darbte, verlassen, verachtet von allen; da zwängte die Noth ihn,
Und er verdingete sich zum Löhner Einem des Landes.
Dieser bestellt ihn, versendend zu hüten die Schweine des Feldes.
Mit der Nahrung der Schweine den quälenden Hunger zu stillen
Sehnt' er sich nur; auch dieß kaum ward ihm; da ihn Besinnung
Mächtig jezt an, mit dem mächtigen Mangel wie stürzte die Reue
Ueber den Thörichten her! — „Was that ich im eitelen Sinne!
Klagt' er sich an, Verließ des guten Vaters Behausung.
Ach wie Viele daheim des Brotes genießen die Fülle!
Heute noch mach' ich mich auf, und rasch enteile ich zu meinem
Vater und sag' ihm: Vater! ich habe gesündigt im Himmel
Und vor dir; nicht mehr verdien' ich der Deine zu heißen,
Ach nicht mehr dein Sohn! O mache zu einem der Söldner

Mich!« Da rafft er sich auf und kam in die Heimath zum Vater.
Schon da er ferne noch war, erschaut' und erkannt' ihn der Gute,
Und es jammert ihn sein. Jezt lief er und fiel um den Hals ihm:
Sohn, mein Sohn, Verlorner! ich habe dich wieder! Er küßt' ihn,
Weint und die Thränen erstikten das Wort. Da begann der betroff'ne
Sohn die Rede jezt: — Vater, ich habe gesündigt im Himmel
Und vor dir! nicht mehr verdien ich dein Sohn zu heißen,
Ach nicht mehr dein Sohn! — Doch Rahem gewandt zu den Knechten:
Hurtig das beste Gewand hierher geholt aus dem Schranke,
Daß ihr ihn schnell mir damit bekleidet! — Und bringet den schönsten
Goldenen Ring zur Zier für seine Finger und Schuhe
Seinem nakenden Fuß! Auch schafft ein gemästetes Kalb her,
Flugs es geschlachtet! Dann essen und trinken wir fröhliches Muthes!
Den o dieser mein Sohn war todt und lebet mir wieder,
War verloren und ist mir wiederum heute gefunden
Also sprach er und troknete sich die Thrän in dem Auge.
Jezo begann im Kreise des Hauses die heitere Freude.
Reigen wirbelten, Saitengetön erscholl in die Reigen.
Aber der älteste Sohn war fern und pflegte des Feldes.
Als er dem Hause genaht erhorchte den Sang und die Reigen,
Einen der Knechte behend rief er und fragte: Was soll dieß?
Der antwortet' ihm: Herr, dein Bruder ist heute gekommen
Und ein gemästetes Kalb hat ihm der Vater geschlachtet,
Weil er ihn wieder gesund daheim hat. Jener, entrüstet,

Will nicht hinein in das Haus. Da nahte der Vater und bat ihn,
Bat ihn beschwichtigend sanft mit zärtlichen Worten; der Sohn doch
Düsteres Auges begann er die finstere Rede zum Vater:
Zürne ich mit Fug nicht? Der Jahre so viel schon dien' ich im Hause,
Diente dir redlich nnd treu, und nicht das kleinste der Wortlein,
Die du mir sagtest, verachtet ich dir: Dein Will war meiner
Und kein Böklein hast du mir noch zu Ehren geschlachtet,
Daß ich nach Herzens Gelust nach erginge mit meinen Gesellen.
Sieh! nun kommt dir dein Sohn daher entlaufen der Irre,
Der mißrathene, o, der, ein Schlemmer das Seine verbracht hat;
Flugs wird ihm ein stattliches Kalb geschlachtet zu Ehren!
Aber der zärtliche Vater begann: „Schau lieber du bist ja
Alle Tage bei mir, und dein ist alles das Meine:
Möchtest du grollen mit Fug dem Bruder? Du solltest ja fröhlich
Sein und erheitertes Muths. Todt war er und lebet nun wieder,
War verloren, und ist uns wiederum heute gefunden.
Fort mit Neide, dem Groll! Herein und freue dich mit uns!

Die Sünderin.

In Jerusalem war ein Weib, als Buhlerinn ruchtbar,
Die vernahm, es hatte das Mahl mit einem der Männer
Der farisäischen Zunft der große gehoffte Profete,
Den in der Nähe zu sehn sie umsonst so lange sich sehnte;
Und sie hielt sich nicht mehr, sie eilt' in die Hütte des Lehrers.

Magdala kam, so hieß sie, gerüstet mit köstlicher Salbe.
Weinend, das Auge gesenkt, trat sie zum göttlichen Lehrer,
Sprach nicht, nezte mit brennenden Thränen die Füße dem Theuren,
Troknete wieder die Thränen ihm auf mit den wallenden Haaren
Küßte die Füß' ihm, salbte sie dann mit der köstlichen Salbe.
Der Farisäer ersah' er's, im Herzen den Argwohn
Lispelt' er hin vor sich: da haben wir es, ein Profet dünkt
Der sich zu sein, und wär' er für den er sich täuschend gebärdet,
Müßt' er nicht kennen das Weib, das mit übergeschäftigem Dienste
Dreist sich dränget an ihn, denn eine Buhlerinn ist es.
Jesus, erahnend die Red' und des Mannes Bewegung im Innern,
Richtet empor sein Aug': „Ich habe dir etwas zu sagen, Simon!" — sprach er. Simon erwiedert: So sag' es mir, Meister!
Jesus begann mit freundlichem Ernst die Worte des Bildes:
»Denke der Schuldner dir zwei verhaftet der Gläubiger Einen.
Fünfmal hundert Groschen war schuldig der Eine der andere
Fünfzig; die Zeit war um und keiner vermochte zu zahlen;
Aber der Gläubiger war nicht von den Harten er schenkte
Beiden die Schuld. Nun rathe, wer wird von den Beiden am meisten
Ehren und lieben den Mann? — „Wer anders, als dem er am meisten
Schenkte." — Da sprach der Herr: Du hast das Rechte getroffen,
Und, zum Weibe gewandt, sprach er noch weiter zu Simon:
Siehst du dieß Weib? — Du ludest mich ein, geladen erschien ich

Du, wie die Sitte doch will, hast mir nicht einmal des
Wassers,
Daß ich mir wüsche die Füße, geboten; doch diese mit Thränen
Nezte die Füße sie mir und troknete sie mit den Loken.
Du, wie die Sitte doch will, hast keinen Kuß mir geboten;
Sie mir genaht, sie läßt nicht von mir, und küßt mir die
Füße.
Du, wie die Sitte doch will, hast nicht die Schläfe mit
Oehle
Mir gesalbet; sie kommt und salbt mir die Füße mit Balsam,
Mit dem köstlichsten! Höre mein Wort! Der Liebe so viel
hat
Sie mir erzeiget, ihr werd' auch viel der Sünde vergeben!
Wo die Liebe gering, gering ist auch da die Vergebung.
Und er sagte zu ihr: dir ist, was du fehltest, verziehen!
Jezo erhub sich Gemurmel am Tisch'; es sagten die Gäste:
Dieser was will er? Auch Sünde vergiebt er? Aber dem
Weibe
Rief er Friede mit dir! Geh hin! Dich lohnt dein Vertrauen.

Das verlohrene Schaf.

Schafe zu hunderten weidet' ein Hirt auf Blumigen Triften
Treu mit sorglicher Hut; doch der hunderten Eines verlor
sich
Von der Heerde dem Hütenden einst; mit bekümmertem
Herzen
Ließ er die Vielen und ging nach dem einen verlorenen
Schäfchen;
Thal und Felsen durchzog er und späht' und lokte; da fand er
Das verlorene irrende Lamm: »Ach hab' ich dich!« rief er
Herzlich bewegt, mit freudigem Ungestüm lief er und
hascht' es
Und liebkoset' es legt's auf die Schultern sich, streichelnd, und
trug es

Zu der Heerde; nach Hause gekehrt mit der Heerde des Abends
Ruft er die Freunde zusammen, die Nachbarn zusammen
und jubelt:
Freud' o Freude! so jubelt mit mir ihr Guten gefunden
Sehet doch, hab ich mein Schaf, das verlorene wieder gefunden.

Die zehen Jungfrauen.

Zehen Jungfrauen waren, die nahmen die Lampen und giengen,
Zierlich gerecht, dem Empfange des Bräutigams entgegen.
Weidliche sorgsame waren die fünf, sorglose die andern:
Die vergasens, zur Hand mit der Lampe zugleich im Gefäße
Sich der Lampe Getränk, das Oehl zu nehmen, die klugen
So nicht, die hatten zur Hand mit der Lampe zugleich die
Gefäße.
Aber der Bräutigam säumt' und schattender wehte die
Nacht her.
Schlummer befiel sie alle mit Eins; in Mitte der Nacht scholl
Lärmend der Ruf: „Der Bräutigam! auf der Bräutigam eja!
Rasch ihm entgegen!“ Dem Schlummer enttaumelten mit
einmal,
Lokten die Haare zurecht und rüsteten eilig die Lampen.
Jezt die Vergeßlichen stuzten und nahten verschämt sich
den Klugen:
„Liebe Gesellinnen gebt uns doch des Oehles ein wenig!
Unsere Lampen verlöschen uns schon.“ — „Ei nicht doch,
ihr Guten!“
Sagten diese jezt, „wie leicht dürft' es uns beiden gebrechen!
Auf zu den Krämern im Nu! Kauft selbst dort was ihr
bedürfet.“
Und sie giengen. Der Bräutigam kam, die Gerüsteten zogen
In des Bräutigams Feiergemach; die Pforte verschloß sich.
Jezt die Verspäteten kamen hernach; voll tiefer Beschämung
Und mit flehendem Ruf laut riefen sie: Oeffne die Pforte,

Deiner Ehre Gesellinnen sinds, Herr, öffne die Pforte!
Aber der Bräutigam! „Fort! ich habe mit euch nichts zu schaffen.“

Der ungerechte Haushälter.

Ormah war ein Reicher, der hatte zum Schaffner des Hauses
Einen der Knechte bestellt, der Ränke geübt das Vertrauen
Seines Gebieters erstahl; erhoben zur Ehre des Amtes
Trieb er läßig das Werk und verpraßte die Habe des Hausherrn.
Jezo vernahm es der Herr und berief zur Rechnung den
Schaffner:
„Lohn'st du so mir, du Schalk! Was hör ich von dir nicht?
Du kannst mir
Schaffner hinfort nicht sein! Die Rechnung gezeigt!“ Der
Verschwizte
Fühlte Zwist im Gemüth, es trieben ihn dahin und dorthin
Seine Gedanken: Was, dacht er beginn ich? Das Amt
verloren! —
Herden steht mir nicht an; so schämet mein Stolz sich des
Bettelns
Jezo besann sich der Schalk: „Ich weiß, was ich thue; sie sollen,
Bin ich des Amtes entsezt, ich will sie verpflichten, in ihre
Häuser, die Schuldner, mich nehmen, — es waschte die
Hand doch die and're —
Daß ich dem Mangel entgeh' und fremden Brods mich
erfreue!“
Freudig besendet' er schnell die Schuldner jezt alle des
Hausherrn,
Täuschend den Herrn durch Verzug, als brauch er der Zeit
zu der Rechnung;
Und es kamen die Schuldner herbei. Da fragt er den Ersten:
„Sage, wie viel ist die Schuld, die du zu entrichten dem
Herrn hast?“

Hundert Tonnen Oehles, entgegnete dieser. Der Schaffner:
„Hurtig den Brief genommen und fünfzig geschrieben für
hundert,
Und gedenk es mir fein! Es änden die Zeiten, ich möchte
Deiner bedürfen am morgenden Tag.“ — Da fragt er den
Andern:
Sage! wie viel ist die Schuld, die du zu entrichten dem
Herrn hast?
„Hundert Malter Weizen“ entgegnete dieser. Der Schaffner:
„Hurtig den Brief genommen und fünfzig geschrieben für
hundert,
Und gedenk es mir fein, es ändern die Zeiten, ich möchte
Deiner bedürfen am morgenden Tag!“ So that er bei allen
In der Reihe, der schlaue Betrüger. Es hört es der Hausherr;
Selber Betrüger, wo's galt, erfreut sich heimlich des Schlauen.

Bachur.

Bachur war der Gewaltigen Einer; der Männer, der Städte
Viele beherrscht' er umher; ein fernes Reich zu erobern,
Zog er mit Gewagneten fort. Bevor er hinwegzog,
Seiner Diener zehen besendet' er plözlich erscheinen
Diese, mit Ehrfurcht standen sie da, der Befehle gewärtig,
Und der Gebiether begann: Ich scheide, doch wieder zu kehren,
Mächtiger, herrlicher wieder zu kehren, scheid ich von hinnen:
Hört mein Gebet an euch und bewahret es tief in der Seele!
Zehen zähl' ich euer vor mir, zehn volle Talente
Liegen vor mir, die nehmt, tragt, jeder das Seine, nach Hause!
Werbet und treibet es nun, ein jeder das Seine, mit Wucher,
Bis ich komm' und Rechnung von euch, der Herrscher, verlange.
Jahre mögen vergehn, doch ein Sieger gedenk ich wieder zu
kehren.
Jahre waren vergangen, es kehrt ein Sieger der Herrscher.
Sieh! da berief die belohnten er schnell; sie kamen und horchten:

Red und Antwort ehrlich gegeben! „Was habt ihr gehandelt? Wie die Talente verwandt?“ Er sprachs, da nahte der Erste: Freude dem Sieger zuvor und langes Leben dem Herrscher! Mein Gebieter! mit redlichem Fleiß arbeitet' ich, sagt er, Nimm das Deine; dein Pfund hat zehn der Pfunde gewonnen. Dessen erfreute der Herr sich fröhlich im Herzen und freundlich Nikt' er ihm zu: „Du Redlicher, Fleißiger, wie ich dir hold bin!
Treu im Geringern erzeigtest du dich: Dich lohne die Treue! Größeres werde dir! Mit zehn Städten betrau' ich dich Treuer!“
Und der Andere kam und neigte zur Erde sein Antliz: „Mein Gebiether, dein Pfund hat fünf der Pfunde gewonnen; Was ich nur immer vermochte, das that ich.“ Lohn dir nach deiner
That! erwiederte der Herr; fünf Städte vertrau ich dir Treuer. Aber verdrossenes Gangs und scheu die Miene gesenket, Nahte der Dritte: „Wie? du, was hast du gewonnen? — Ich bringe
Hier o Gebieter, dein Pfund, ich hab es redlich bewahret, Vor den Dieben in Thüchern versenkt, in Gruben bewahret.“ Ehrest du so mein Gebot? — zürnt finster ihn an der Gebieter. Aber der tükische Knecht: „Ich fürchtete dich, o Beherrscher!“
Sprach er, „weil mir verborgen nicht war dein wucherischer Hartsinn;
Nimmst du doch, wo du nicht selber gelegt, und erntest, wo deine
Hand nicht gesä't — ich kann mir die Rede, das Herz nicht bezwingen,
Wie ich denke, so muß es heraus — sieh! darum versäumt' ich Um zu treiben dein Gut; hier nimm' es, das Deine zurüke!“ Hoch jezt entbrannte der Zorn in dem Busen des Herrn und mit strengem
Wort erwiedert' er rasch: Dich richtet die eigene Zunge,

Schalk! Wie kanntest du so den Harten mich? Wußtest, ich nehme,
Was ich nicht, wo ich nicht selber gelegt? Ich ernte, wo meine
Hand nicht gesäet? — Und mußtest darum du nicht eilen auf Wucher
Anzulegen mein Geld, damit ich bei meiner Zurükkunft
Mich des süßen Gewinnes in dem geizigen Herzen erfreute? —
Fort ihn gebunden! und werft ihn hinaus in die Kammer der Marter,
Daß im Stoke mir dort er büße die tükische Trägheit,
Der Nichtswerthe! Das Geld zahlt hin dem wakern Ersten,
Der mir zehen der Pfund', hat mit dem Einen gewonnen!
Noch zu dem, was er hat, wird gegeben dem treuen Verwalter;
Den untreuen wird auch das, was er schon hat genommen.

Der Hausvater.

Söldner gieng mit dem röthenden Morgen zu miethen ein Hausherr,
Ihm des Weinbergs Erbe zu baun, des höchlich Geliebten,
Durch die Straßen forscht er und dingt den Söldner zum Taglohn
Einen Groschen und schikt die Gedungnen hinaus in den Weinberg.
Mit der dritten der Stunden des Tags rasch eilt er zum Marktplaz;
Da erblikt' im Getümmel der Müßigen manche der Hausherr:
„Nun ihr, was stehet ihr da, die Händ' in dem Schooße so müßig?
Arbeit hab' ich für euch, und empfangen sollt ihr, was recht ist:
Hurtig hinaus vor das Thor in den Weinberg!“ Also der Hausherr.
Und sie säumten sich nicht und entwanderten. Wieder zur sechsten

Stund' erschien er und wieder zur neunten; wieder erblikt er
Müßige da und sprach dieselbigen Worte. Der Tag sank
Mählig dahin und jezt schon nahte der Abend; die eilfte
Stunde war um und es kam der unverdrossene Hausherr
Wieder heran auf den Markt und andere Müßige fand er:
„Nun ihr, was stehet ihr da, die Händ' in dem Schooße
so müßig?
Schande! mit Müßiggehen den langen Tag zu verderben!
Hat euch denn Niemanb bestellt?“ „Herr! Niemand hat uns
bestellet,“
Sagten die Männer; und er: „So gehet mir hin in den
Weinberg!
Arbeit hab' ich für euch und empfangen sollt ihr, was recht ist.“
Als die Sonne sich senkte, da rief der Eigner des Weinbergs
Seinem Schaffner: „Herbei und laß sie kommen die Söldner,
Daß sie empfahen den Sold vom Lezten bis hin zu dem
Ersten!“
Und es kamen heran die zur eilften Stunde Gedungnen,
Die zur neunten, zur sechsten sodann; es reichte den Groschen
Jedem der Schaffner; die frühe gemietheten spizten auf reichen
Lohn sich geheim; doch jeglichem reichte den Groschen der
Schaffner.
Finster murrten sie dann, in der Hand den Groschen: „Nur
Eine
Stunde geharkt! — und dasselb' empfahen die Lezten doch
gleich uns,
Die wir ertrugen die Last und ertrugen die Hize des Tages.“
Einem der Rechtenden jezt erwiedert-also der Hausherr:
„Wie? ich sollte dir, Freund, Unrechtes erzeigen? Bedungen
Hab' ich es so nicht mit euch? So nehmt denn, was euch
gebühret!
Geb' ich denselbigen Sold den Lezten auch, handl' ich denn
unrecht,
Wenn ich so, wie das Herz mir gebeut, mit dem Meinigen
schalte?

Oder reget euch nur der Neid, ihr Argen, den Busen?
Sehr! so werden die Lezten die Ersten, die Ersten die Lezten.

Der Herr des Weinberges.

Einen Weinberg pflanzte sich einst ein weidlicher Hausherr,
Führt' eine Geheg' umher, grub eine Grube zum Keltern
Sorgsam darinn, auch nicht versäumt' er zu bauen den Wachthurm.
Als er ihn wohl so versehn und bestellt, an Winzer verlieh er
Jezt ihn; die rüstigen trieben ihr Werk, hin rollten die Stunden.
Jezt da die Lese begann, fort schikt von den Knechten, zu seinen
Pflanzern der Mann, zur Hand den bedungenen Zins ihm zu bringen;
Aber die Pflanzer des Weins ergriffen mit Eile die Knechte,
Stäupten sie steinigten sie und mordeten einen derselben.
Wieder sandte der Herr von den Knechten, verstärkend die Anzahl;
Aber sie stäupten sie, steinigten sie und würgten sie wieder.
Jezo sandte den Sohn, den zuerst ihm gebornen, der Hausherr,
Denn er dachte besonnen im wohlerwägenden Herzen:
Ehrerbietig gewiß wird dieser von ihnen empfangen;
Ist er mein Sohn und mein Erbe ja doch! — Da den sie erschauten,
Traten zusammen sie schnell, es flüstert der Eine zum Andern
Tükisch das Wort: „Der Sohn ist da, der Erb' ist gekommen!
Tödten wir ihn, frisch an! so gewinnen vielleicht wir sein Erbgut."
Bald vereinte zur That sich die Rotte, mit wüthigem Grimme
Stießen sie rasch ihn zur Pflanzung hinaus und würgten ihn nieder.
Als nun der Herr es vernahm, da macht' er sich auf und gerüstet

Zog er mit reisiger Schaar heran zu der Frevel Rotte
Wie vergalt er gerecht nicht Böses den Bösen; danieder
Wurden sie alle gestrekt, die Pflanzungen verliehen an andre,
Die mit der kehrenden Zeit verzinsten die Früchte dem
Gutsherrn.

Die Hochzeit des Königssohnes.

Ein Gewaltiger war's, der schikte sich an, dem verlobten
Sohn zu bereiten ein festliches Mahl; da lud er der Gäste
Viele; zur Stunde des Mahls versandt er die Diener, zu rufen
Die Geladenen: „Kommt! die Feier beginnt.“ Es säumten
Die Geladenen, und wieder versandt' er die Diener, zu rufen:
„Kommt! das Mahl ist bereit, die Ochsen geschlachtet, das
Mastvieh!
Alles ist fertig und harret auf euch; so kommet zur Hochzeit!“
Aber sie achteten nicht sehr höchlich der Ehre der Ladung,
Der ging fort auf das Feld, der Andre zu anderm Gewerbe;
Jener entschuldigte sich: „Fünf frische Gespanne von Stieren
Hab' ich gekauft, und Noth thut mir, sie jezt zu versuchen.“
Dieser: „Ich habe gefreit, ich selber; der eigenen Hochzeit
Sorge bedranget mich nun.“ Also mit eitlem Gerede
Wiesen die Ehre sie ab; ja Undankbare waren, die fielen
Ueber die Ladenden ungestümm her, und jagten, mit Fäusten
Hart verwundend, sie fort. Es hört' es der König, er-
grimmend,
Schnell enbot er die Reisigen all' und zu rächen das Unbild
Sandt' er die Schaaren jezt fort, daß sie sengten das Band
und die Frevler
Würgten; die Ladenden doch rief er: „Bereit ist die Hochzeit,“
Sagt er, „sie waren nicht werth der Ehre der Ladung, die
Rohen.
Auf denn, und schnell mir gewandert hinab die Straßen,
durch alle

Märkte, zusammengerafft die Lahmen, die Krüppel, die Blinden!
Sputet euch! Wen ihr nur seht, den ladet und bringet ins Haus mir!« —
Bald erfüllte Gewimmel den Saal; doch merkte des Raumes Mehr noch der Herr und gebot mit geflügelten Worten den Diener:
„An die Gehäge hinaus! An die Pfade zwischen den Hagen! Bringt mir der dort Zerstreuten noch mehr! So werde mein Haus voll!
Keiner, ich schwör' es, der Ehreverächter sei're das Mahl mit!«

Der Reiche.

Ein Reicher war, der hatte wohl bestellt
Sein Gut und reichlich hatt' es ihm getragen;
Deß freut' er sich und dachte stolz bei sich:
Was soll ich thun? Ich kann des Vorraths Menge
In meinen Scheunen Raum nicht sammeln! „Gut!«
Besann er sich, nun weiß ich, was ich thu'!
Ich reiße nieder meine Scheunen, baue
Geräumigere, größ're mir jezt auf,
Und was ich ernte, alles samml' ich drein,
Voll meiner vollen Haabe freuen will ich mich,
Und sagen will ich meiner lieben Seele dann:
Nun liebe Seele, hat es keine Noth!
Geborgen bist auf viele Jahre du;
Sei gutes Muths und iß und trink und pfleg'
In Ruhe dein! — Doch anders scholl es droben:
„Thor, der du bist! Heut, diese Nacht, wird man
Die Seele von dir fordern, du mußt sterben,
Und was wird sein, das du bereitet hast?«

So fahren die, die Schäze sammeln und nicht reich
In Gott zu werden sich mit Ernst bestreben.

Der Vater und die zwei Söhne.

Zwei Söhne hatt ein Vater und er gieng
Zum Ersten hin und sprach: Arbeite doch
In meinem Weinberg heute mir! — Ich mag nicht,
Entgegnete der Sohn; doch hinterher
Gereute bald den Widerspenstigen
Des raschen Worts und plözlich eilt' er fort,
Und gab sich rüstig an die Arbeit hin.
Zum Zweiten seiner Söhne war indeß
Der Vater hingegangen: „Gehe du
Mir in den Weinberg," sagt er: „Sieh! dein Bruder,
Der Ungehorsame, hat's verweigert dreist!"
„Ja, lieber Vater, ja, den Augenblik!"
Erwiedert' er; doch anders war die That,
Als seine Rede war: Er gieng nicht hin.
Wer unter diesen Zwei'n that, was der Vater wollte?

Verschiedner Bau.

Zwei baueten, der Eine gieng und wählte
Sich eine weite Streke Sandes zu dem Plaz
Des Baues, leicht erhoben hat er da
Sein Haus; da kam der Samiel daher gestürmet
Und stürzet' es und seine Freude mit dahin!
Der Andre, mehr bedachtes Sinnes, ersah
Sich einen Fels zum festen Grund und sparte
Nicht Zeit noch Müh' und endlich stand der Bau.
Noch steht und trozet er den Stürmen sicher.

Der Schaz.

Auf einem fremden Aker fand ein Mann
Einst einen tief verborgnen theuren Schaz;
Hoch freute deß sein Herz im Innern sich:
Den muß ich heben, redlich heben, dacht' er; schnell
Lief er zum Eigenthümer hin und feilschete
Das Gut und Alles, was er hatte, bot er ihm;
Um seine ganze Haabe kauft' er so den Schaz.

Wenn im Vergänglichzeitlichen der Mensch
Mit niedrer Klugheit so behende fährt;
Dem unvergänglichen, dem höchsten Schaz,
Nicht Alles solltest du ihm freudig opfern.

Der Richter.

Ein Richter war in einer Stadt, ein harter Mann,
Er scheuete nicht Gott, er scheute keinen Menschen,
Und eine Wittwe kam, ein armes Blut,
Die bat: Errette mich von meinem Dränger!
Er säumte lang; sie aber kam und kam,
Und bat und bat. Da dacht er bei sich selbst:
Zwar scheu' ich Gott nicht, scheue keinen Menschen;
Doch wär ich nur die Qual des Weibes los!
Sie läßt nicht ab und peinigt mich schier todt;
Auf! ihr geholfen! Schaffen will ich ihr das Recht!
Wenn so des ungerechte Richter that,
Und der gerechte droben sollte seine Freunde,
Die Tag und Nacht ihm rufen, mit Geduld
Nicht hören und sie retten? O er wird
Mit Eile, mit des Winkes Eile sie erretten.

Die Aussaat.

Ein Sämann gieng zu säen seinen Saamen,
Doch Manches unterm Säen fiel ihm auf den Weg.
Da flog Gevögel her und aß es auf;
Noch Andres fiel ihm auf das Steinichte,
Der Erde da, der nährenden, ermangelnd.
Dem lokern Boden üppig schön entschoß es bald;
Doch als die Sonne höher stieg in ihrer Kraft,
Nach kurzer Frist von wenig Monden war's verdorrt,
Da ihm der tiefen Wurzeln Nahrungsquell gebrach.
Noch andrer Saame flog ins Dorngesträuch,
Das auf dem Aker freudig trieb und bald
Die zarten Keim erstikte; Manches doch
Fiel auch auf gutes Land und zeugte Frucht,
Dort hundertfältig, sechzigfältig dort;
Hier Minderes, nur dreißigfältiges.

Wer Ohren hat zu hören, höre!

Der Feigenbaum.

In einem Weinberg stand ein Feigenbaum
Gepflanzt: Der Eigner wartet oft und viel
Mit Fleiß des Baumes, doch nie belohnt durch Frucht.
Zur Zeit der Feigenreife kam der Herr,
Und als er wieder sah, wie ohne Frucht
Des Baumes Blätter einsam hingen, jezt
Entrüstet sprach er zu seinem Winzer:
„Drei Jahre sind nun rum und jedes Jahr
Harr ich vergebens auf des Baumes Frucht:
Auf, hau' ihn um, was hindert er das Land?
Fort mit dem faulen Knorren fort!“ der Winzer

Erwiedert': „Herr, laß ihn noch dieses Jahr!
Es gelte noch einmal! Ich grab' um ihn
Mit Fleiß, beding' ihn, wart ihn; täuschet dich
Und mich auch der Versuch, so mag er fallen.

Des Königs Rechnung.

Mit seinen Knechten wollt' ein König rechnen,
Und als er anhob, kam vor ihn ein Knecht,
Der war ihm schuldig zehen tausend Pfund;
Als der es nun nicht hatte zu bezahlen:
„Schnell" zürnet der Herr „schnell ihn verkauft
Mit Weib und Kind, mit Allem, was er hat!
Bezahlet muß ich sein!" Betroffen stürzte
Der Knecht auf seine Knie vor den Herrn,
Und weinend seufzet' er zu ihm empor:
„O meine Kinder, mein unschuldig Weib!
„O habe doch Geduld mit mir! Ich will
„Gewiß ich will dir Alles redlich zahlen!"
Da jammert' höchlich dieses Knechts den Herrn,
Als er die Worte hört', er ließ ihn frei,
Und auch die ganze Schuld erließ er ihm.
Wie froh von hinnen geht der Knecht; so trifft
Im Augenblik, er seiner Mitknecht einen,
Der war ihm hundert Groschen schuldig; rasch
Faßt' er ihn an, und würget' ihn und sprach:
„Bezahle mir, was du mir schuldig bist!"
Da fiel der Mitknecht auf die Knie vor ihn,
Und weinend seufzet er zu ihm empor:
„O habe doch Geduld mit mir! Ich will,
Gewiß ich will dir alles redlich zahlen!"
Der aber hartes Sinnes, weigerte
Sich daß und ließ ihn in den Kerker werfen:
„Da" tobt' er „mag er schmachten, winseln, heulen,

Bis daß er zahle, was er schuldig ist!«
Die andern Mitgenossen, als sie hörten
Das Unbild, das verübt der Trozige,
Ergrimmten sie im Innern tief der Schmach,
Und brachten schnell die Kunde vor den Herrn.
Entrüstet rief ihn also bald der Herr:
„Schalk aller Schälke!« zürnet er ihm zu:
„Sieh! deine ganze große Schuld erließ
Ich dir, von deinem heuchlerischen Flehn
Herzinniglich gerührt, und solltest du
Nicht auch erbarmt dich haben deines Mitknechts,
Wie ich erbarmt mich habe über dich?
So bin ich meines Wortes wieder quitt!
Flugs in die Marterkammer fort mit ihm,
Und seine Füß ihm in den Stok gelegt!
Dort mag er schmachten, winseln, häulen, bis
Rein abbezahlt ist alle meine Schuld.«

Vergebt so wird euch wiederum vergeben!

Die Ankunft des Hausherrn.

Ein Vater seines Hauses zog einmal
Fern über Land und überließ die Hut
Des Hauses seinen Knechten, jeglichem
Sein Werk vertheilend, und der Thüre Hut
Schärft' er dem Pförtner ein mit ernsten Worten.
Als nun der Hausherr ferne war, vergassen
Der Knechte manche bald des Ernstes Wort,
Und pochten, aßen, tranken nach Gelust
Und sorgten nicht für das vertraute Werk;
Selbst auch der Pförtner, läßig, kümmerte
Sich nicht um das Bestellte, ging hinweg

Von seiner Thüre, wenn die Lust ihm kam
Und prachte, schlemmt' und demmte, wie das Herz
Ihn zog, bis tief hin in die Mitternacht,
Und wenn er heimkam, statt zu wachen, jezt
Aufs Lager legt' er sich und schlief und schnarchte.
Jezt mit dem ersten Hahnenrufe kam
Mit eins der Herr und fand die Thüre offen,
Den Pförtner schnarchend vor der Thüre, draußen
Der Knechte manche noch und innen auch
Zerstreut umher bei schwelg'rischem Gelag;
Nur Wen'ge ruhend von der Arbeit Müh'n,
Und Wen'gere bei der Lampe stillem Schein
Arbeitend noch. Wie sehr ergrimmte jezt
Der Herr, als er des Hauses Unordnung
Gewahrte; plözlich seinen Dienern, die mit ihm,
Gebot er, zu ergreifen die Vergeßlichen
Des Wortes, das er bei dem Abschied sprach,
Und in den tiefsten Kerker sie zu werfen:
„Dort soll der Stok, die schwierende Peitsche soll ihr Lohn
Dort sein!“ Doch den Gehorsamen, den Treuen
Lohnt' er es zweifach, dreifach, ehrte sie
Und sezte sie hoch über andere Knechte.

Der treue Diener.

Wahrlich ein köstliches Ding ist ein treuer und wakerer Schaffner,
Welchen der Herr dem Gesinde bestellt hat, jedem der Knechte
Sein bescheidenes Theil zur gehörigen Zeit zu vertheilen.
Heil dem Manne, der so vollbringt den Willen des Hausherrn!
Segen wartet auf ihn, wenn der ferne Gewanderte heimkehrt;
Lohnend vertraut ihm der Herr die Hut des sämmtlichen Gutes.
Nicht also, wenn derselbige Knecht im Herzen gedächte:

„Sieh! es verziehet zu kommen der Herr: Wer weiß, wann er heimkehrt?
Gut! ich folge mir selbst, wie das Herz mir im Busen gebiethet.“
Und er beginnt nun zu schlagen die Knecht, und zu schlagen die Mägde,
Pochet und prachet und ißt und trinkt und fraget nach Niemand.
Wahrlich, bevor es der Schalk sich versieht, am sicheren Tage,
In der sicheren Stunde, wer weiß, so erscheinen der Hausherr,
Und die ereilende Strafe mit ihm; der Frevler gerechter Lohn, die schwierende Peitsch' und der Stok empfanget den Frevler.
Doppelte Streiche verdient, wenn der Wille bekannt ist des Hausherrn,
Und doch gehorcht nicht der Knecht. Wenn nicht der Wille bekannt ist,
Strafe, doch mindere, leidet auch er, so er Böses gethan hat.
Viel erwartet von dem man mit Recht, dem viel auch vertraut ward.

Der Säemann.

Guten Saamen zu streu'n in den Schoos der harrenden Erde
Ging ein Akerer aus mit der röthenden Frühe des Morgens,
Streute den Saamen und schied. In Mitte der schattenden Nacht kam,
Als jezt Dunkel umhüllte die Pfad' und Schlummer die Menschen,
Tükisch ein feindlicher Mann und streuete zwischen den Weizen
Unkrautsaamen aus reichlicher Hand und eilte von dannen;
Reifend entschoß der Weizen der Erd' in prangenden Halmen
Aber es drängte sich auch durch die Halme das üppige Unkraut.

Jezo kamen die Knecht' und fragten verwundert den Hausherrn:
Guten Saamen, den hast du ja doch gesä't in den Aker;
Siehe, woher ist entsproßt dem Aker das üppige Unkraut?
„Feindeshand hat dieß mir gestreut!“ erwiedert' er. —
„Gehn wir! —
Auf! wir thun es und gäten es aus!“ so sagten die Knechte;
Aber es sagte der Herr die wohlerwogenen Worte:
„Nicht, ihr Geschwinden! Ihr möchtet zugleich mit dem wuchernden Kraute,
Solches entraufend, mir auch entraufen den fröhlichen Weizen.
Harret, es wachse mir beides zusammen bis zu der Erndte!
Wann die Erndte beginnt, gebiet' ich den Schnittern: das Unkraut
Sammelt zuvor mir zu Hauff und bindet es fein mir in Bunde,
Daß es die Flamme verzehr'! Und dann erst schafft in die Tenne
Sorglich den Weizen mir her.“ Also der bedächtige Hausherr.

Der Farisäer und der Zöllner.

Zwei der Menschen giengen hinauf in den Tempel zu beten;
Ein Farisäer war der ein', ein Zöllner der andre.
Der Farisäer ersah's mit emporgeworfenem Naken,
Stolzen erhöheten Bliken, des stolzeren Herzens Verräthern,
Mit erhöhten gefalteten Armen so stand er, betend:
„Gott! ich danke dir, daß ich nicht bin, wie der Menge so viel sind,
Daß mich Raub nicht schändet und widerrechtliche That nicht,
Lust nicht beflekt, daß ich rein stets hielt das Gelübde der Ehe,
Fremdes Recht nicht entweiht' und Lug und Trug mich nicht brandmarkt;

Daß ich, wie dieser Zöllner, nicht bin, noch seines Gelichters.
Streng bewahr' ich der Sazung Gebot: ich faste des Sabbaths
Zweimal, spende Gaben der Mild' an die Armen, und alles,
Was ich an Haabe besiz', an den Schaz des Tempels verzehnt' ichs.
Gott! ich danke dir, daß ich nicht bin, wie der Menge so viel sind.«
Aber gekehrt in sich stand scheu von ferne der Zöllner;
Redlicher inniger Demuth voll, so stand er, die Blike
Niedergesenkt, noch tiefer gesenkt das Herz, in Beschauung
Seiner Fehl', er vermocht', er wollte die Arme zum Himmel
Nicht erheben, er rang sie beängstigt, er schlug an die Brust sich,
Auch das Wort in der Brust, in dem Mund arbeitete lang ihm;
Endlich seufzt' es empor: „Gott sei mir Sünder gnädig!«
Wahrlich entsündiget mehr, der niederströmenden Gnade,
Gottes verzeihender Gnade gewürdigter, schied er von hinnen,
Den der prahlende Beter vor ihm, sein stolzer Verächter.
Wer sich selber erhöht, der muß erniedriget werden,
Wer einfältig sich selber erniedriget, klimmet zur Höhe.

Das Scherflein der Wittwe.

Opfer zollte das Volk dem heiligen Schaze des Tempels;
Jesus saß von fern' und schaute der Opfernden Menge;
Gaben, prunkende, spendeten prunken die Reichen; die Geber
Sehen umher und hell erklang die Münz in dem Beken
Eine Wittwe jezt kam, die legte verschämt zwei Scherflein
Nieder ins Beken; der Herr, der Kenner der Herzen erschaute
Vor der Gabe der Geberinn Herz; mit innerster Rührung
Sprach er, hin zu den Jüngern gewandt, die herzlichen Worte:

„Wahrlich dieß Weib, sie hat am meisten gegeben, ihr Herz gab.
Weniges gaben doch nur von dem Ueberflusse der Güter,
Was es auch glänze, nur Weniges gaben die prahlenden Reichen:
Aber ihr Alles gab, all ihre Nahrung, die Wittwe.“

Das Vaterherz Gottes.

Bittet, so wird euch gegeben, und sucht, so werdet ihr finden!
Klopft an die Thüre, so wird euch geöfnet. Wer bittet, empfahet,
Und es findet, wer sucht, und dem Klopfenden öffnet die Thür sich.
Sagt! Wo findet sich doch der Mensch wohl? Wenn ihn sein eigner
Sohn anspräche: „Nach Brod verlanget mich, Vater!“ Der Vater
Könnte der Harte dann sein, und böt' ihm Steine für Brod dar?
Sagt! wo findet sich der Mensch wohl! Wenn ihn sein eigner
Sohn anspräche: „Nach Fischen verlanget mich, Vater!“ Der Vater
Könnte der Harte dann sein und böt' ihm Nattern für Fische?
Wenn die Menschen, die doch nicht gut sind, können den Ihren
Gutes bescheren, wie wird nicht der liebende Vater im Himmel
Vielmehr Gutes aus segnender Hand dem Bitter bescheren?

Zweite Abtheilung.

Die Blüthen der Parabeln der neuesten Literatur.

Das Thiergefecht.

Zu einem mächtigen Beherrscher des Morgenlandes trat eines Tages seine königliche Gemahlin, weinend vor Zorn, und Rache erflehend, gegen einen Verbrecher und Beleidiger fürstlicher Majestät. Siehe, sprach sie, der Frevler brachte mir einen Schmuk von Edelsteinen: aber das Gestein ward falsch befunden. Schon büsset er seinen Trug im finstern Kerker, aber mit dem Leben soll er die Unthat entgelten, ich schwöre es bei meinem eigenen. Ich verlange, daß du, o König, ihn zum Löwenkampf verdammest.

Ach, laß uns nicht in Leidenschaft richten, erwiederte der Monarch. Denn wie könnte dem Zorne das Recht begegnen? Einem Fürsten des Volks geziemet, frei zu sein von jeglicher Leidenschaft. Ist er nicht des Höchsten Bild und Statthalter?

Zürnet denn nicht auch Gott im Wetter? fragte die Königin:

Nicht doch, antwortete der König, er thut wohl, auch im Wetter. Ach, meine Geliebte, der Mensch denkt und bildet sich den Ewigen nur zu gern nach seinem eigenen Bilde. —

Die Königin aber erzürnte noch mehr und sprach: Auch Gott hasset und straft den Verbrecher: und er gab nicht umsonst den Königen das Schwert. Ich will nur, daß dem

Frevler sein Recht widerfahre. Sein Tod ist ihm verkündet. Es ist keine Aenderung!

Wohlan denn, sagte der König, es sei so! Am morgenden Tage!

Als nun am andern Tage die Stunde erschien, und die Trompeten und Pauken das blutige Schauspiel ankündeten, erhob sich die Königin mit prächtigem Gefolge, und erfreute sich im Herzen über den Triumpf ihres Zornes. Denn die Rache ist dem erhizten Gemüthe wie ein kühlendes Labsal.

Der Herold öffnete die Schranken, und zitternd stand der Verbrecher, und die Trompeten und Pauken ertönten von neuem.

Siehe, da kam statt des Löwen ein weißes frommes Lamm, und nahete sich vertraulich dem zitternden Manne. Die Pauken aber und Trompeten schwiegen, und es begann ein süßes Getöne der Harfen und Flöten, und das Lamm schmiegte sich zu den Füßen des zitternden Mannes und schauete zu ihm hinauf.

Da blikte die Königin zu ihrem Gemahl hin und erröthete. Der König aber sprach: Dein Blik, meine Geliebte, giebt mir Zeugniß, daß ich das Vergeltungsrecht geübt habe. Er, der dich täuschte, ist getäuscht worden, und dir wird statt des Unedeln das Edle gewährt! — Die Röthe deiner Wangen, die mir schöner dünkt, als der fürstliche Purpur, der dich schmükt, lohnet auch mir. Denn dein Antliz zeuget auch mir, daß ich als Ebenbild und Statthalter des Höchsten gehandelt habe! —

Darauf verkündeten die Trompeten das Ende des Schauspiels, und das Volk rief: Heil unserm König und der Königin!

Die Nachtigall.

Frühmorgens im Beginn des Aerndtemondes begleitete Sofron seinen Vater auf das Feld. Die Lerche sang über

ihren Häuptern. — Ein freundlicher Vogel! begann der Vater. Er begrüßt mit seinem fröhlichen Liede das erste Dämmern des Tages, so wie das leise Erwachen des Frühlings; er schwebt empor, daß alle Welt sein Lied vernehmen möge, und verstummt nur, wenn die Natur ihre Schöpfungen vollendet hat.

Der Jüngling bejahte die Rede des Vaters. Aber, fügte er hinzu, warum nimmt uns die Natur so schnell den schönen unvergleichlichen Gesang der Nachtigall? — Ist es doch, als ob sie nur einige Tage gesungen hätte! —

Ungenügsamer! antwortete lächelnd der Vater. Machst du es doch nach der Weise der Menschen. Muß denn das Schönste, was uns der Himmel spärlich ertheilet, nur dazu dienen, um uns kälter und gleichgültiger zu machen gegen das Schöne und Gute, das er im reichen Maase uns spendet?

Nicht gleichgültiger, lieber Vater — erwiederte der Jüngling — der Mensch hat alsdann nur einen höhern Maaßstab empfangen — und soll er denn nicht nach dem Höchsten streben? Soll er nicht das niedere Schöne schäzen, aber das Höchste verehren und lieben? — Soll ihn nicht die Achtung des Schönen zur Verehrung des Schönsten geleiten?

Wohl! mein Sohn, sagte der Vater — ich stimme dir bei. Ich redete auch nur von der Weise der Menschen, wie sie zu sein pflegt, nicht aber von der menschlichen Weise, wie sie sein sollte.

Nach einer Weile begann Sofron von neuem: Wenn nun das Schönste das Ziel ist, wornach der Mensch streben soll, warum nimmt uns dann die Natur so bald den Genuß des lieblichsten Gesanges? —

Der Vater antwortete: Erinnerst du dich noch, mein Lieber, wie dir war, als du zum erstenmal den Gesang der Nachtigall vernahmest?

O, sagte der Sohn, wie könnt' ich je des schönen Abends vergessen?

Du warst gerührt, fuhr der Vater fort, über den ernsten und hohen Gesang, den die Natur diesem zarten Geschöpf anvertraute. Die Dichtung des kindlichen Alterthums, daß die Seele eines geliebten Sängers der Urwelt in das kleine Thier übergegangen sei, deuchte die Wahrheit,*) denn jeder Ton schien die Empfindung und Gedanke — alles die höchste Vollendung in seiner Art.

O, wohl, mein Vater, erwiederte der Jüngling — je näher man der Natur ist, und je mehr sich unser Herz ihrer Sprache öffnet, um desto leichter begreift man auch das kindliche Wort der einfachen Urwelt! —

Und nachdem du sie nun mehrere Wochen gehört hattest, sagte der Vater — da hörtest du sie zwar gern und mit Freuden, aber doch nicht mit jener Empfindung — dein Entzüken erlosch allmählig — du hörtest gleichgültiger — nicht wahr, mein Lieber? war es nicht so?

Der Jüngling bejahte es und sah den Vater befremdet an. —

Der Vater aber lächelte und sprach: diese Frage war nicht wie du glaubst, überflüssig. Um uns eines richtigen Urtheils über das, was außer uns ist, bewußt zu werden, müssen wir vorher einen richtigen und hellen Blik in uns selbst gethan haben. — Würdest du vielleicht nicht allmählig ganz aufgehört haben, das Grosse, Schöne und Rührende dieses wundersamen Gesanges zu empfinden? —

Aber, fiel der Jüngling dem Vater in das Wort — die Lerche erfreut uns doch den ganzen Frühling und Sommer hindurch mit ihrem freundlichen Liede. —

Wohl! mein Sohn, erwiederte jener. Das Schöne ist ein Bedürfniß des Menschen. Darum ließ uns die gütige Natur es niemals daran fehlen. Aber das Schönste, das

---

*) Nach Plato gieng die Seele des Thamiris in eine Nachtigall über.

Vollendete ist etwas Heiliges — es soll zu dem Göttlichen leiten, dessen Ausfluß es ist — und darf nicht gemein und entweihet werden. Deßhalb verlieh sie uns jenes immer — dieses aber erscheint uns seltener, damit wir es in unserer Seele aufnehmen. — Nicht wahr, jezt in dieser Morgenstunde ist dir der Gesang der Nachtigall eben das in der Empfindung, was er dir an jenem ersten Tage in der Wirklichkeit war? —

Der Jüngling winkte dem Vater freundlichen Beifall, und beide wandelten lange schweigend neben einander.

Die Blüthen im Frühlinge.

Wie schön, wie jeder Kunst unerreichbar hat der lächelnde Frühling die Gefilde geschmükt! Mit Blüthen überschneiet pranget der Garten. Hier hängen sie in kleinen Sträußern an längeren oder kürzeren Stielen um die Aeste der Kirschen und Pflaumenbäume so dicht, daß man kaum hindurch auf die braunen Zweige sehen kann; dort stehen sie wie wilde Röschen geformt fest auf den Aprikosen-Aesten.

Hier prangt die Pfirsich- und Mandelblüthe in blassem Rosenroth; und dort erheben sich die Apfelbäume mit dem schönsten Schmuke duftender Blüthen beladen, die weiß und röthlich gestreift dem Auge die lieblichste Abwechslung darbiethen. Welche Pracht! Welche Fülle! Welche reiche Erndte von Früchten verspricht nicht dieser blüthenvolle Lenz! Aber ach, diesen Bäumen stehen noch viele Zufälle bevor, bis ihre Früchte reif sein werden! wer kann die Stürme und Nachtfröste voraussehen, welche die Blüthen, noch ehe sie Früchte tragen, herabstören oder versengen? Wer vermag das schädliche Gewürme abzuhalten, das sich ins Herz der kleinen Frucht hineinbeisset, und sie von innen verderbt? wer schüzt die reifenden Früchten vor Hagel und Gewitterstürmen? Von allen den tausend und tausend

Blüthen die unsern Hoffnungen schmeicheln, erwachsen vielleicht nur wenige Früchte, und diese vermag niemand vor Unfällen zu schüzen. Weise hat auch hier die Natur sich gezeigt, als sie mit scheinbar verschwendrischer Hand diese unendliche Fülle von Blüthen ausspendete, wovon doch einige den Gefahren entrinnen, und unsern Herbst verschönern werden.

Stolze Hoffnungen, lachende Aussichten der Jugend, euch gleicht diese Blüthenfülle des Frühlings! Mit welchen raschen Entschlüssen, mit welchen kühnen Forderungen an das Glük treten wir nicht in die Welt! alles lächelt uns, alle Wege zum Ruhm und zur Ehre stehen uns offen, alles ist für uns geschaffen, wir dürfen nur die Hand ausstreken und das schönste Loos muß uns zu Theil werden! Unbefangen wie aus den Spielen unserer jugendlichen Einbildungskraft, denken nicht böse von Menschen, die wir nicht kennen, und fürchten nichts von denen, die wir nie beleidigt haben.

Anmaßend und zuversichtlich wagen wir uns in die Bahn, auf welche Wahl oder Umstände uns leiten, und sehen das schimmernde Ziel so nahe, daß wir es schon zu ergreifen glauben. Ach nur zu bald erfahren wir mit Schmerz wie sehr uns unsere Vorstellungen täuschten! Verhältnisse und Rükfichten treten uns auf allen Seiten hindernd in den Weg; plözliche Wechsel des Glüks nöthigen uns unsere Plane aufzugeben; Falschheit und Eigennuz verrüken oder entfernen unser Ziel; tausend fehlgeschlagene Hoffnungen ermüden den Geist; gekränkte Liebe beleidigter Stolz und verrathene Freundschaft machen uns mißtrauisch und muthlos, und wohl dem, in dessen Herzen sich kein giftiger Wurm böser Gesellschaft, oder schlechter Grundsäze sich eingenistet hat! So enden wir mit langsamen Schritten den rasch begonnenen Lauf, und sind nur zu selig, wenn uns am Ende wenige Blüthen der Jugend erquikende Früchte bringen. O laßt uns die Vorsicht preißen, die in

der moralischen, wie in der fisischen Welt mit gleicher Weisheit und Güte handelte, und jene heftigen Triebe ins Herz der Jugend legte, die uns Kraft genug geben, nach allen überstandenen Stürmen noch Glük zu erhalten und zu genießen.

Der Sturmwind.

Brause nur immer fort, und rase durch die Wipfel der schwankenden Pappeln, du stürmischer Gewitterwind! Ich achte deiner Wuth nicht. Hier, von schüzenden niedrigen Büschen umgeben, die dein Hauch nur leicht bewegt, während die hohen Bäume sich seufzend vor deiner Gewalt biegen und einen Regen von grünen Blättern herabsenden, wandle ich ruhig und unbekümmert. Die Vögel des Himmels, die in den hohen Wipfeln sich ihre luftigen Wohnungen wählten, flattern ängstlich umher, und beben vor dem Untergange, der ihren Nästern droht; aber unbekümmert schlüpft die grünliche Eidechse hin und her, treibt sorglich ihr Geschäfte, und läßt den Wind toben, der ihrer stillen Wohnung nicht schaden kann.

Holdes Bild der seligen Mittelmäßigkeit und Verborgenheit, die du in niedrigen Hütten bei Einfalt und Ruhe wohnst! Wenn die Stürme der Welt, die schnellwechselnden Launen des Glüks Thronen erschüttern und Mächtige beugen oder stürzen, dann kümmert dich das Alles nicht, und der heftigste Sturm verbreitet kaum seine lezten Wirkungen bis zu deiner verborgenen Einsamkeit. Glüklich ist der Weise, der genügsam und zufrieden, in dir und der Natur, die ewig reine, ewig unversiegbare Quelle seiner süssesten Freuden sucht.

Der Morgennebel.

Sieh, nun sind sie verschwunden die trüben dichten Nebel, die das heitere Angesicht dieses Morgens bewölkten. Kaum vermochte die Sonne es über sie zu gewinnen, denn lang und zweifelhaft war der Kampf; aber endlich erhob sie sich siegreich in strahlender Pracht, und die Nebel sanken. In sich gerollt wichen sie zurük, und in wolkenloser Schönheit beschreitet die Sonne den Thron des Tages. Aber dort an den fernen Bergen hängen sie noch dunkelgrau und finster, die verscheuchten Kinder der Nacht; jeder Zefir reißt leicht ein Wölkchen von der düstern Masse ab, und führt es am kaum erheiterten Himmel herauf, und dekt auf Augenblike das Licht der Sonne. Sie harren dort des dämmernden Abends; wenn die Sonne mit schwächerem Lichte sich ihnen nähern muß, dann machen sie sich auf den Fittichen des Westwindes auf, bedeken ihr röthliches Antliz und den schönen Abendhimmel mit trübem feuchtem Schleier, und hüllen den Erdkreis in frühere Nacht.

So mächtig wie diese Morgennebel ist die Gewalt früherer Vorurtheile, böser Gewohnheiten oder tiefgewurzelter Jugendfehler, die nur spät in reiferem Alter vor dem durchdringenden Strahle der Vernunft weichen. Heimlich lauren sie im Hintergrunde der Seele. Jede ungestümmere Regung, jede kleine Vergessenheit läßt ihnen Raum, sich hervorzudrängen, und die Vernunft zu umnebeln, die sich nie ganz von ihnen losmachen kann. Wenn Alter, Krankheit oder Unglük unsere Seelenkräfte schwächer, wenn wir nicht mehr mit ganzer Kraft gegen unsere alten Feinde streiten können, und die Empfindung des gegenwärtigen Uebels unsere Achtsamkeit auf das entferntere hindert; dann erheben sie sich in aller ihrer Stärke, verfinstern die Vernunft, zerstören unsere Ruhe, und das Ende unseres Lebens gleicht seinem wolkigen Anfang.

Der Garten in der Stadt.

Es war der schönste Frühlingsmorgen. Ein Gewitterregen hatte die Hize des gestrigen Tages gekühlt, und Bäume und Blumen erquikt. Ich trat in den Garten. Welche Veränderung seit gestern Abends! Tausend und abermal Tausend Knospen hatten sich in dieser fruchtbaren Nacht geöffnet; zarte Blätter wie ein leichter grüner Schleier umwoben die Büsche, und das lieblichste Gemisch von Farben ergözte das Auge. Die Colothea hatte ihre feuerfarbenen Blüthen prangend entfaltet, der weisse und blaue Hollunder nikte zwischen dem glänzenden Laube, prächtige Tulpen glühten mit lebhaften Farben hin und wieder im Grase, an welchem der Segen der Nacht noch in blizenden Tropfen hieng, und ein frischer Wind wühlte durch die Aeste und schüttelt des Citisus hangendes Gold und helle Tropfen auf mich herab Ueppiger grünten die netten Rasensäunen, welche die Gebüsche umzogen. O wie schön wie erhebend war der Anblik! In süssem Genusse verloren stand ich schwelgend in meiner Pflanzenwelt, genoß mit trunkenen Sinnen, und fühlte mich am Busen der freien Natur. Da erhub sich zufällig mein Blik, und traf über der Gartenmauer auf die unzähligen Dächer, Schornsteine und Fenster unserer Nachbarn, die den Garten düster umringen, und neidisch den Strahl der Abendsonne abhalten. O wie sank auch meine Begeisterung! Wie unangenehm zerfloß der schöne Traum von unbeschränktem Naturgenusse bei dem Anblik deiner Steinmassen, die mich schmerzlich daran erinnerten daß ich mitten in einer großen Stadt lebte! O wie viel theurer wäre mir der Garten, wenn hier statt der vielfach gestalteten Häuser sich ein Saatfeld ausdehnte, oder ein Buchenwald rauschte, und dort statt der Kirchthürme, die so herrisch in alle Gärten herabschauen, ein waldiger Berg seinen ehrwürdigen Scheitel erhübe! Dann wäre ich vielleicht im Schoose der Natur, dann genösse ich wirk-

lich die Freuden, deren schwaches Schattenspiel mich hier täuscht! O daß ich emporschauen und selbst meinen lieblichen Traum zerstören mußte!

Ich will es nicht mehr thun. Innig will ich mich an meine beschränkte Pflanzenwelt anschmiegen, nur sie betrachten, und nicht bedenken, was ausserhalb des Gartens ist, und wie alles besser sein könnte, wenn es anders wäre!

Ach wer das immer und in jedem Verhältniß vermöchte! Wie viel zufriedener würden die Menschen sein, wenn sie weniger um sich her oder über sich hinauf sähen! Welcher Stand, welche Lage ist so ganz elend, der nicht noch einige Genüsse eigen wären, die mit Liebe aufgesucht, hie und da einen frohen Augenblik gewähren könnten! Sind es nicht die meisten unserer Bedürfnisse weniger Kinder der Nothwendigkeit als der Einbildung? Sind es nicht die meisten unsrer Freuden und selbst unser Glük? O so können wir denn nichts dringenderes, nichts besseres von der Vorsicht erflehen, als stille Fassung, um das Gute zu bemerken, das uns umgiebt, bescheidene Genügsamkeit, um in ihm unsre Freuden zu finden, und den festen Willen, nie umherzuspähen, nie seufzend zu vergleichen, sondern das Gute, das wir besizen, mit Freudigkeit zu ergreifen, und, was uns fehlt, mit Muth zu entbehren.

Die Herbstgegend.

Der Herbst herrscht bereits in unsern Gegenden. Noch stehen zwar die Bäume dicht und schön belaubt, umkränzen in lieblichem Gemische der verschiedenen Grüns die glattgemähte Wiese; aber dennoch flattert zuweilen ein welkes Blättchen herab auf den nicht mehr üppig sprossenden Rasen. Gelb und nur unansehnlich stehen die Ueberreste des Grases; von der Gluth der Sommersonne ausgebrannt,

neigen sie die welken Spizen der Erde, ihrem nahen Grabe zu. Kein brütender Vogel baut im Innern der dicht belaubten Zweige sein verborgenes Nest, keine Jungen heißen die Aeltern mit lautem Gezwitscher willkommen, fordern ihre Speise, und weken in fühlenden Herzen das Bild häuslicher Glükseligkeit. Nur die bläuliche Meise durchflattert einsam den Hain, ein trauriger Vorbothe des nahen Winters.

Wie lange wird noch dieser grüne Schmuk die Gegend deken? wie vielmahl die Sonne sie noch in ihrer Schönheit sehen? wie lange noch der Bach durch seine grüne Umschattung rieseln? Sie nahen, sie nahen die Tage des Winters, jede schöne Stunde entflieht mit verrätherischer Schnelligkeit, und rufet den unerbittlichen Freudenstörer näher herzu.

Diese Bäume werden entblättert und traurig aus dem kalten Boden emporstehen, dieser Bach von Eis gefesselt starren, und weit herum auf den Gebirgen, die jezt abwechselndes Grün dekt, wie nur Schnee in todter Einförmigkeit liegen, und nur nakte Felsen die weiße Wildniß unterbrechen. Dann kommt unbegrüßt vom Gesange der Vögel und den Flöten der Hirten die Sonne einsam aus dem Meere, übersieht die winterliche Gegend, die sie einst in ihrer Schönheit sah, und trauert in Nebel gehüllt über diese Veränderung und die Flucht des Sommers. Und dennoch bin ich nur sanft betrübt von dem Abschiede so vieler Schönheiten, denn ich weiß, jenseits der winterlichen Kälte harret ein Frühling, der diese Bäume belauben, diesen Bach entfesseln, diese Vögel paaren wird. Dann kommt die junge Frühlingssonne mit lächelndem Angesicht und freut sich, die Erde wieder so schön zu sehen, und schüttet ihre segensvollste Einflüsse auf sie herab.

Noch blühen wir in der Blüthe der Jugend, noch lächelt uns Alles im Rosenlichte; aber sie kommen die Tage des Alters; es kommt der alles auflöseinde Tod, und in dieser jugendlichen Hülle tragen wir schon den Keim ihrer Zerstörung mit uns herum. Wie lange, o Freundin! wie

lange werden wir noch Hand in Hand wandeln? wie lange uns noch die Gegenstände entzüken, die jezt unser Glük machen? Vielleicht sprießen die nächsten Veilchen auf unsern Grabhügeln; dann kommt die Frühlingssonne, die uns so oft zu neuen Freuden wekte, und findet unsere Spur nicht mehr, und schimmert so schön in den Tautropfen, die an den Blumen unsers Hügels zittern, als sie einst in der Freudenthränen schimmerte, die von unsern Wangen floßen. Aber wir trauern nicht! Jenseits der engen nächtlichen Behausung, jenseits des winterlichen Grabes lacht uns ein besserer Frühling, ein Frühling, dessen edlere Blumen nie verwelken, dessen schönere Sonnen nie untergehen werden. Dann durchbricht der befreite Schmetterling die unscheinbare Hülle, alle die Kräfte und Fähigkeiten, die für diese Welt zu groß waren, entwikeln sich gleich seinen Flügeln, seine unersättlichen Wünsche nach Glükseligkeit sind erfüllt, und das veredelte Wesen schwebt von Seligkeit zu Seligkeit fort.

Die doppelte Heimath.

Eine Mutter und ihre Tochter, Emilie, wandelten einmal beim Anfange einer herrlichen Frühlingsnacht noch in ihrem großen, mit vielen Blumen gezierten, Garten umher.

Sie waren lange schweigend neben einander gegangen, endlich sagte Emilie: „Wie sie daherziehen, die Wölkchen, immer ein Flökchen über das andere, und zwischendurch funkeln die Sternlein; sie funkeln und leuchten herab auf uns — nicht so Mutter?“

„„Wohl, liebe Emilie! leuchten sie uns, und allen Thieren und Pflanzen leuchten sie.““

„Mir ist immer, Mutter, als riefen sie mich, als wäre ich schon einmal bei ihnen gewesen — möchte wieder da oben sein!“

»»Möchtest du, Emilie? Alle Menschen sehnen sich, da hinauf zu kommen!««

„Aber ich möchte auch bei dir sein, Mutter, denn wenn ich von dir hinweg bin, da sehne ich mich nach dir.“

»»So ist es, meine Tochter! Bist du in einem fremden Hause, so sehnest du dich nach deiner Behausung, zu mir und deinen Geschwistern; und blikst du hinauf, und siehst die Sternlein funkeln, so willst du zu ihnen.««

„Ja, Mutter! das ist so; aber wie kommt das?“

»»Das kommt von der doppelter Heimath des Menschen, Emilie!««

„Von der doppelten Heimath, wie so?“

»»Das ist so, mein Kind! Der Mensch ist da oben zu Hause, und ist auch auf der Erde zu Hause. Siehe, wir wandeln hier, und die Erde ist unser Wohnplaz; aber da oben ist auch unser Wohnplaz, da möchten wir auch herumwandeln; auch da ist der Mensch immer in seiner Heimath, und immer zieht es ihn dahin. Darum lebe fromm und gut, und blike oft nach oben: denn drüben sind auch Geschwister und Vater und Mutter, und du wirst mit uns Allen dahin kommen zu dem guten Gott, der ist unser Aller Vater. Lebe fromm und gut; willst du das?««

„Ich will es!“ sprach Emilie, und gieng mit der Mutter nach ihrem nahe gelegenen Hause.

Hanna und Sulamith.

Im Lande Israel, am Fuße des lieblichen Berges Tabor, lebte eine Wittwe, Namens Hanna, mit ihrem einzigen Töchterlein, die hieß Sulamith. Und sie waren sehr arm, und die Hütte, worin sie wohnten, war klein. Aber ihr Herz war fröhlich und heiter, und ihre Tage flossen sanft dahin. Denn sie lebten fromm und fürchteten Gott, und Hanna unterwies das Herz ihres Kindes in allem Guten.

und lehrte Sulamith, wie der liebe Gott die Pflanzen aus der Erde hervorbringt, und den Thau darauf geußt und seine Sonne über alles was da lebet aufgehen läßt, und wie Er dem Menschen so viel Gutes giebt mit jeglichem Tage. Dazu erzählte sie aus den heiligen Schriften viele schöne Geschichten und Lehren. Und wenn die Mutter also redete, dann kamen ihr wohl Thränen in ihre Augen. Dann sagte Sulamith zu ihrer Mutter Hanna: Mutter, du weinest ja! Aber die Mutter antwortete lächelnd und sprach: O, mein Kind, seine Güte und Liebe ist zu groß, als daß ein Menschenherz sie fassen möchte.

Also redeten sie oftmals unter einander, und so wie die Worte, so waren auch die Thaten. Gott aber segnete sie, und ihr kleines Gärtchen brachte vielfältige Frucht, so wie auch die Bäume, die rings um das Hüttchen standen und über das Dach hervorragten, also daß sie auch Anderen mittheilen und die Kranken und Dürftigen laben konnten von ihrem Ueberfluß. Dann sagte Hanna: Siehest du wohl, Sulamith, daß Geben seliger ist denn Nehmen! O, wohl uns, daß wir auch unser Scherflein zum Opfer bringen dürfen, und keiner es verschmähend sich von uns wendet.

Also lebten sie heiter und fröhlich im stillen Hüttchen, und sie schmückten es und baueten das Gärtchen mit fleißigen Händen.

Siehe, da kam eine böse Seuche, und Hanna ward sehr krank, und lag darnieder. Und Sulamith ihr Töchterlein ward auch krank vor Kummer und Aengsten.

Da merkte die Mutter, daß sie sterben sollte, und sie sprach mit lächelndem Antliz und leiser Stimme also: Liebes Kind, mein Stündlein ist nun vorhanden. Aber verzage nur nicht, und sei getrost! Der Vater droben wird es wohl mit dir machen. Also sprach sie, und vermochte nicht weiter zu reden. Denn ihre Kräfte hatten abgenommen.

Sulamith aber weinete herzlich, und kniete nieder und hob die Hände empor und betete: O du lieber Vater im

Himmel, laß mir doch meine einzige liebe Mutter! wie sollte ich denn allein dahinten bleiben?

So betete die kleine Sulamith, und die Engel trugen das Gebeth der Unschuld vor Gott in den Himmel.

Da kam die Morgenröthe und die Sonne gieng auf, und der röthliche Glanz des neuen Tages strömte mild und lieblich in das Kämmerlein. Sulamith aber schmiegte sich an den Schoos ihrer Mutter und erwartete sie.

Siehe, da nahete sich der Todesengel im goldenen Strahl des Morgenlichts und lösete ihre Seelen. So schwebten Hanna und Sulamith im Glanze der Morgensonne zu der schönern Welt empor.

Der Morgentraum.

Ein kleiner Knabe, Namens Leopold, kam des Morgens hernieder aus seinem Schlafkämmerlein und weinte bitterlich, also daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen. Sein Vater aber und seine Mutter traten bestürzt hinzu. Denn sie meinten, es sei dem Kinde ein großes Unglük begegnet, oder es sei krank und empfinde heftige Schmerzen und Reißen im Haupt oder in den Gliedern. Und sie fragten das Kind, und sprachen: Liebes Kind, was fehlet dir? wer hat dir was zu Leide gethan?

Da that das Kind seinen Mund auf und sprach: Ach, ich hatte vorher zwölf niedliche weiße Schäfchen, und sie giengen um mich her und lekten mir die Hand und ich saß unter ihnen mit einem Hirtenstab.

Aber nun sind sie alle fort und ich weiß nicht wo sie geblieben ... Als er dieses gesagt hatte, begann er von neuem bitterlich zu weinen.

Da merkten die Eltern die Noth des Kindes und daß es ein Traum gewesen, und sie lächelten unter einander heimlich.

Der Vater aber sprach: Wir lächeln wohl, Mutter, und doch sind unsere Seufzer und Unmuth oft die Thränen des Kindes, und unser Wünschen und Verlangen — gleichet es nicht oftmals Pollis Träumen?

Polli aber war noch immer sehr betrübt um die zwölf Schäfchen. Da berathschlagten die Eltern ernstlich, was zu thun sei, und der Vater erhob sich und sprach: Polli, ich will gehen und deine Schäfchen suchen. Und er gieng und kaufte ein Lamm und brachte es und stellete es so, daß der Knabe es sah. Da ward der Knabe sehr erfreut, und lief hinzu und hegte das Lämmchen und sprach: Ja das ist es, das ist es! eben so sah es aus! Und er war sehr erfreut, aber von den eilf andern Lämmern sagte er nichts, und begehrte ihrer nicht.

Da lächelte der Vater abermals und sagte zu der Mutter: In Träumen und Thränen gleichen wir Großen wohl dem kleinen Polli.

Möchten wir nur auch in Genügsamkeit und bescheidener Freude an dem Kleinen und Wenigen ihm ähnlich sein! —

Die Lieblingsblumen.

Gustav, Hermann und Allwina, die blühenden Kinder eines Gutsbesizers, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thau und in den milden Strahlen der Morgensonne.

Die Kinder aber blikten voll Freude umher, und hüpften von einem Hügel zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch prießen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allgemeinen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen, von der Rose die auf dem Strauch wächset, bis auf das

Veilchen das im Verborgenen blühet, und das Haideblümchen, wovon die Bienen saugen.

So erschien der Frühling des Lebens und des Jahres in lieblichem Bunde.

Darauf sprachen die Kinder untereinander: Lasset einen jeden von uns sich ein Blümchen wählen, daß sein Liebling sei vor andern! Und sie freuten sich ihres Vorsazes sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen! riefen sie. —

So wandelten die drei Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese! —

Bald erschienen sie wieder alle drei auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Straus seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie sich einander erblikten, hielten sie die Blumen hoch empor und jauchzten laut auf vor Freude. Darnach traten sie in der Laube zusammen und beschlossen einmüthig und sprachen: Nun soll ein jeder sagen, warum er sich diese erwählt hat!

Gustav der ältere, hatte sich das Veilchen erkohren. Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Moos und Halmen, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Segnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt, und in schönen Liedern besungen, und jeder trägt ein Sträuslein, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborne Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum hab' ich es nun zu meinem Blümchen erkohren. —

Also sagte Gustav und reichte Hermann und Allwina einige seiner Blumen. Diese aber empfingen sie mit inniger Freude. Denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders.

Da trat Hermann hervor mit seinem Blumenstraus. Es war die zarte Feldlilie, die unter den kühlen Schatten des Wäldchens wächset, und ihre Blüthenglökchen wie Perlen

aneinander gereiht und weiß wie Sonnenlicht, erhebet. Sehet, sprach er, dieses Blümchen hab' ich mir erwählt. Denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens, auch verkündet es mir die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmükt. — Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdigt, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem alles lebet und webet? — Sehet, darum hab' ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkohren! —

Also sprach Hermann und reichte seine Blümchen dar. Und die beiden andern empfiengen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt.

Da kam auch Allwina, das fromme liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstraus. Es war das blaue zarte Vergißmeinnicht. Sehet, ihr lieben Knaben, sprach das holde Mädchen, diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden! — nicht wahr, sie glänzen, wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzt dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich hab' es mir zum Liebling erkohren, und geb es euch beiden. So gab sie es den Brüdern mit einem Kuß, und die Brüder dankten mit einem Kuß. Und die Schuzengel der Kinder lächelten dem lieblichen Bunde der Unschuld.

So waren die Lieblingsblumen erkohren. Da sprach Allwina: Wir wollen in zwei Kränze sie flechten, und den lieben Eltern sie weihen!

So flochten sie zwei Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Eltern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen.

Da freuten sich die Eltern ihrer guten Kinder und sprachen: Ein lieblicher Kranz! Liebe und Unschuld und Bescheidenheit in einander verschlungen! Sehet wie das eine Blümchen

das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!

Aber es fehlet noch eines — antworteten die Kinder — und bekrängten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter.

Da wurden die Eltern bewegt vor Freude, und umarmten die Kinder herzlich und sprachen: Ein solcher Kranz ist doch herrlicher, denn Fürstenkronen!

Das Rothkelchen.

Ein Rothkelchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gerne hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pikte es die Brodsamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vögelein lieb und werth. Als aber nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkelchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: Die Vögel sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten! —

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!

Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfs saßen um ihn her und höreten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?

Da trat ein Kuabe auf und sagte: Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht sein wird.

Erzähle du nur nach deiner Weise! antwortete der Lehrer, und der Knabe begann:

Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder kam, weinte die Mutter und wir alle, und jammerten, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen. Ich gieng, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurük. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden.

Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brauſete und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verlohren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauderte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschrekte mich. — Da dacht ich bei mir, also möge wohl dem Menschen ums Herz sein, der mit bösem Gewissen wandelt.

Kindlein, sagte darauf der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte! —

Ach nein! riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: Ein andermal gieng ich des nemlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem Feste, das der Vater unsrer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurük. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie aus einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jezt dacht ich wieder bei mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen sein, der viel Gutes gethan hat.

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich: Ja wir wollen auch gute Menschen werden!

Das Wäldchen.

Nimm mich auf in deine Schatten, hoher schüzender Ahornhain! Der Sturmwind brauset durch die Obstbäume des Gartens, die ihm keinen Widerstand zu leisten vermögen, fährt sausend über die Blumenbeete hin, und schüttelt ihren bunten Staub unbarmherzig auf die Erde. Ein unruhiger Aufenthalt! gleich unangenehm wenn die Sonne des Mittags sengende Strahlen verbreitet, vor denen kein Schatten schüzt, und wenn ein stürmischer Westwind auf nassen

Fittichen durch die Fluren brauſet, wo dann kein dicht belaubter Baum den Wanderer bedekt. Aber hier, welcher Unterſchied! Unter dieſem Laubgewölbe herrſcht eine grüne Nacht, die kein Sonnenſtrahl durchblikt, kein Sturm beunruhigt; am heißen Mittag findet der Ermüdete hier kühle Schatten, und ſanft ſäuſelnde Lüfte, und wenn ein Sturm ſich erhebt, wandelt er unbeſorgt in den luftigen Säulengängen der Bäume und fühlt wenig von der Gewalt des Windes der nur in den höchſten Wipfeln tobt.

So wandelt der wahre Weiſe ſtill und ſicher in der ſchüzenden Verborgenheit eines einfachen anſpruchloſen Lebens, das ihn dem täuſchenden Schimmer des falſchen Glükes entzieht, und wenn die Stürme des Schikſals drohen, ihn freundlich in ſeinen Schatten nimmt. Zufrieden mit ſeinem mäßigen Looſe läßt er die ſogenannten Glüklichen auf der offenen Straße des Ruhms, und des äuſern Schimmers wandeln, wo ſie von vielen bemerkt, beinahe von eben ſo vielen beneidet und getadelt werden, wo ſie in dem blendenden Glanze immer ihre Ruhe, oft auch ihre Tugend verlieren, und wann ſich die Stürme des Unglüks erheben, ohne Schuz und Rettung auf dem offenen Pfade irren, indeß ihn ſeine glükliche Verborgenheit allen dieſen Unfällen entzieht.

Der Winterabend.

Der trübe, traurige Tag neigt ſich zu Ende. Dort hinter jenen Gebirgen, deren umflorte Gipfel ſich nicht vom nebeligen Himmel unterſcheiden, verſchwand die Sonne nach einem kurzen Laufe.

Nur wenige Stunden hatte ſie in freundlicher Klarheit geſtrahlt, und wohlthätig die ſcheidende Luft erwärmt, als auf die niedrige Höhe des Wintermittags neidiſche Nebel heraufzogen, und ſie in ihren düſtern Schoos verſank. Wann werden wir ſie wiederſehen? wann werden ihre milden Strahlen

die traurigen Stunden erheitern, und in der gern getäuschten Seele eine schwache Erinnerung des Sommers hervorrufen? Ohne Spur ist sie verschwunden, nicht einmal ein röthlicher Duft unterbricht das einförmige Grau, und zeigt uns die Stelle ihres Scheidens. Die Nacht kömmt schnell mit ihren Limmerischen Finsternissen, und herrscht in ununterbrochener Stille die langen Stunden durch. Dann erwacht spät und zweifelhaft zögernd der Morgenschimmer; aber sie selbst die geliebte Sonne erheitert erst lange darnach, vielleicht gar nicht den finstern Dezembertag.

Wie so ganz anders war es in den schönen Zeiten des Frühlings, wo die Sonne den ganzen Tag ungetrübt am Himmel thronte, und jedes Geschöpf sich in ihren belebenden Strahlen freute! Die Gewitterwolke, die uns ihren Anblik auf kurze Zeit entzog, wich bald ihrem allmächtigen Strahl, und die sanfte Kühle, die kurze Dunkelheit machte ihr schönes Licht, wenn es wieder siegend aus den Wolken hervorbrach, doppelt angenehm. Wenn sie dann spät am Abend in brennendes Gold und Purpur versank, und glühende Wolken den abendlichen Himmel erleuchteten, dann feierte die stille Natur ehrfurchtsvoll ihren Abschied. Nie wich ihr erfreuliches Licht ganz von dem verdunkelten Erdkreis; selbst wenn die Mitternacht mit allen ihren Sternen am Himmel herrschte, schimmerte noch ein heller Streif an westlichen Gebirge, ein süßes Unterpfand von der Nähe des strahlenden Gestirns, eine stille Versicherung des nahen Wiedersehens. Bald fing es im Ost an zu dämmern; der Morgenstern funkelte hell in dem weißlichen Schimmer, und es erhob sich die Königin des Tages schöner und leuchtender aus dem dunkeln Schoose des Meeres.

So herrscht im Frühling der Jahre die Freude ungestört und allmächtig in unsern Gemüthern. Unbekannt mit tausend Uebeln, unbekümmert um die nächste Stunde, unumstrikt von den mannigfachen Verhältnissen des Lebens schwebt das junge Geschöpf immer frei, immer glüklich in der belebenden

Heitre. Wenn auch zuweilen ein kleiner Unfall, oder eine heftigere Leidenschaft den klaren Himmel des leicht bewegten Herzens trübt: so weicht die düstre Wolke bald der siegenden Gewalt der Freude, die schöner wieder in die beruhigte Seele zurük kehrt. Nie verschwendet sie ganz aus dem jugendlichen Gemüthe. Wenn ihr strahlender Schimmer auf eine Zeit lang sich verbirgt: so bleibt die tröstende Hoffnung zurük, selbst der Schmerz wird zur süßen Wehmuth, und bald, wie die Frühlingssonne nach kurzen Nächten, erhebt sich die Freude im Rosengewolk.

Aber nicht so in späteren Jahren. Immer früher geht die Sonne unter; immer später wacht sie auf. Lang sind die Zwischenräume, die dann unsere frohen Augenblike trennten.

Die Stürme, die sich in dem ersteren Gemüthe erheben, weichen nicht mehr so leicht dem Eindruke der Fröhlichkeit, und immer schwächer, immer ohnmächtiger kämpft der sinkende Frohsinn gegen die wachsenden Unfälle und Leiden. Jede trübe Stunde läßt eine dunkle Spur in der schwer vergessenden Seele, und mancher Tag vergeht, ohne daß wir einen beseligenden Strahl der Freude gesehen hätten. Spät im Alter erhellt ihr Sonnenschimmer nur sparsam die trüben Tage; sie erscheint selten, und verweilt nur Augenblike, bis sie uns endlich in einer bessern Welt wieder aufgeht, um nie wieder zu verschwinden.

Die Morgenstunde.

Hier unter dieses hohe Laubgewölbe wollen wir uns sezen, meine Liebe! hier wo die Morgensonne durch die Blätter funkelt, und tausend rege Müken in ihrem Strahle tanzen. Welche Bewegung, welches Leben rings umher! Hier schlüpfen die Vögel durchs junge Laub, und scherzen und jagen sich in den grünen Irrgängen: von weitem her tönen die Gloken des friedlichen Dorfes, die Schellen der Heerde,

das Gebelle des wachsamen Hundes. Hier rauscht es im Grase von den tausenderlei Käfern und Fliegen, die es in unendlicher Menge und in mannigfaltigen Gestalten bewohnen: Dort wimmelt in der furchigen Rinde des Apfelbaumes eine Schaar behaarter Räupchen, die so eben den Eiern entschlüpft sind, und o! wer kennt, wer sieht nicht die Welten von belebten Geschöpfen, die ein Wassertropfe faßt, ein Fußtritt des unachtsamen Menschen zerstört? Diese unendlich kleinen Wesen, dennoch mit allen zum frohen Lebensgruß nöthigen Werkzeugen versehen! So weit das Auge, das Ohr des Menschen reicht ist nicht der kleinste Raum unbewohnt. Alles regt, alles bewegt sich, lauter Leben rings umher, von der ersten dunkeln Entwiklung des Gefühls in der Sinnpflanze oder dem Polipen, durch eine ununterbrochene Wesenleiter, bis zu der erhabenen Stuffe die der Mensch einnimmt.

Und glaubst du wohl, daß diese Leiter hier ein Ende hat, die wunderbare Kette hier reisset, und keine stuffenweise fortschreitenden Wesen den unendlichen Raum zwischen dem Menschen und dem Schöpfer ausfüllen? Weiche nicht von mir tröstender Gedanke, der mich oft in einsamen Stunden der Weihe besucht. Gedanke von dem Dasein und der Nähe erhabner Wesen als ich bin. Das Gesez der Stetigkeit das der aufmerksame Forscher überall aufzufinden strebt, das wie ein leitender Faden durch's Labirinth der Natur von Wesen zu Wesen, von Art zu Art, von Gattung zu Gattung führt, und ihm überall die Spuren der waltenden Gottheit zeigt; dieses Gesez heißt mich glauben, daß höhere Wesen um mich sind, wenn gleich mein Auge sie nicht sehen kann. Die Vernunft läßt mich auf ihre Anwesenheit schließen, und ein inneres Gefühl bestätiget sie mir. Von der Seele des Menschen gehen die Glieder der großen Kette fort, unendlich verschieden an Reinheit und Vollkommenheit, an Wirkungskreisen und Pflichten, die ihr Schöpfer ihnen angewiesen hat; vermuthlich auch unendlich verschieden in der Art der Hüllen, die sie

umgeben, bis sie immer reiner und geistiger sich dem Urquell aller Vollkommenheiten nahen können. Sie sind um uns, sie bewohnen die Bäume, die unsern blöden Augen leer zu sein scheinen, ungehindert von irdischen Banden, liest ihr Geist vielleicht unmittelbar in unsern Seelen, sie kennen vielleicht jeden unserer Gedanken, jede Empfindung, jede leise Regung des Herzens. Erhebende Vermuthung! Schönes beseeligendes Gefühl! Laß es uns meine Freundinn! immer zur strengsten Selbstbeobachtung begeistern! Unschuldig und tadellos sei unser Wandel vor diesen unsichtbaren Zeugen; der Gedanke an ihre Gegenwart verlasse uns nie, und wache mit ernster Strenge über jede unserer Empfindungen. Dann wenn das stille Herz uns das Zeugniß giebt, daß wir ihrer nicht unwürdig sind, dann wird in einsamen Stunden, wenn die Seele von sinnlichen Eindrüken ungestört, sich ihrer selbst und ihrer Empfindungen lebhafter bewußt, der Gedanke an den unsichtbaren Zeugen unsere frommen Bemühungen lohnen; und uns mit heiliger Freude fühlen lassen, daß wir in der Gegenwart erhabener Wesen wandeln.

Der Wein.

Auf der herrlichen Insel Scio lebte in alter Zeit ein edel gesinnter Mann, der aus dem Lande Asien herüber gekommen war, und sich daselbst eine Wohnung erbaut hatte, nicht fern vom Gestade des Meeres. Auch hatte er hier an den sonnigen Hügeln Weinreben gepflanzt, die köstliche Frucht seines Vaterlandes.

Diese wuchsen schöner, als er gedacht, und brachten jenen herrlichen Wein, den man Scierwein nennt, den schönsten, den Griechenland und die Inseln erzeugen.

Der Mann aber, — Filon hieß sein Name — war fromm und liebte die Menschen. Deshalb dachte er bei sich

selbst, wenn er dem guten Wesen, das die Erde befruchtet und die Menschen ernährt, seinen Dank bringen möchte für die herrliche Gabe des Weins und den süßen Segen seiner Reben.

Da sprach er: Er hat mir Gutes erzeigt und mein Herz erfreut, ich will wiederum andern Menschen Gutes thun und ihr Herz erfreuen. Das möchte wohl der beste Dank sein, den ich dem Wesen, das nichts bedarf, zu bringen vermag.

So sprach er und that also, und erfreuete und labte die Kranken und Traurigen rings umher und die Fremdlinge die zu ihm kamen.

Und die Kranken und Traurigen priesen die Kraft des Weines, und sagten: Es ist eine Gabe Gottes! Aber höher noch priesen sie die Güte und Wohlthäthigkeit des Mannes. Denn sie sprachen: Er ist ein Mann Gottes!

Eines Tages war ein Sturm auf der See, und das Meer gieng hoch und brauſete. Da schwankte in der Ferne ein Schiff, und die Schiffer zitterten und zagten vor der Gewalt des Sturmes. Filon aber stand am Gestade voll Angst und Mitleid. Denn der Sturm nahm überhand und das Schiff trieb gegen die Insel Scios, Rings umher aber waren viele Klippen unter dem Meer. Da trieb das Schiff gegen die Klippen und borst mitten entzwei, und ward verschlungen von den Wellen. Aber die Schiffleute retteten sich und schwammen auf Brettern, und die Wellen warfen sie an das Gestade. Nur der Schiffsherr und der Steuermann waren blutrünstig an Haupt und Gliedern, denn die Wellen hatten sie gegen die Felsen geworfen.

Da gebot Filon, sie in sein Haus zu tragen und goß Wein und Oel in ihre Wunden und erquikte sie mit dem ältesten und edelsten Saft seiner Reben. Und sie begannen zu genesen und schlummerten. Denn die Kraft des Weines stärkte und erquikte sie.

Zu dem Schiffsvolk aber sprach er: Gehet auch ihr jezt hinein in meine Wohnung, auf daß ihr erquiket werdet. Und seinen Dienern befahl er, ihnen Brod und Wein zu reichen. Und es geschah also.

Darauf führte Filon die Edlern des Schiffes, reisende Schüler des weisen Pithagores, unter die Citronen und Palmen seines Gartens, und labete sie mit seinem Weine. Und als ihr Herz erwärmt war, öffneten sich ihre Lippen und sie redeten von Gott, von der Bestimmung des Menschen, und der unsterblichen Dauer der Seele, und stimmten Lobgesänge an; und ihre Seelen flossen in einander, so wie der Saft der Beeren in einander fleußt, und einen köstlichen Trank bildet. So saßen sie bei den bekränzten Kelchen und der Abendstern erhob sich über ihren Häuptern.

Da erscholl plözlich ein Getöse aus der Wohnung herüber und ein lautes Geschrei vieler Stimmen. Da sprang Filon sammt den weisen Männern auf, und sie liefen hinein und erschraken. Denn die Kraft des Weines hatte die rohe Gemüthsart des Schiffvolkes aufgeregt zum schreklichen Streite. Sie hatten die Wohnung des wohlthätigen Mannes und sein Hausgeräthe zertrümmert, und die friedlichen Becher des Weins in Waffen verwandelt. Die Erde troff vom Blut der Erschlagenen und Verwundeten und das Haus vom wüthigen Getöse.

Da ergrimmte Filon in seinem Geist und sprach: Ihr Frevler, ist dies der Dank für meine Güte, womit ich euch von dem herrlichen Getränk gereicht habe, das ihr so schändlich entweihet. Wandelt zurük zu den Fluthen des Meeres, welchen ihr ähnlich seid und die euch ausgeworfen haben! Ihr seid nicht würdig unter meinem Dache zu wohnen, und der köstlichen Gottesgabe zu genießen! —

So sprach er, und warf sie hinaus in die finstere Nacht. Die andern aber führt er hinein und bewirthete sie köstlich, und verpflegte sie, und erhob den funkelnden Kelch und

sprach: Wir wollen nicht die herrliche Gabe Gottes den frevelnden Mißbrauch entarteter Menschen entgelten lassen.

Auch die Sonne, die das Gewächs der Reben erzeugte, und deren Glanz aus ihm hervorstrahlt, — wenn sie auf Moder scheint, brütet sie giftige Dünste.

So mißbrauchen auch die Menschen die himmlische Weisheit, die ihnen zum Trost und zur Freude gegeben ward, zum Jammer und Blutvergießen. Aber den Weisen und Stillen im Lande bleibt sie ein Baum des Lebens. —

Die Morgenröthe.

Früh, in der Dämmerung des Tages wandelte der weise Hillel mit seinen Jüngern in der Nähe des Gebirges Hermon. Und sie redeten unter einander von dem Glauben an die höhere Welt und von der göttlichen Weisheit.

Da fragten ihn seine Jünger und sprachen: Rabbuni, wem vergleichst du die göttliche Weisheit?

Hillel erhob seine Hand und sprach: Sehet dort strahlet ihr Bild, die Morgenröthe! Noch verhüllet Nebel und Dämmerung die Gebirge und Thäler, schweigend ruhet die Erde und harrend, aber schon öffnen sich still und allmählig die Thore des Himmels. —

Wir verstehen wohl, sagten die Jünger — sie kommt von oben und nahet sich der stillen gläubigen Demuth.

Hillel erhob von neuem seine Hand zur Morgenröthe und sprach: Sehet, jezt neigt sie sich freundlich zur dunkeln schlummernden Erde. Schon ergeußt sich über Thäler und Höhen ein sanfter, lieblicher Schimmer, und die todte Schöpfung erscheint in überirdischem Glanze. —

Die Natur gewinnt Sinn und Bedeutung — sagten die Jünger.

Schauet, sprach der Lehrer, wie sanftwallend ihr Licht-

ſtrom dicht an der Erde ruht, wie ein Band, das die Erde mit dem Himmel vereint. —

Den Menſchen mit Gott — ſprachen leiſe die Jünger.

Sie giebt zwar nicht die Helle des Tages, noch umſchwebt ſie ein feierliches Helldunkel; aber ſie verkündet mit ihrem milden Glanz den Born des Lichts, der hinter ihrem Schleier ruht. — — Wir nächtlichen Wanderer bliken mit Zuverſicht und Freude zu ihr hinauf. Denn wir wiſſen, daß ſie den Tag verheißt. —

Vernehmet ihr, wie Hermon duftet, und neu geſtärkt die Halmen grünen und die Knospen aufblühn' im Glanz der Morgenröthe. Aus ihrem Schoos gebohren, ſank der Thau hernieder. Seht wie er funkelnd auf jedem Blättchen und Grashalm ruht, gleich den Perlen des Morgenlandes. —

So erzeuget der Glaube die Liebe! flüſterten die Jünger.

Auch das Licht und die Kraft! antwortete Hillel. Hebet die Augen empor, — fuhr fort, indem er den Arm gegen die Morgenröthe ausſtrekte — jezt ſendet ſie den jungen Tag. Geſtärkt an ihrem mütterlichen Buſen und ſein Haupt bekränzt mit ihren goldenen Strahlen betritt er voll Kraft und Muth ſeine Bahn. Wolken und Stürme verdrängen ihn nicht. —

Ein Bild des Menſchen, deſſen Herz die göttliche Weisheit erfüllt, riefen die Jünger.

Auf hohem himmliſchen Pfade, fuhr Hillel fort, wandelt er ſtill und kräftig einher und ſpendet tauſendfachen Segen, ein Sohn der Morgenröthe.

Wenn er ſeine Bahn vollendet hat, ehe die Nacht kommt, erſcheint ſie wieder als Abendröthe und empfängt ihn mit mütterlichen Armen.

Die Blumenlese.

Die zarte unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte bekam, redete sie von den Blumen und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr? Denn sie liebte die Blumen sehr, konnte aber nicht hinaus gehen sie zu pflüken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen und sagte heimlich zu der Mutter: Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! Und so gieng er hinaus in das Gefilde, zum erstenmal. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jezt deucht' es ihm, als sei der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollem Herzen.

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber gieng und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte, wie ein Brünnlein das aus Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereiht. Lächelnd blikte der glükliche Knabe auf sein volles Körbchen, und lagerte sich auf weichem Moos, im Schatten einer Eiche. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanz des Frühlings und tausendfältiger Blüthen, und horchte dem Wechselgesang der Nachtigallen.

Aber er hatte sich müde gefreut. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigallen schläferte ihn ein.

So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein

lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens. —

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf; Blize leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plözlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche! da erschrak der Knabe und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt; kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge. —

Sohn der Freude bist du sicherer auf deiner Bahn?

Schon rauschten dike Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrokene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. — Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand, und der Donner rollte schreklicher, das Wasser strömte aus seinen Loken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plözlich faßte ein heftider Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blumen über des Feld hin.

Da entstellte sich seine Gebehrde und mit zürnendem Blik schleuderte er auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Lautweinend und durchnäßt erreicht' er endlich die Wohnung seiner Eltern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt war oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter und der Himmel klärte sich wieder auf.

Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe herrscht, im Thal und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefild' entquoll Stärkung und Wohlgeruch.

Alles schien erneuet und vergnügt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blikten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme versüßen die Luft; aus dunkelm Gewölk steigt des Himmels Segen hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich erzeuge.

Bald lokte der heitere Himmel den verscheuten Knaben von neuem in das Gefild. Beschämt über seinen Unmuth gieng er in der Stille zurük, sein hingeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen, und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neu belebt. Der Hauch der kühlern Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien nach dem Gewitter und erquikenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtsein seines thörichten und ungerechten Unmuths machte seine Freude sanfter und bescheidener. —

Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihres irdischen Wesens.

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurükgehalten, und gegen die Gewalt des Windes geschüzt. Dankbar blikte der Knabe die Staude an, und lösete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er um sich her schauete. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blüthen hervorgelokt, tausend Knospen geöffnet, und auf den Blättern perlten Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene und pflükte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzükte ihn sein Blumenschaz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne

umstrahlte sein freundliches Antliz während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden die wir Andern bereiten, sind doch die schönsten.

Das Gebet.

Cornelia war die Freude und der Stolz ihrer Eltern. Denn sie war schön von Gestalt, wie ein Lichtstrahl, und ihre Wangen blüheten, gleich der jungen Rose, wenn sie zum erstenmal dem Thau sich öffnet. Dazu war ihre Seele so klar, wie ein Frühlingsmorgen, der über den blühenden Thälern schwebet, und den fröhlichen Tag verkündet.

Noch hatte Cornelia des Lebens Ernst und Mühe nicht erkannt, und die Tage ihrer Jugend waren heiter. Aber siehe! da erkrankte die Mutter, nachdem sie ein Knäblein geboren, und sie lag darnieder viele Tage lang, und ermattete sehr; denn das Fieber war heftig, also daß es ihr die Sinne zerrüttete. Dadurch wachte das Mägdlein die Nächte an dem Bette der kranken Mutter, und labte sie, und wandelte um sie her mit leiser Sorgfalt und heimlichen Aengsten.

Und am siebenten Tage wurde das Fieber heftiger als zuvor, und es war eine Stille im Kämmerlein und ein heimliches Weinen. Denn ein jeglicher glaubte sie dem Tode nahe.

Aber mit der Nacht kam der lang ersehnte Schlummer, und erquikte die Mutter, und das Leben kehrte in ihr zurük. Und Cornelia saß am Bette und hörte ihren Odem die ganze Nacht, und ihre Seele war ängstlich in Hoffnung.

Als nun der Tag erschien, da schlug die Mutter die Augen auf und sprach: Mir ist wohl, ich werde genesen! — Und sie aß und trank und schlummerte von neuem.

Da ward es dem Mägdlein wunderlich im Herzen vor Freude. Und Cornelia gieng leise aus dem Kämmerlein, und hüpfte hinaus in das Feld, und stieg auf einen Hügel zur Zeit der Dämmerung. Hier stand sie, bewegt von mancherlei kämpfenden Gefühlen des Schmerzens und der Hoffnung. Da stieg die Morgenröthe empor und umstrahlte ihr Antliz, und Cornelia gedachte des neuen Lebens der Mutter nach dem erquikenden Schlummer und der Angst, die sie empfunden. Aber sie vermochte nicht länger die Fülle der Empfindung im Herzen zu fassen; sie kniete nieder auf die Blumen des Hügels, und neigte ihr Antliz, und ihre Thränen vereinigten sich mit dem Thaue des Himmels.

Darauf erhob sie das Haupt und kehrte zurük in die Heimath und in das Kämmerlein der Mutter. Und Cornelia war schöner und lieblicher, als zuvor. Denn sie hatte mit Gott geredet.

Das Bäumchen.

Ein Vater reisete über das Meer, in ein fernes Land. Eh er aber von dannen zog, berief er alle seine Kinder zusammen. Er selbst trug aber ein Bäumchen in seiner Hand, und sie pflanzten es gemeinschaftlich. Da sprach der Vater: Wenn ihr dieses Bäumchen ansehet, so gedenkt eures Vaters in der Ferne. Ehe es dreimal blühet, hoff' ich wieder bei euch zu sein, so Gott will! —

Also sprach er, und zog von dannen, und das Bäumchen blühete schön und lieblich das erste Jahr.

Aber als nun der Vater über das Meer fuhr, da erhob sich ein gewaltiger Sturm, und das Schiff scheiterte an den Felsen, und der Vater ward in den Wellen begraben.

Da weinten und trauerten die Kinder viele Monden lang, und vor allem wenn das Bäumchen Knospen gewann und blühete, standen sie umher und weinten.

Da trat ein kluger Mann, ein Freund des Verstorbenen, zu den Kindern und sprach: Sehet, das Bäumchen hat seine Bedeutung verlohren, und ist euch zum Schmerz geworden, darum lasset mich es fortnehmen und anderswohin pflanzen, daß sein Anblik euch nicht ferner betrübe!

Da antworteten die Kinder alle einmüthiglich und sprachen: Ach nein, laß uns das Bäumchen! Blühet uns auch nicht Freude auf ihm sondern Thränen und Schmerz — so sind es ja Thränen der Liebe und Schmerzen kindlicher Sehnsucht, dem theuren Vater geweint. Ach nein, nimm uns das Bäumchen nicht! —

Der Tempel zu Memfis.

Als Pithagoras, der Weise von Samos, in Aegipten verweilte, um Weisheit aus alter heiliger Quelle zu schöpfen, geleiteten ihn die Priester in den Tempel zu Memfis. Ruhig und groß, wie ein Gebirge, lag das Wundergebäu in der Dämmerung des Morgens. —

Wie haben Menschenhände diese Felsenmassen empor=gehoben? rief der Grieche voll Erstaunen. Die vereinte Kraft, antwortete der Priester, vermag alles, wenn ein Geist sie leitet.

Jezt thaten sich die gewaltigen Thorflügel des Tempels auf wie die Thore des Schattenreichs. Sie wandelten hinein und standen schweigend zwischen den erhabenen Pfeilern, und es wehete ein Säuseln durch die unermeßlichen Hallen, wie Geisterstimmen.

Da ergriff ein Schauder den jungen Weisen von Samos, daß ihn ein Zittern ankam und er lehnte sich an das Ge=bäude und weinte.

Da trat ein Priester zu ihm und sprach: Was weinest du? Pithagoras aber schwieg; eine Weile darauf antwortete er: Ach, lasset mich! Fühle ich mich nicht hier in der furchtbarsten Nähe des Wesens, dessen Namen ich nicht auszusprechen wage!

Da sprach der Priester: Heil dir, mein Sohn, in deiner Demuth! Sie führt dich zur Gottheit, der dieses Heiligthum erbauet ward. Wohlan, des Gebäudes höhre Gestalt führe dich nun auch wieder versöhnend zur Menschheit zurük.

Bedenke, daß dieser Tempel in eines Menschen Brust war, ehe er aus dem Felsen emporstieg. Trokne deine Thränen und wandle fröhlich!

Die Lerche.

In der balsamischen Frühe eines Sommertages wandelte ein Landmann mit seinem Sohne auf das Feld. Der kühle Morgenwind spielte mit dem Silberhaar des Greises und hob den Blüthenstaub des Aehrenfeldes wie ein Gewölk über die wogenden Saaten.

Da sprach der Greis: Siehe: wie die Natur so geschäftig ist zu unserm Besten! mit dem nemlichen Hauch, womit sie jezt unsre Wangen kühlet, befeuchtet sie unsre Gefilde, auf daß unsre Scheunen voll werden.

Achtzigmal hab ich dieses gesehen, und doch ist es mir so erfreulich, als ob ich es heute zum erstenmal sähe. — Es könnte wohl leicht das lezte sein! dann habe ich nicht die Höhe des Menschenlebens erreicht?

So redete der Greis. Da faßte der Sohn seine Hand und ward betrübt in seinem Herzen.

Aber der Vater sagte: Warum willst du betrüben? Siehe, mein Tag ist dahin, und mein Abend ist gekommen. Soll mir ein neuer Morgen anbrechen, so muß es erst Nacht werden. Aber sie wird mir sein wie eine Sommernacht, kühl und lieblich, wo die Abenddämmerung in die Dämmerung des Morgens zerfliesset. —

Ach, mein Vater, sagte darauf der Sohn, wie vermagst du so freundlich von dem zu reden, was für uns das traurigste sein wird. — Du gabest mir das Bild deines Todes,

o gieb mir auch ein Bild deines Lebens, mein Vater! — Da antwortete der Greis: Das vermag ich leicht. Denn das Leben des Akermanns ist einfach wie die Natur, die ihn umgiebt. — Siehest du dort die Lerche, wie sie aus dem Kornfelde sich singend emporhebet? Nicht umsonst schwebet sie dem Landmann so nahe! denn sie ist das Bild seines Lebens.

Siehe, in dem Schoos der mütterlichen Erde geboren und aufgewachsen, hält sie sich an die nährende Furche. Zwischen den wallenden Halmen bauet sie ihr Nest, und brütet, und ziehet die Küchlein auf. Und der belebende Duft der Scholle und des grünenden Feldes stärkt ihren Fittich und die Stimme ihres Busens. — Aber nun erhebet sie sich gen Himmel und schauet von oben hernieder auf die Halmen und Aehren und die brütende Mutter, und hinaufwärts in das Licht, das die Halmen auferziehet, und in das Gewölk, welches den Thau und Regen hernieder bringt. Wenn kaum der Tag beginnt zu dämmern, ist sie schon auf ihren Flügeln, den frühen Boten des kommenden Morgens zu begrüssen. Und wenn die Abendsonne hinabsenkt erhebt sie sich noch einmal, den lezten Stral des Himmlischen in sich zu trinken. So lebet sie ein zweifaches Leben; das eine schweigend und wirkend in den stillen Schatten der nährenden Scholle und der grünenden Halmen, und das andere singend und schwebend in den reinen Regionen einer höhern Lichtwelt. Aber beiderlei Leben ist nur eins und innig verbunden. Das niedere verleihet ihr den Trieb sich zu erheben, und das höhere giebt ihr Muth und Lust zum stillen freudigen Wirken.

So redete der Greis. Da faßte der Sohn mit Innbrunst die Hand des Vaters und sprach: Ach ja, mein Vater, so war dein Leben! O möchte es uns noch lange erfreuen!

Darauf antwortete der Greis: Die Scholle wird mir zu schwer! Warum wollet ihr mir das ungetheilte Leben der reinen Harmonie und des höhern Lichts mißgönnen?

Der Tag wird schwül. Wohlan laßt uns zur Heimath wandeln!

Die Blumenwahl.

Ein Gärtner hatte drei liebe Kinder, Rudolf, Albert und Lieschen mit Namen. Munter gingen sie eines Tages im Garten umher: und betrachteten mit Lust die Pracht und die Schönheit der mannigfaltigen Blumen.

Sag einmal, lieber Bruder, fing Rudolf an, welche Blume gefällt dir am beßten?

Vor jeder andern gefällt mir, erwiederte Albert, die Lilie, denn sieh nur, sie ist so schön weiß, wie neugefallener Schnee, und glänzend wie ein milder Sonnenstral; sie ist so groß, und dabei doch so lieblich gestaltet.

Da hast du übel gewählt, mein Bruder, sprach nun Lieschen, seine Schwester. Mag die Lilie immerhin schön sein, so fehlet ihr doch, was uns jede Blume vorzüglich werth macht, die Annehmlichkeit des Geruches. Da ist mir die Nelke viel lieber; denn sie ist wohl eben so schön und wohl noch schöner, als deine Lilie, und dabei voll des lieblichsten Wohlgeruches.

Keines von euch, ihr lieben Geschwister, hat noch das Beßte gewählt, sprach jezt Rudolf. Meine Lieblingsblume ist die Rose; denn sie übertrifft jede andere an Schönheit, und ihr Geruch ist viel feiner und milder, als Nelkengeruch. Zu dem ist der Vorrang der Rose schon längstens entschieden, und sie ist und bleibt auch für immer die Königin unter den Blumen.

Kaum hatte Rudolf dieses gesprochen, so erschien der Vater im Garten, und Albert und Lieschen erzählten nun hastig den Wettstreit, und baten, er möchte entscheiden, welcher Blume wohl er den Vorzug einräume?

»Lasset ihr Lieben den unnüzen Streit, sprach der Vater.

Mir ist eine Blume so lieb und so werth wie die andre, wenn jede zu der Schönheit und dem Nuzen gedeiht, wozu der Schöpfer die Kraft in sie legte. Wenn jede die Bestimmung erreicht, wozu ich sie in den Garten gepflanzt habe, dann sehe ich jede mit Herzenslust an, und pflege ihrer ohne Unterschied, und bewahre sie mit zarter Sorgfalt. Wenn sie mir aber im Keime oder in der Blüthe verderben, und so die Liebe der pflegenden Hand mit Undank vergelten; dann werden sie ausgerissen, die eine so gut wie die andre, und in die Grube geworfen, worin das Unkraut vermodert.«

Nun sehet, lieben Kinder! „Die Welt ist Gottes Garten, und jeder Mensch eine Blume, die Gottes Hand dahin pflanzte. Der Mensch sei nun Taglöhner oder Bürger, Edelmann oder auch König: wenn jeder mit Treue wandelt in seinem Berufe, und die Bestimmung erreicht, wozu ihn Gottes Hand schuf, so ist dem lieben Gott der eine so lieb und werth wie der andere; denn vor ihm gilt nicht das Ansehen der Person, sondern einzig die Treue. Verfehlet aber der Mensch seine Bestimmung, und giebt sich hin dem Verderben der Welt, so wird er auch vor Gottes Angesicht verworfen — ohne Unterschied, der König mit seiner Krone nicht minder, als der Bettler im zwilchenen Kittel.

Die Korn-Aehren.

Augustin war ein Knabe von hellem Verstande und grossen Fähigkeiten. Was immer in der Schule gelehrt wurde, das faßte er richtig und schnelle, und er übertraf an Erkenntniß seine Mitschüler alle. Der Lehrer hatte deßwegen grosse Freude an ihm. Aber mit Betrübniß hatte er auch bemerkt, daß der Knabe täglich zunahm an Troz und eitler Einbildung, denn er sah hinweg über andre Knaben mit verachtendem Stolze, und sein Mund war immer voll Prahlerei und hochmüthiger Worte. — Das jammerte

den Lehrer des aufgebläheten Knaben, und er gedachte in seinem Sinne: „Was nüzet ihm doch sein Verstand, und das Vielwissen — ohne die Güte und Demuth des Herzens? Es wird doch nichts aus ihm, wenn er nicht geheilt wird von seiner stolzen Einbildung!“ Er führte also den Knaben eines Tages hinaus in das Saatfeld. Es war eben die Zeit, da die Früchte des Akers herangereift waren, und hie und da banden die Schnitter schon Garben.

Sie standen vor einer schönen Kornbreite, und die Aehren rauschten im Winde.

Da sprach der Lehrer: „Mein Augustin! du siehst hier mancherlei Aehren. Die einen erheben ihr Haupt stolz zu dem Himmel empor, die andern aber neigen es tief zur Erde hernieder; sag einmal, welche von beiden ziehest du vor?“

Die erstern, antwortete der Knabe, ohne sich lange zu besinnen; denn es geziemet dem Hohen vor dem Niedrigen doch immer der Vorzug.

So scheint es, versezte der Lehrer; aber du weißt wohl; der Schein betrügt uns gewöhnlich. Komm nur einmal, und sieh! Und der Knabe trat hinzu, betrachtete die Aehren genauer und sprach: „Ach! ich habe geirret; denn taub ist jegliche Aehre, die da empor steht, und ich finde kein Körnlein darin. Aber schwer von Segen, und voll Körner sind alle, die sich hernieder neigen zur Erde.

Da antwortete der Lehrer und sprach: Sieh, da hast du nun ein Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Sag mir, mein Lieber, wolltest du denn dem tauben, leeren Halme lieber gleichen, als der vollen, gesegneten Aehre?!

Der Knabe schwieg, und schlug seine Augen beschämt nieder; denn er nahm die Worte des liebreichen Lehrers zu Herzen, und er fing von dieser Zeit an, stille und voll Demuth zu wandeln. Und der Lehrer und alle Menschen liebten ihn nur desto mehr; denn er nahm jezt zu an Milde und Bescheidenheit mit jeglichem Tage.

Die Veilchen.

Ein Pächter hatte einen sumpfigen Moosgrund mit grossem Aufwande von Mühe und Kosten troken gelegt, um ihn fruchtbar zu machen. Eines Tages ging er mit seinem Knaben hinaus, um das getroknete Land zu sehen. Jezt war es mit fettem Gras überwachsen, und unter dem Grase blüheten liebliche Veilchen.

Munter, wie die Freude, lief der Knabe von einer Blume zur andern, und er sammelte bald ein schönes Sträußchen, und brachte es dem Vater, damit er sich auch an dem lieblichen Wohlgeruche erquikte.

Vater! so sprach der Knabe, hast du denn auch diese Veilchen gepflanzet?

Ich habe, antwortete der Vater, weder das Gras, noch die Blumen gepflanzet; ich habe nur Gräben gezogen, die Sümpfe zu troknen, und dann das getroknete Land mit fettem Dünger bestreuet. Der liebe Gott aber segnete die Mühe, und ließ hervorwachsen reichliches Gras — unsern Heerden zur Nahrung, und diese Veilchen sproßten daneben, damit wir uns freuen möchten ihrer Schönheit und ihres lieblichen Geruches.

Sieh, mein Kind, wenn wir arbeiten und unsre Pflicht thun, so schenkt uns der Segen des Himmels nicht nur das Nothwendige und Nüzliche, sondern auch das Angenehme und Schöne, daran sich unser Herz ergöze. Denn Gott ist die Liebe, und dem liebenden Vater genüget es nicht, seinen Kindern die nöthige Nahrung des Lebens zu spenden; sondern er will auch, daß sie sich freuen, damit das erfreute Gemüth desto leichter sich öffne, des liebvollen Vaters zu denken.

Das hochzeitliche Kleid.

Margaretha hatte von ihrer Ahnfrau ein schönes Kleid zum Geschenke erhalten. Es war von weisser, glänzender Seide, mit schön gestikten rothen Blümchen übersäet, und — dessen Saum mit feinen Spizen verbrämt. Das Mädchen hatte daran eine undeschreibliche Freude. Mit Herzenslust sah sie es unzähligemale an, und zeigte es jeder ihrer Gespielinnen, und der Gedanke an das schöne Kleid war ihr erster beim Aufwachen, und ihr lezter vor dem Einschlummern.

Als sie es aber am Hochzeittage ihres Bruders das erstemal anzog, da hatte sie das Unglük, beim Essen einen Fleken in das hochzeitliche Kleid zu bringen. Bitterlich weinte das Mädchen, als es nach Hause kam, und der Mutter den Unfall erzählte. — Nach einiger Zeit begegnete es ihr wieder, daß sie das Kleid mit zwei andern Fleken beschmuzte. Es schmerzte sie zwar, aber lange nicht mehr in so hohem Grade, wie das erstemal, und sie vergoß nun schon keine einzige Thräne mehr.

Sieh, meine Tochter, sprach jezt die verständige Mutter, die dieses bemerkt hatte, es gehet mit der Unschuld, wie es dir mit deinem schönen Kleide erging; denn es ist die Unschuld so recht das hochzeitliche Kleid der unsterblichen Seele.

Man achtet und schonet das schöne Kleid so lange es rein und unbeflekt ist. Wird es aber mit dem ersten Fleken verunstaltet, so betrübt und ärgert man sich. Indeß ist es nun einmal geschehen, und man schonet und achtet es weniger. Viel gleichgiltiger sieht man den zweiten Fleken an, merkt kaum mehr auf den dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen.

Drum zittre vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Das Licht der Nacht.

Bertold, ein edelmüthiger Jüngling, hatte, zwar nicht reiche, aber gottesfürchtige Aeltern, von denen er in frommer Einfalt erzogen wurde, und er hing mit inniger Liebe seines Herzens an ihnen. Ach! und nun starben ihm, an einem bösartigen Fieber, beide in einer Stunde. Da ward die Seele des Jünglings innigst betrübt und voll Schmerz. Ach mein Vater! ach meine Mutter! schrie er nur immer, und niemand war der ihn zu trösten vermochte. Da ging er eines Abends hinaus in das freie Feld, ob da die Ruhe nicht wiederkehren möchte in seinem gepreßten Gemüthe.

Er wandelte einen langen Weg, schweigend und in düsterer Wehmuth versenkt, dahin, und fand am Ende eines Wäldchens eine ländliche Hütte von einem Garten umgeben. Ein freundlicher Greis mit silberweissen Haaren kam ihm entgegen. Bertold erschrak, als er seiner gewahr wurde. Der alte Mann aber sprach voll Güte zu ihm: Holder Jüngling, warum so traurig? Bertold erzählte ihm nun die Ursache seines Schmerzens, und darauf versezte der ehrwürdige Alte: „Gerecht sind deine Thränen, mein Sohn, und ich bemitleide dich; doch vertraue nur auf Gott! Er wird dir Vater und Mutter sein.“ Auf Gott vertrauen! ach, mein Verlust ist unersezlich, und ich sehe nichts vor mir, als Elend und Jammer! So seufzte der Jüngling, und ein Strom von Zähren stürzte ihm aus den Augen. Laß mich, fuhr er fort, laß mich, lieber Mann wieder zurükkehren, und den Schmerz ausweinen am Grabe meiner Geliebten; denn dieses allein mag mir die gekränkte Seele wieder erleichtern.

Der Greis aber ergriff seine Hand voll Liebe, und sprach: Nicht also, mein Lieber! sondern vielmehr komm herein in meine Hütte, ruhe aus, und was meine Armuth zu geben vermag, das steht dir bereitet zum Abendessen. Denn

siehe, die Nacht bricht an; du könntest dich im Walde verirren und auf schrekliche Abwege gerathen.

Nicht doch, erwiederte Bertold; denn die Sterne funkeln am Himmel, und bald wird auch heraufsteigen der freundliche Mond. Sie werden mir leuchten in dunkler Nacht, daß ich des Weges nicht verfehle.

Wohl, mein Sohn! sprach izt der Greis mit feierlichem Ernste, du kannst also dem Mond und den Sternen vertrauen, daß sie dir leichten in dunkler Nacht, und dich deines Weges sicher geleiten! Und Dem, der den Mond auf- und untergehen heißt, und die Sterne, wie Lämmer, am Himmel weidet, Dem kannst du nicht vertrauen? Hat Er denn nicht Hilfe für jegliche Noth, und Licht für jegliche Nacht?

Diese Worte gingen dem Jünglinge durch die Seele, und er fiel dem weisen Manne gerührt um den Hals, und sprach: „Mann Gottes, verzeih mir! Mit Schaam erkenne ich jezt und bereue meine Kleingläubigkeit. Ja, ich will von nun an Gott vertrauen!“ Er wird dich nicht verlassen! fuhr der Greis fort; denn Er ist ja vornehmlich der Waisen Gott und der Verlassenen Vater.

Und nun ward der Jüngling hinein geführt in die Hütte, und der liebliche Mann gab ihm von den Früchten des Gartens zu essen, und labende Milch zu trinken, und hörte nicht auf, seine betrübte Seele zu erheitern durch göttliche Worte.

Des andern Morgens aber dankte ihm Bertold mit Thränen im Auge für seine Liebe, und ging getröstet von dannen.

Der Strom.

Ein Lehrer wandelte einst mit einigen seiner Schüler an dem Ufer der Donau. Lange verweilte ihr aufmerk-

samer Blik beiden gewaltigen Fluthen: denn sie wälzten sich ruhig hinab, und glichen einem ungehäuren, geglätteten Spiegel. Da fragte ein Schüler: Liebster Lehrer! wie ist es doch möglich, daß der grosse und mächtige Strom dennoch so stille und geräuschlos dahinfließt?

Dies kömmt von seiner Tiefe, versezte der Lehrer: denn ihr wisset ja wohl, meine Lieben: nur seichte Wässer rauschen: was tiefen Grund hat, fließt still und sanft dahin. Und also ist es auch in dem Leben der Menschen. Nur seichte Thoren sind es, die da viel Lärm machen, und durch Geräusch ihre Schwäche und Unwissenheit ankünden. Das Leben des Menschen, dessen Kraft und Tugend tiefen Grund hat in seinem Gemüthe, ist stille und geräuschlos: denn er weiß ja Worte thun's nicht, denn sie machen den Menschen nicht groß: sondern das Werk lobt den Meister.

Da erhob ein anderer Knabe seine Stimme und sprach: Lieber Lehrer! ich wüßte wohl auch zu dem Flusse ein Gleichniß zu finden: aber ich kanns nicht recht sagen. Rede nur, wie du es weißt, versezte der Lehrer. Und der Knabe sagte darauf:

Es ist mit der Zeit, wie mit dem Strome: gleichwie das Wasser vor unsern Augen verschwindet, also vergehen auch die Stunden.

Ja wohl, meine Kinder, fuhr dann der Lehrer fort, der eilende Strom ist das treueste Bild der Zeit. Gleichwie die millionenmal Millionen Tropfen, die in diesem Augenblike vorüberfliessen, unwiderbringlich dahin sind, also ist auch der Augenblik, da wir sie wahrnehmen, unwiderruflich verschwunden.

Der Tropfen wie der Augenblik
Kehrt nimmermehr zurük.

Darum lieben Kinder, wendet jede Stunde so an, daß ihr nie Ursache habet, ihren Verlust zu bereuen, und ver-

gesset niemal: die Zeit ist flüchtig: aber wir vermögen, ihr den Werth der Ewigkeit zu geben — durch weisen Gebrauch.

Die Rosen-Knospen.

Theodor und seine Schwester Marie hatten einen Rosenstok, welcher ihnen besonders lieb war, und dessen sie pflegten mit emsiger Sorgfalt.

Beide standen eines Tages neben dem Stoke, welcher Marie gehörte. Diese betrachtete ihn lange in tiefen Gedanken versunken, und ihr Herz war betrübt. Da sprach der Vater, welcher ihnen zusah: Was für Gedanken führest du doch in deiner Seele, meine Tochter: denn dein Antliz ist nicht so heiter wie sonst?

Ach mein Vater! erwiederte Marie, ich hatte mir einige Knospen, die sich am Strauche zuerst bildeten, sorgfältig gemerkt. Vor wenigen Tagen noch erhoben sie ihr Haupt schön und anmuthig gegen den Himmel, und jezt — stehen sie da blätterlos und verwelkt! Da dachte ich in meinem Sinne: Die Rose ist so schön von Gestalt, und doch hat sie keinen Bestand: denn sie währt von heute auf morgen! und dies ist es, was meine Seele betrübet: denn ich liebe die Rose vor allen Blumen des Gartens.

Und darauf versezte der Vater: Auch die Rose, meine Kinder, ob sie gleich unter den Blumen die edelste ist, hat das nämliche Schikfal, wie alle ihre Schwestern: sie entstehet, ist nur ein Weilchen, und vergehet dann wieder.

Und dasselbe Schikfal mit allen erschaffenen Dingen hat auch der Mensch. Ob er gleich unter den Geschöpfen der Erde das edelste ist, so ist doch sein Leib hinfällig, und sein Leben von kurzer Dauer.

Denn schnell, wie die Zeit der Knospen, eilet die Zeit der blühenden Jugend vorüber: flüchtig sind die Tage des

männlichen Alters, wie die Dauer der entfalteten Rose, und die Jahre des Greises rüken heran bald und unvermerkt wie das Welken der Blume. Darum, lieben Kinder, saget ja niemal: wir sind noch jung: sind wir erst älter geworden, dann wollen wir weise sein, und thun, was Gott und den Menschen gefällt. Nicht also meine Kinder! sondern ihr könnet nicht zu frühe anfangen, zu arbeiten und Gutes zu wirken, denn schnell und unvermerkt erscheint die Nacht, da Niemand mehr wirken kann.

Indeß der Vater also redete, naheten sie sich dem Stoke, welcher Theodor gehörte. Dieser war ihnen schon vorangesprungen, und betrachtete mit geschäftiger Aemsigkeit eine Rose nach der andern. Da erblikte er auf einmal eine Knospe, die angefressen war bis auf den Blumenkelch hinein, und es hingen nur noch einige zerrissene Blättlein am Stengel. Der Knabe jammerte sehr, und sprach: Ach, lieber Vater! sieh nur, die allerschönste Rose ist mir nun auf einmal verdorben!

Da seht ihr, lieben Kinder, erwiederte darauf der Vater, daß nicht jegliche Knospe zur Blume gedeiht. Raupen und Würmer zerfressen, oder muthwillige Kinder verderben sie gar oft schon in ihrer ersten Blüthe. Und also geschieht es nicht selten auch an den Menschen. Wer zur vollen Gesundheit und männlichen Kraft gelangen will, der muß von Jugend an seinen Leib in aller Zucht und Ehre bewahren: denn Leichtsinn, der mit dem Menschenleibe umgeht, wie muthwillige Buben mit Blumenknospen, und die schändliche Handgriffe der Verführung haben schon unzählige Jünglinge und Mädchen verdorben, und ins Grab gestürzet in ihrer schönsten Blüthe.

Darum, lieben Kinder! haltet euren Leib heilig, wie die edelste Blume im Garten Gottes, die man pfleget in Liebe und in aller Wachsamkeit bewahret vor Schaden, damit sie gedeihe. Achtet ihn über alles hoch, wie ein heiliges

Gefäß, das man mit aller Sorgfalt in Acht nimmt, und kaum zu berühren waget, um nichts daran zu verderben.

Und wenn ihr das thut, so werdet ihr einst der reifen Blume gleich, schön und kräftig dastehen, also, daß euer Anblik Himmel und Erde ergözen müsse.

Der Pappelbaum.

Komm Mädchen und betrachte mit mir diese hohe Pappelweide! Noch hat nicht der zehnte Frühling sie neu belaubt, und schon steht sie in vollem üppigen Wuchse da, ein starker vollendeter Baum, dessen Stamm meine Arme nicht zu umspannen vermögen. Stolz hebt sie ihren spizigen Wipfel über die andern Bäume des Gartens empor, und rauscht mit ihren glatten Blättern im Morgenwinde, der die Höhe zuerst begrüßt. Demüthig und unscheinbar grünt neben ihr die junge Linde; zwar eben so alt wie jene, aber noch bei Weitem nicht an Höhe und Dike des Stammes, an Fülle der Blätter ihr gleich.

Niemand achtet ihrer noch, denn sie bietet weder Schuz noch Schatten dar, und ihre aufgeschossene Nachbarin verdünkelt ihren langsamen Wuchs.

Aber wie lange wird dieser Unterschied währen? Blike rings umher im Garten, du findest auch nicht eine Pappelweide die über dreisig Jahr alt wäre, aber du siehst wohl von ferne jene majestätische Linde, die weit umher Schatten verbreitet, und jedem Winde trozt. So hoch ihr Wipfel sich in die Luft erhebt, so tief wurzelt ihr Fuß in der Erde. Wer von uns hat sie jung gesehen, wer von uns wird ihr Ende erleben? Die Menschen des vergangen Jahrhunderts haben sie gepflanzt, gepflegt, und ihre Enkel genießen noch des erquikenden Schattens, indeß oft derselbe Gärtner den Pappelzweig sezet, und den verdorrten Stamm unwillig aus

der Erde gräbt. Ich tadle ihn daher nicht, wenn er lieber Linden als Pappeln pflanzt, und den nüztlichen Schatten, den jene ihm noch im Alter versprechen, der vorübergehenden Luft an diesen vorzieht.

Und du junges flatterndes Wesen, das von einer Verbindung zur andern hüpft, heute Freundschaften stiftet, um sie morgen wieder zu zerreissen, tadle die Zurükhaltung derjenigen nicht, die lieber langsam eine dauernde Freundschaft errichten, als jeden neuen Mond am Arme einer neuen Gespielin begrüssen will.

Zwar geniessest du bald einen Schimmer jenes Glüks, das dem Ausharrenden nur spät zu Theil wird; aber es ist auch nur Schimmer, und zehn deiner Schwesterschaften sind geknüpft und wieder zerrissen, ehe eine wahre Freundschaft geschlossen werden kann, die langsam wächst, aber ewig wie die Linde dauert. Nach und nach faßt sie in den verbundenen Herzen Wurzel, ist anfangs klein und unbemerkt, bis sie endlich durch Wohlwollen und Tugend groß gezogen, sich in majestätischer Schönheit erhebt. Dann erst äussern sich ihre wohlthätigen Wirkungen, sie giebt Schatten und Kühle, wenn die blendende Sonne des Glükes jede bessere Besinnung zu rauben droht, und trozt den Stürmen des Unglüks die sie nicht zu erschüttern vermögen.

Noch im Alter stärkt und erfreut sie die verschwisterten Seelen, und wohl uns, keine Spekulation kann uns den süssen Glauben nehmen, daß sie uns noch in bessere Welten folgt!

Der Regenbogen.

Das schwere Gewitter ist vorüber gezogen. Dort in Westen zerreißt das Gewölk, die sinkende Sonne blizt hindurch und die schwarzen Wolken scheinen zu brennen. Jezt trifft ihr schiefer Stral den Garten, und wie mit Gold

übergossen steht er da — durch den dunkeln Hintergrund des abziehenden Gewitters blendend erhoben — in zaubrischer Beleuchtung.

Welch ein entzükender Anblik! Wie mächtig spricht in solchen Momenten die Natur an das empfängliche Herz, und zieht uns unwiderstehlich in ihre Umarmungen! Komm hinaus ins Freie, meine Geliebte! Wer wird sich hier zwischen Mauern beschränken lassen? Komm wir wollen uns auf den freien Feldern umsehn.

Sieh! Sieh! Dort im dunkeln Ost gegen den Strom zu steht der Bogen des Friedens; die farbige Brüke da, und ihr lebhafter Glanz spiegelt sich in verkehrter Ordnung der Farben auf dem grauschwarzen Gewölbe ab. Auch dich erfreut das schöne Schauspiel, auch du siehst den stralenden Schein, und mit dir noch hundert Menschen, die gerade jezt ihre Augen gegen Osten wenden. Und dennoch — es ist sonderbar — dennoch sieht Keiner von Allen denselben Regenbogen, jedem erscheint er anders, für jeden beginnt und endet er an einem andern Punkte, so wie der Schauende eben zwischen der Sonne und dem Gewölke steht — ja noch mehr, kein Sterblicher hat ihn jemals erreicht, keiner die Stelle gefunden, auf der sein wunderbarer Fuß ruht. Wag' es und suche ihn dort jenseits des Feldes neben dem Baume dessen Strom dir sein bunter Farbenschimmer verdekt — du findest nichts, die Stralenerscheinung flieht, wie du dich nahest, und immer von dir, immer in weiter Ferne siehst du sie schweben, ohne sie jemals zu erreichen.

Spricht dich in diesem Bilde nicht eine treffende Aehnlichkeit an? Tritt nicht ein Zug aus dem menschlichen Leben hell und klar vor deiner Seele? was ist das, was mit heitern Himmelsfarben stralend vor unsern Augen schwebt, dem wir rastlos nachjagen, das Jeder in etwas Anderm sieht, Jeder wo anders sucht, das Jeden unwiderstehlich reizt, und das doch keiner erreicht? Was ist das Glük der Menschen hienieden? Ein schöner schimmernder Regenbogen — so lokend —

so entzükend von Ferne — und in der Nähe wesenloser Duft — eitle Täuschung — Jedem anders gestaltet, von Jedem für wirklich gehalten, und dennoch Jedem ewig fern — ewig unerreichbar!

Das Geranium triste.

Still wirds in der Gegend umher, stiller im einsamen dämmernden Garten, den die geschäftige Menge verlassen hat. Die Sonne ist gesunken, nur ihre lezten gelblichen Schimmer kränzen noch die Scheitel des fernen Gebirges, und erinnern an den freundlichen Tag, der die Pflanzen- und Thierwelt erfreuend belebte und den Menschen zum frohen Genuß seiner Kräfte rief. Alles ist still — einsam — düster. Die glühenden Farben, die der Sonnenstral auf den Blumen wekte, sind mit ihm verschwunden, verblichen ist das lebhafte Grün der Gebüsche, das mannigfaltige Spiel von Licht und Schatten in den grünen Irrgängen.

Die Sänger der Lüfte sind verstummt, und von allen Bewohnern der Gras- und Kräuterwelt zeigt nur hier oder dort eine Heuschreke, oder ein Nachtfalter schwirrt mit trägem Fluge um unser Haupt.

Folget mir, o Freundinnen! an das Geländer, wo wir heute Morgens die farbenstralenden Blüthen der tausendgestaltigen Geranien bewunderten, und die glühenden Tinten der Nelken Euch entzükten. Kaum unterscheidet man jezt die Stellen, wo sie stehen. Alle ihre Reize sind mit dem Lichte verschwunden, und es ist jezt einerlei für uns, ob schlechte Grasblumen oder Florens Lieblinge die düstern Pläze füllen. Aber erinnert Ihr euch noch der braunen unscheinbaren Blümchen, die sich in niedlichen Büscheln auf dem schlanken Stengel schaukelten? Weder Farbe noch Ge-

ruch empfahl sie damals, selbst ihr Name, der Trauer bedeutet, war abschrekend, und achtlos ging man an ihnen vorüber. Nähert euch ihnen aber jezt und fühlt, welch ein Balsamduft Euch entgegen weht! Solche Düfte mag der Windhauch vielleicht den Schiffern im Indischen Ozean aus dem Schoose der Gewürzinseln herüberbringen! So kräftig, so belebend, und doch so zart! Und alle diese Schäze sind für die dunkle Nacht gespart, wo die übrigen Schönheiten Florens verschwinden, wo sonst nichts die ruhenden Sinne ergözt. Freundlich wartet das Blümchen, bis die blendende Sonne, die Freuden des lauten Tages vergangen sind: dann öffnet es seinen gewürzlichen Kelch, und erfüllt die Luft mit süssem Hauche, und erfreut den einsamen Wandler, der vielleicht die Schatten der Nacht zu Vertrauten seines Kummers machte.

O wie freundlich erscheint uns in den wechselnden Stunden des Lebens ein mildes Gemüth, wenn es sich uns gerade in den Augenbliken nähert, wo es düster um uns wird, die Freuden der Welt vor dem trüben Blik verschwinden, und von allen fröhlichen Genüssen keiner mehr für uns blüht! Wie wohl thut ihm selbst die leise Schwermuth die der seinen antwortend aus den theilnehmenden Bliken spricht! Tief und unauslöschlich ist der Eindruk, den Freunde auf diese Art gefunden, auf unser Gemüth machen, und fest die Bande, die in trüben Tagen geknüpft, keiner bewährenden Zeit bedürfen. Wenn dann auch frohere Stunden widerkehren, denkt das gerührte Herz mit süsser Wehmuth jener Zeit, und fühlt dankbar die ewige Verpflichtung.

Der abgerissene Zweig.

Helldorf, ein frommer Land-Edelmann, stand an einem heitern Frühlingsmorgen in seinem Garten. Das Gras und

die Blumen des Feldes waren wieder erstanden; schon summte die muntere Biene mit emsigen Fleiße umher, die süsse Beute zu holen, und die Vögel des Himmels sangen ihr freundliches Lied.

Helldorfs Gemüth war heiter und froh, wie die neue Gestalt der Erde; denn er gedachte mit dankbarem Herzen des reichen Segens, welchen ihm auch seine Fluren versprachen.

Da kam auf einmal Gottfried sein Söhnlein, eilig daher gesprungen, und rief: „Lieber Vater! komm nur einmal zu jenem Birnbäumchen dort, komm nur und sieh!“ Der Vater folgte dem Rufe des Knaben, und ging mit ihm hin zu dem Bäumchen. „Sieh doch, mein Vater, sprach izt der Knabe, wie das Bäumchen vor lauter Blüthen rundum so schön und so weiß ist; nur dieser Zweig da ist ganz dürr und schwarz, und es hängt auch nicht ein einziges Blüthenknösplein daran! woher mag denn dieses wohl kommen?

Der Vater betrachtete das Zweiglein genauer, und sprach dann zum Knaben: „Siehst du denn nicht, liebes Kind, daß der Zweig los ist von seinem Stamme, und nur noch mit der äussersten Rinde daran hängt?“ Sieh, darum ist er so schwarz und erstorben, denn jeglicher Zweig, der von seinem Stamme getrennt wird, ist todt, und lebendig ist er nur so lang, als er mit seinem Stamme vereint bleibt.

Also mein Sohn, verhält es sich auch mit dem Menschen. Seine Seele ist nur dann wahrhaft lebendig, wenn er glaubet an Gott, und durch den Glauben an ihn als mit dem rechten Stamme und der Wurzel innigst vereint ist. Scheidet aber der Mensch sich von Gott, so erstirbt seine Seele; denn „Gott ist das Leben des Geistes, gleichwie der Geist das Leben des Leibes ist.“

Nun, liebes Kind, begreifest du izt, warum dieses einzige Zweiglein nicht blühet?

„Ach ja liebster Vater, antwortete der Knabe; denn ein todter Zweig kann ja nimmermehr blühen.“

„Ja wohl, mein Sohn, erwiederte izt der Vater, und

so wenig der todte Zweig zu grünen und zu blühen im Stande ist, so wenig kann ein Mensch hoffen und beten, der da geschieden von Gott ist; denn was die Blüthe an dem lebendigen Zweige, das ist in der glaubigen Seele das vertrauensvolle Gebet. Wie sollte auch ein Mensch, der von Gott los ist, zu beten vermögen? Denn da sein Herz nicht von Gott, sondern von der Erde und ihrer Lust voll ist, so vermag es auch nicht, sich aufwärts gegen Himmel zu schwingen; sondern es neiget sich hin, wo sein Schaz ist, und sinket hernieder zur Erde, wie dieser losgerissene Zweig dürr und kraftlos herabhängt.«

Izt schwieg der Vater, und der Knabe sah ihn an mit bewegtem Gemüthe und sprach: »Wohl habe ich deine Lehren verstanden, mein Vater, und ich begreife es nun, daß der abgerissene Zweig auch keine Früchte zu tragen vermag.«

Wie könnte er auch, antwortete der Vater, ohne die Blüthe, eine einzige Frucht bringen? Und eben so wenig, mein Sohn, kann ein Mensch, der da, weggewendet von Gott ohne Glauben und Gebet, wandelt, edle Thaten vollbringen; die da für die Ewigkeit gelten. Denn was die Frucht an dem lebendigen Zweig ist, das sind in der glaubigen Seele fromme, Gott wohlgefällige Thaten.

Sieh also, mein Sohn gleich wie dir der todte abgerissene Zweig ein Bild ist des bösen, von Gott geschiedenen Sinnes; so sei dir das blühende Bäumchen ein Bild des frommen, glaubigen Menschen.

Fest mit seinem Stamme und der Wurzel verbunden erhebet das Bäumchen sein Haupt zu dem Himmel, und bringet hervor die schöne köstliche Blüthe, und die köstliche Blüthe gestaltet sich bald zu der edelsten Frucht.

Also ist auch der glaubige Mensch mit seinem Gott, als dem Stamm und der Wurzel, innigst verbunden, und er stehet da fest und gewaltig, und erhebet sein Herz und sein Antliz froh und freudig zum Himmel, und vollbringet in Treue Gott wohlgefällige Thaten; denn es erzeugen

lebendiges Glauben und Hoffen die Werke der heiligen Liebe. Gottfried nahm alle diese Worte des Vaters zu Herzen, und so oft er hernach das Birnbäumchen ansah, dachte er in seinem Gemüthe: Wäre ich, o Bäumchen, dir gleich!!

Das Thal der Braminen.

In einer der schönsten Gegenden Indiens unter ewig heiteren Himmel liegt von Bergen umschlossen ein friedliches Thal, das seit alten Zeiten die frommen Verehrer des heiligen Brama bewohnen.

Hieher über das Gebirge kam eines Tages ein junger indischer Fürstensohn, und verlangte mit dem Vater und Vorsteher des friedlichen Bramen-Stammes zu reden. Ein Greis von hoher, edler Gestalt empfing den unbekannten Jüngling. Sei uns willkommen, redete er ihn an, junger Fremdling, in unserm friedlichen Thale, du magst nun mit Vorsaz zu uns kommen oder deines Weges verfehlt haben!

Das erstere, sagte der Jüngling; ich komme mit Vorsaz ...

Der Greis unterbrach ihn und sprach: Der Fremdling ist uns immer willkommen in unsrem Thale. Wir üben hier das heilige Gastrecht gegen jeden, ohne zu fragen, wer er sei und warum er komme. Denn wir halten noch auf die alte Sitte, daß wir nicht eher als nach dem dritten Tage den Namen und das Begehren des Fremdlings erforschen. Dränget dich also nichts, das unsere schleunige Hilfe erfordert, so komm als ein Mensch und Bruder in unsern Kreis und geniesse mit frohem Herzen, was wir dir zu bieten vermögen.

Der junge Fürstensohn verneigte sich und folgte dem Greise in die kühlen Schatten hochragender Palmen, wo ein zahlreicher Familienkreis versammelt war.

Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, alle von edler Gestalt und freundlichem Wesen, kamen dem Fremdling entgegen und begrüßten ihn mit einer Offenheit, als ob sie Jahrelang ihn gekannt und geliebt hätten. Kinder hüpften um ihn her und reichten ihm Blumen.

Ach, welch ein Wohnort der Unschuld und Freude! seufzte der Fürstensohn.

Diese wohnen hier immer bei einander, erwiederte der Greis. Denn in unsern Herzen lebet Brama, darum altern unsere Gefühle nicht; und wir sehen ihn in jedem seiner Geschöpfe und Gaben, deßhalb fehlet es uns niemals an Freude; und so kennen wir auch keine Bedürfnisse, die wir nicht befriedigen könnten.

Ein tiefer, unwillkührlicher Seufzer entstieg der Brust des Jünglings.

Du bist ermattet vom Wege, sagte der Greis und winkte. Sogleich traten zwei Jünglinge hinzu, und brachten ein Fußbeken, dem Fremdling die Füsse zu waschen, und zwei blühende Jungfrauen reichten ihm von den edelsten Früchten des Thales.

Der Fürstensohn weigerte sich, seine Füsse waschen zu lassen. Es ist die Sitte des heiligen Gastrechts, sagte der Greis, und eine Labung, die der Stärkere dem Ermatteten billig und gerne reicht. Hier gilt kein Unterschied des Herrn und Sklaven. Wir ehren in jedem Wanderer das menschliche Antliz, das ihn uns als einen Sohn Brama's, des Liebevollen, verkündet.

Der Fürstensohn schwieg, aber eine glühende Röthe stieg in sein Antliz und seine Kniee zitterten.

Ihm ist nicht wohl! sagten die Jünglinge, die ihm das Bad bereitet hatten, — seine Kniee zittern. — Er hat auch nichts von uusern Früchten genossen, sagten mitleidig die Jungfrauen.

Da trat der Greis zu ihm und faßte seine zitternde Hand. Mein Sohn, sprach er, die Hize des Tages hat dich ermattet. Ich will dich in unsere Wohnung geleiten, daß du des Schlummers geniessest. Er wird dir neue Kraft gewähren, damit du dich des heiligen Festes, das uns morgen erwartet, mit uns freuen könnest.

Der Jüngling ließ sich von dem freundlichen Greis in die Hütte geleiten. Hier stand ein Lager von balsamisch duftenden Kräutern, und über den Kräutern lagen seine Deken gebreitet, blendend weiß, wie frisch gefallner Schnee.

Siehe, sagte der Brame, hier magst du ruhig schlummern. Denn du ruhest in den Armen des alliebenden Brama, der dieses Thal segnet. Das sollen dir die weichen, sanft duftenden Kräuter zeigen, worauf du dich lagern wirst! und diese schneeweissen Deken sind ein Sinnbild der Unschuld.

Während der Rede des Greises traten zwei Knaben herein und trugen eine Schale voll dunkelrothen Weines. Der Greis nahm sie aus ihren Händen, und sprach zu dem Fürstensohn: Siehe, wir essen nur die Früchte des Feldes, und der Bäume und Reben, wie sie die Natur giebt. Aber für den Kranken und Ermatteten keltern wir auch die Traube. Es ist das einzige Blut, sezt' er lächelnd hinzu, das wir vergiessen; aber es geschieht ohne Seufzer, und um Seufzer zu stillen. Trink, mein Lieber, es wird deinem Herzen wohl thun.

Der Jüngling nahm mit zitterden Händen die Schale, und indem er trank, ergriff ihn ein heftiger Schauder.

Als er die Schale dem Greise zurükgab, ertönte ein sanfter feierlicher Gesang vieler Stimmen aus der Ferne. — Was ist das? fragte der Fürstensohn.

Es ist der Abendgesang, antwortete der Brame. Wir bringen Brama unsern gemeinsamen Dank für das Licht des Himmels, das er uns herniedergesendet, und für den Lebens-

tag, den er uns gewährt hat. Wir glauben, daß dem liebevollesten und wohlthätigsten Wesen nur das Gebet der Freude und Liebe wohlgefallen könnte. Darum bringen wir ihm unsern Dank durch Gesang und in Gemeinschaft. Auch deiner wird in unserm Gebete nicht vergessen. Denn gehöreſt du jezt nicht auch zu unserm Familienbunde? — Gebe dir Brama einen sanften Schlummer und ein fröhliches Erwachen!

Also redete der Greis mit freundlicher Anmuth, und verließ den Fürstensohn.

Dieser aber verhüllte sein Haupt und vermochte nicht, dem hohen edlen Mann in das Antliz zu schauen, und seinen Gruß zu erwiedern.

Nun war der Jüngling allein, aber kein Schlaf wollte seine Augen schliessen. Es war ihm als ob das Blut in seinen Adern siedete; er hörte die Schläge seines Herzens. Das Bild des verflossenen Tages stand unaufhörlich vor seiner Seele, um desto heller und stralender, je dunkler es in seiner Seele war. Die stille mondhelle Nacht, welche durch das Gesäusel der Blätter in sein Schlafgemach spielte, deucht' ihm unendlich lang. Er harrete mit Sehnsucht dem Anbruch des Tages entgegen. Endlich fiel er in einen fieberartigen Schlummer, der oft durch furchtbare Traumbilder gestört wurde. Er erwachte mit dem ersten Stral der Morgenröthe. Ein lieblicher Wechselgesang männlicher und weiblicher Stimmen tönte aus der Ferne, ernster und feierlicher, als der Abendgesang des vorigen Tages. Es war das vereinte Morgengebet der Bramafamilie beim Aufgang der Sonne.

Der Fürstensohn ward unbeschreiblich davon ergriffen. Er wollte miteinstimmen in das allgemeine Gebet. Er vermocht es nicht.

Da öffnete sich leise die Thür des Schlafgemachs; der Greis blikte durch die Oeffnung. Besorgt um den Jüngling, welchen er krank glaubte, hatte er sein Erwachen nicht erwarten können. Er wollte, wenn er noch schlummerte, leise zurükkehren.

Als er den Fremdling erwacht fand, begrüßt' er ihn mit freundlichen Worten, und fragte mit väterlicher Besorgniß nach seiner Gesundheit.

Der Jüngling war innigst gerührt und sprach: Ach, welche Liebe begegnet mir in diesem Thale!

Mein Sohn sprach der Brame, wir verehren einen grossen Vater, und lieben jedes seiner Geschöpfe, als ein Gebilde seiner Weisheit und Güte, aber jeden Menschen als sein Kind und Ebenbild, und alle als unsere Brüder. — Von Jugend auf gewohnt an Einfalt des Herzens und jenem kindlichen Gedanken, ist uns dieses nun zur Natur geworden, und wir wollen keinen Dank, der uns nicht gebühret. — Jezt wirst du mit uns das fröhliche Fest der Liebe feiern.

Der Greis hatte kaum ausgeredet, als der Jüngling in einen Strom von Thränen ausbrach, und den Greis bat, ihn aus dem Thale zu begleiten, des Weges, den er gekommen war.

Der Greis erstaunte über den sonderbaren Fremdling, und begleitete ihn schweigend auf den Weg, der aus dem Thale führete.

Darauf begann der Jüngling: Ich verlasse euer Thal auf ewig. Ich glaubte in eurer Mitte Ruhe zu finden, aber ich habe die schreklichsten Qualen meines Lebens erduldet . . . .

Ich verstehe dich nicht, — unterbrach ihn der Brame und sah den Jüngling befremdend an. — Unser friedliches Thal? . . .

Euer Thal, ehrwürdiger Vater, — rief der Jüngling — ist der Wohnsiz des Friedens und der Unschuld. —

Es fällt bei uns keine Thräne, sagte der Greis mit himmlischer Ruhe — als die Thräne der Freude und Dankbarkeit, kein Tropfen Blutes benezet die Erde und kein Seufzer gedrängter Unschuld entweidet Brama's Odem. Der Boden der uns trägt und ernährt, die Luft, die uns umfleußt, ist rein und unbeflekt.

Aber ich — rief der Fürstensohn — ich bin ein Unreiner! Das ist es, was mir ein schuldloses Thal in einen Aufenthalt der Qualen verwandelt.

Der Greis schwieg, und ein Strom von Erbarmung und Mitleid floß aus seinen großen Augen auf den unglüklichen Jüngling herab.

Sie standen an der Gränze. Der Jüngling nahm nun wieder das Wort und sprach: Ehrwürdiger Greis, deine Milde zerreisset mein Herz! Ach, wenn sie es auch zu heilen vermöchte! vernimm jezt noch meine unglükliche Geschichte.

Siehe, ich bin der Sohn des Königs Amaandua; mir war sein Thron und die Herrscherwürde Indiens bestimmt. — Aber diese Hände sind mit unschuldigen Blut beflekt. Der einzige Sohn einer Wittwe fiel durch mein Schwert. Blut und Thränen und Seufzer lasten auf mir. — Mich ängstete das Bild meiner schreklichen That. Ich verließ den Pallast, und hoffte in eurem Thale die Ruhe zu finden, die ich suchte. — Ich fand die bittersten Stunden meines Lebens. Euer Friede wurde meine Qual. Eure Unschuld erschien mir wie ein bitterer Vorwurf meiner Schuld, und jeder freundliche Blik eurer Liebe fiel in das Dunkel meines Herzens, wie ein flammender Blizstral in ein düsteres Nachtgrauen. —

Ach, ich brachte mich selbst, — mich, den ich fliehen wollte, in diese Wohnungen des Friedens. Verzeihet mir,

und wenn ihr es vermöget, so betet für mich. Ich gehe, wohin ich gehöre — zu den Jakiren *).

Mit diesen Worten verließ er den Bramen und das friedliche Thal. Der Greis sah' ihm, indeß er das Gebirge erstieg, lange nach. Darauf erhob er seine Hände betend gen Himmel, und kehrte zu dem Kreise der Feiernden zurük.

Der Frühling.

Ein frommer Knabe, der blühende Sohn eines Landmannes, wandelte im Beginn des Frühlings auf dem Felde umher, und sein Herz freuete sich der Herrlichkeit des neugebornen Jahres.

Und als er lange umhergewandelt, lagerte er sich auf einem Hügel über der Quelle eines murmelnden Bächleins, und blikte rings um sich her mit Andacht und Liebe, und war bewegt in seinem Herzen.

Da vernahm er ein leises Säuseln in dem Gebüsch zur Seite des Hügels, und es trat hervor die edle Gestalt eines Jünglings und nahete sich dem Hügel und sezte sich zur Seite des sinnenden Knaben.

Wem sinnest du nach, mein Lieber, redete er ihn an, und warum bist du so ernst in der Blüthe deines Lebens?

Der Knabe antwortete: Es ist mir so eigen im Herzen; die Herrlichkeit des kommenden Frühlings erfreuet mich wohl, aber es ist eine stille Freude voll Wehmuth und heimlicher Ehrfurcht. Siehe, es deucht mir, als ob ich in einem Tempel wäre.

Bist du denn nicht auch in einem Tempel? sagte der Jüngling, und sein grosses blaues Auge stralte mit eignem höherem Glanze. Aber, fragte er darauf, was erfüllet dein Herz vor andern mit solchen Empfindungen?

*) Eine Sekte in Indien, die sich die härtesten Büssungen auflegt.

Der Knabe antwortete und sprach: Das leise Wandeln der Natur, und die Stille, mit welcher alle diese Herrlichkeit, wie von selber sich bildete. Als der Schnee noch auf den Schluchten lag und die Scholle noch hart war von dem nächtlichen Frost, da verkündete schon der Frühling sein Kommen.

Er sandte seine Profetin, die Lerche. Sie schwebte aus der Furche zum Himmel empor, als ob sie den schlummernden Keim singend aufriefe zum freudigen Erwachen, und dem Menschengeschlechte die ewige Ordnung der Natur verkündete. Denn schwebet sie nicht singend zwischen dem Himmel und der Erde? Man siehet es der braunen Brust der Frühlingsbötin nicht an, daß sie eine Profetenstimme in sich trägt und manche verkennen es.

Das ist das Loos des Göttlichen in seiner einfachen Gestalt, sagte der Jüngling. — Aber fahre fort, mein Lieber, mir die Geschichte des Lenzes zu erzählen.

Der Knabe sprach: Nun erwachten, dem Rufe gehorsam, tausend Leben, in dem Schoos der vom Frost entbundenen mütterlichen Erde. Die Winterglökchen standen da, wie blühender Schnee, und gemeinsam, als ob sie verbündet den wiederkehrenden Sturm und Frost nicht fürchteten. An der Sonnenseite des Hügels, vom Dornengesträuch beschirmt und nur den spähenden Augen erscheinend, blühete das einsame, duftende Veilchen; ein erfreuliches Zeichen, daß die Früh-Profetin die Wahrheit verkündet habe. Und wie durchströmte nun der Odem des Lenzes die ganze Natur und vergnügte das Antliz der Erde! Dem Kleinsten und Zartesten ward seine Pflege so gut wie dem Grossen. Auch die verhüllete Knospe und das eingewikelte Blatt hat seine Dämmerung und Morgenröthe. — Ist es nicht eine und die nämliche Kraft, die in den Pflanzen sich zur Blume gestaltet, und in der Brust der Amsel und Lerche zum Gesange sich bildet? — So gesellte sich Blüthe zu Blüthe und Gesang zum Gesange, und bald — sagte der Knabe

mit stralenden Augen — ich zweifle nicht, bald wird die Nachtigal den Korgesang vollenden, der die fortschreitende Entfaltung der Kräfte begleitet.

Wohl dir, mein Lieber, sagte der Jüngling, daß du die Hand der Natur auch in ihrem leisen Wirken erkennest!

Ach, erwiederte traurend der Knabe, seitdem der Krieg durch unsre Gefilde tobte, wandte ich mein Auge auf die wohlthätige stille Natur. Sie schien mir eine Trösterin. — Denn siehe, der Krieg hat uns unsre Lämmer geraubt.

Da sagte der Jüngling: Traure nicht um deine Lämmer! Auch vor dem Frühlinge wandelt der Sturm. Er nahm dir das Geringe, um dir das Höhere zu geben. — Die Hülle muß zerreissen, ehe der Schmetterling empor schwebt. — Wohl dir, sezte der Jüngling nach einer Weile hinzu, daß du den Vater der Natur erkanntest, der den Frühling sendet. —

Aber ach, sage mir, — fragte der Knabe, — warum sendet er ihn so leise und unvermerkt? und warum entstehet alle diese Herrlichkeit, als ob sie von selber sich bildete? — deßhalb gehen die Menschen vorüber, und nehmen es nicht zu Herzen. Ja sie zertreten Halme und Blumen, und benezen sie mit dem Blute ihrer Brüder. —

Wenn sie den Odem vernähmen, der die Erde verjüngt, und sähen die Kraft die Alles gestaltet; — o verzeihe mir, du freundlicher Jüngling, ich meine, dann könnte kein Krieg mehr sein, und Liebe und Dankbarkeit würden Hand in Hand zwischen blühenden Feldern wandeln, wie Kindlein vor den Augen des sichtbaren Vaters. —

Der Jüngling antwortete lächelnd: Das meinst du wohl in deinem zarten Herzen. Aber siehe, die Liebe und Dankbarkeit sind auch göttlichen Wesens. Darum keimen und entfalten sie sich in dem stillen Herzen, wie der Lenz in der Natur sich entfaltet.

O, so will ich an die Natur und ihren unsichtbaren

Vater mich halten, und nicht an das Wesen der Menschenwelt, rief der Knabe und blikte gen Himmel.

Dann wirst du, sagte der Jüngling mit Ernst und Würde, in dem Vater der Natur auch bald den Vater der Menschen erkennen! — Ich scheide, fuhr er fort, Friede sei mit dir! Siehe, auch in deinem Herzen tönet dir leise Profetenstimme eines himmlischen Lenzes. Du suchtest in der Natur das Göttliche. Es begegnete dir, und es wird dir in höherem Glanz und reiner Harmonie begegnen. — Siehe, ich bin der Engel des Frühlings! —

Als der Jüngling dieses gesprochen, zerfloß er vor den Augen des Knaben in einen milden Lichtglanz. Der staunende Knabe sah ihn nicht mehr, aber in dem Wäldchen schwebte ein leises Säuseln, die Zweige zitterten, die Knospen blüheten auf, und auch die Stimme der Nachtigal ertönte zum erstenmale, und der Knabe stand verwandelt da, — ein kräftiger Jüngling. —

Das Aehrenfeld.

In der stillen Wohnung eines frommen Landmannes hatte eine böse Seuche gewüthet, und ihn selber sammt seinem Weibe und vier Kindern auf das Krankenbette geworfen. Zwei Kinder wurden ein Raub der grimmigen Seuche, sein ältester Sohn und ein Mägdlein, die Stüze der Mutter. Dabei war die Arbeit des Feldes zurükgegangen, und der lezte Sparpfenning verzehrt.

Aber endlich genas der Landmann, und er beschloß, das erstemal auf seinen Aker zu gehen, den er so lange nicht gesehen hatte.

Als er nun hinausgehen wollte mit seinem Weibe, siehe da erhob sich ein Gewitter, und es blizte und donnerte sehr, und es fiel ein starker Regen, und sie harreten, bis es vorüber zöge.

Darauf als der Donner stille war, und der Regen aufhörte, sprach der Landmann: Wohlan jezt wollen wir gehen. Der Geruch des Feldes wird desto lieblicher sein nach der langen Dürre.

Und als sie nun hinaustraten zu dem Kornfelde, das schon Aehren gewonnen hatte, kam ihnen der Geruch des Feldes frisch und lieblich entgegen, und über dem Felde hing das zerrissene Gewölk und blizte, und hinter dem blauen Gewölke fielen glänzend und in langen Streifen die Sonnenstralen herab. Die jungen Aehren und Halmen aber senkten ihre Häupter, beschwert von den perlenden Tropfen, und das Gras stand mit frischem Glanze bekleidet.

Da faßte der Landmann die Hand seines Weibes und blikte gen Himmel in das leuchtende Gewölk und den Lichtstrom, und sprach: Ach, Herr auch uns hast du ein Wetter gesendet — o so laß uns auch sein wie dieses Aehrenfeld. Wir gingen und weinten, ach laß uns auch edle Saamen tragen, damit wir mit Freuden unsre Garben bringen mögen! — Also betete der Landmann, und sein Weib weinte und sprach: Amen! Ja es sei so!

Und beide kehrten getröstet zur Wohnung zurük.

Die Nacht und der Morgen.

Nicht lange nach Mitternacht rief Allmed, der weise Lehrer, seinen Jünger Sadi von seinem Lager, und sprach: Mache dich auf, wir wollen über Feld gehen vor der Hize des Tages zu dem Hause deines Vaters. — Da sprang Sadi freudig von seinem Lager, nahm sein Gewand und folgte dem Lehrer seiner Jugend. Ach, welche Nacht! sagte der Jüngling, als sie hinaus traten ins Freie; Allmed aber antwortete: Wir wollen ihre Herrlichkeit schauen auf Tabor. Da wandelten sie rüstig das Gebirg hinan und gelangten auf die Höhe, und lagerten daselbst.

Es war eben eine grosse Stille, und die Gestalt des Himmels war ganz klar wie ein schöner Safir, und die Sterne standen wie ein grosses Heer und funkelten, und das Meer glänzte von ferne.

Sadi aber erhob sich von seinem Siz und wandte seine Augen gen Himmel und auf das Meer, und verstummte. Und Allmed that seinen Mund auf und redete dann und wann in heiligen Sprüchen: „Hebe deine Augen auf und siehe, wer alle diese Dinge gemacht hat.“

„Er zählet die Sterne und nennt sie alle mit Namen.“ — „Unser Herr ist groß und von grosser Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regieret.“ — „Du Herr bist es allein, du hast gemacht den Himmel und aller Himmel Himmel, die Erde und was darauf ist, das Meer und was darin ist — du machest alles lebendig und das himmlische Heer bethet dich an.“ — „Herr wie sind deine Werke so groß und viel!“ — „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du ihn so achtest. Wie nichts, wie so gar nichts sind doch alle Menschen.“ —

Da der Lehrer also redete in der Stille der Nacht, zitterte Sadi und verhüllete sein Haupt, denn es war ihm eine Furcht angekommen.

Da rief Allmed: Schaue der Tag beginnet! und siehe, es war die Zeit der Dämmerung, und die Morgenröthe breitete ihre Flügel über die Enden der Erde. Und das Meer erschien in seinen Ufern röthlich, also auch die Bäume und das Gebirge, und das Gewölk am Himmel gegen Morgen glänzte wie Purpur und Rubinen. Alsdann kam die Sonne und ging auf; die Berge rauchten, und das Meer glühete wie fliessend Gold, und nun ertönten die Stimmen der Vögel rings umher, und die Thiere des Feldes regeten sich, und die Menschen wandelten zwischen den Kornähren, und in Gärten und Weinbergen. Die Morgensonne aber umstralte Sadi und seines Lehrers Antliz.

Da schauete Sadi voll Freude das Angesicht seines

Lehrers: Allmed aber that seinen Mund auf und sprach: Siehe, so groß als seine Allmacht ist auch seine Liebe.

Da fiel Sadi seinem Lehrer um den Hals und weinte vor Freude. Allmed aber breitete seine Arme über ihn aus und segnete den Jüngling.

Darauf nahmen sie ihre Stäbe und wandelten zur Heimath Sadis, und Sadi war freundlich und stille den ganzen Tag, und seine Eltern freuten sich ihres Sohnes, und sprachen untereinander: Wie sollen wir Allmed vergelten, was er unserm Kinde erweiset?

Sie wußten aber nicht, was sich auf dem Berge begeben hatte.

Das Angebinde.

Als nun die Zeit erfüllet war, und der Geburtstag des Vaters herbeikam, da sammelten die drei jüngsten Kinder Blumen, die allerschönsten und ganz heimlich, und flochten sie, daß es der Vater nicht sahe, zum schönen Kranze und konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Und als der Tag erwachte, gingen sie alle drei in des Vaters Kämmerlein, mit blossen Füßchen, daß es der Vater nicht höre, und trugen den Blumenkranz alle drei und legten ihn auf des Vaters Bett, ganz leise, daß es der Vater nicht merke. Der Vater merkte es wohl; aber er that als ob er schliefe.

Und als es nun Morgen war, da kam der Vater und hatte den schönen Blumenkranz, und sagte: Wo sind die Engelein, die mich bekränzt haben in der Nacht, da ich schlief! Und die Kinder kamen und hingen an ihm, küßten den Vater, und waren voll Freude.

Da kam ein Mann, ein Bote, der brachte ein feines rundes Fäßlein mit Reifen; darin war schöner Wein, von Hochheim zu Hause, das Herz des Vaters zu erfreuen.

Da war der Vater erfreuet, als er sahe, daß der älteste Sohn es gesendet, und die Kinder tanzten um den Vater und das Fäßlein.

Darnach trat der Vater an den Tisch und fand ein fein grosses Blatt, darauf war ein schöner frommer Gesang von dem zweiten Sohne, der aus der Fremde heimkommen war. Und als der Vater las, da lächelte er und die Thränen fielen auf das Blatt.

Da sahen die drei Kleinen den Vater an und sagten: Lieber Vater, nicht wahr? wir können noch nichts geben und nichts fertigen, wir sind noch so klein! —

Da nahm der Vater alle drei, das Mägdlein und die beiden Buben, und drükte sie an sein Herz und sagte: O, gedenket nicht, daß eure Gabe geringer sei in meinen Augen. Klopfen doch eure kleinen Herzlein so gut wie die andern, und mein Vaterherz für euch alle.

Die Lilie, oder die Lehre des Herrn.

Gotthold, der Sohn frommer Eltern, stand eines Tages vor einer Lilie, sinnend und mit gefaltenen Händen, und auf seinem Angesicht leuchtete stille Andacht und die innere Rührung seines Herzens. So traf ihn sein Vater. Wem sinnest du nach, mein Sohn? fragte ihn der Vater.

Da antwortete Gotthold: Ich gedachte des Wortes, das der Heiland über die Blume aussprach, als er sie über Salomo's Herrlichkeit erhob.

Und warum dünkte dich dieses so eigen? fragte der Vater, du scheinst gerührt. — O, mein Vater, antwortete der Knabe, es rühret mich, daß er, der Hohe, sich herab ließ zum Lobe einer vergänglichen Blume und ihrer irdischen Schönheit.

Darauf sagte der Vater: O wohl, mein Sohn, ich lobe und theile deine Empfindung. Er neigte sich zu dieser ir-

Bayerische Staatsbibliothek München

dischen Blume, um alles Irdische zu verklären und den Menschen zur himmlischen Blüthe zu erheben.

Auch in dem stralenden und duftenden Kelche des verwelklichen Gewächses lehrte er sie den Urquell und Vater alles Lichts und Lebens erkennen; er machte durch sein Wort die stille Blume zur Trösterin betrübter Seelen und pries zugleich ihre einfache Schönheit. Siehe, so stehet die Blume ein irdisches Bild seiner himmlischen Weisheit, die Wahrheit, Güte und Schönheit zu einem ewigen Bunde vereint. Und vergänglich? — sezte der Vater nach einer Pause hinzu — siehest du nicht die Lilie in derselben Schönheit, worin der Herr sie sah?

Der Fruchtbaum und seine Wurzel.

Polidorus, ein heidnischer Jüngling, hatte den Irrweg des Gözendienstes verlassen und mit gläubigem Herzen die erfreuliche Lehre des Evangeliums angenommen. Da er nun seinen vorigen Wandel nach den Lüsten des Heidenthums verdammte, begab er sich in die Einsamkeit, und verschloß sein Herz jeglichem Genuß der Natur und des Lebens. Denn er sprach: das Fleisch gelüstet wider den Geist, so will ich die Kraft der Sinne in mir ertödten, und jedem Aeussern den Zugang verwehren.

Da trat Justus, sein Lehrer, der ihn bekehret hatte, zu dem Jüngling, und führte ihn zu einem Baum, welcher gepflanzt am Bache Blüthen und Früchte trug, und sprach zu ihm: Siehe, Polidorus, diesen Baum an! Ihn hat uns der Herr zum Vorbilde gemacht, daß wir reich sein sollen an guten Früchten.

Da schauete der Jüngling den Baum und sagte: Wohl dem Baume! Ohne des Fleisches Kampf vollendet er seine Bestimmung im Stillen, und bringet zu seiner Zeit Blüthen und Früchte.

Darauf lächelte der Greis und sprach: Wäre er nicht vollkommener ohne die niedere Wurzel? Diese kreucht im dunkeln Boden, und trinket des Baches schlammige Nahrung.

Aber antwortete der Jüngling, sie trägt des Baumes Stamm, und reichet ihm den Saft zu Blüthen und Früchten.

Da erhob der Greis seine Stimme und sprach: So thue desgleichen. Verachte nicht die Sinnlichkeit, die niedere Wurzel des Lebens, aber laß sie die niedere sein. Gestalte, was sie dir zuführt, zu Blüthen und Früchten des Geistes. Wie des Baumes Aeste und Zweige wird dann dein Sinnen und Trachten zum Himmel sich wenden, und das Licht der Wahrheit wird dich im Stillen vollenden.

Also redete Justus, der Greis, und Polidorus verließ die Einöde und wandelte in der Natur und unter den Menschen, und belehrte viele durch sein Wort und Vorbild.

Der Libanon.

Simeon, ein Lehrer in Israel, führte einen heiligen Wandel vor Gott, also daß man im Lande sagt: Schlecht und recht wie Simeon. Aber noch höher rühmten die Menschen die Demuth seines Herzens. Denn seine Seele war, wie eines Kindes, voll Unschuld und Einfalt.

Als nun eines Tages seine Jünger und Freunde ihn hoch lobten um seines heiligen Wandels willen, und daß man keines Fehls an ihm gewahren könne, da ereiferte sich Simeon im Geiste über solche Rede und sprach: Niemand ist gut, denn Einer; wie wollet ihr mich gut nennen.

Da wunderten sich alle und verstummten; einer aber von ihnen that seinen Mund auf und sprach: Wenn ein Mensch sein Lebenlang vor Gott gewandelt hat, warum soll er sich dessen nicht freuen, wie einer, der auf einer Höhe steht, nachdem er den steilen Weg überwunden hat?

Da antwortete Simeon und sprach: Ich will euch eine Geschichte meiner Jugend erzählen. Da horchten alle, und der Greis erzählete, wie folget:

Aus meines Vaters Wohnung schauet man von ferne den Libanon und die Zedern auf seinem Gipfel, und ich hörte oftmals meinen Vater und die Freunde reden von der Höhe des Gebirges und von der Herrlichkeit des Zedernwaldes auf seinem Haupte.

Solches Lob konnt ich nicht fassen, und ich nahm ein Blatt, und zeichnete darauf den Libanon und die Zedern, und gab es dem Vater, und sprach: Siehe mein Vater, den Libanon und die Zedern auf seinem Gipfel. Wie könnet ihr so viel davon rühmen; er scheint ein Hügel, und seine Bäume, wie ein Gesträuch auf dem Hügel. — Mein Vater aber lächelte und schwieg, und er bewahrte das Blättchen.

Bald darnach sprach mein Vater: Nimm deinen Stab, Simeon, wir wollen zu dem Libanon. Und wir gingen einen Tag und mehrere Tage. Je näher wir kamen, desto höher ward das Gebirge. Und als wir nun zulezt in der Nacht ausgingen, und auf das Gebirge kamen, und die Nebel sanken, und der Tag anbrach, da sah ich seine Höhe und die Bäume des Herrn auf seinem Gipfel. Da erstaunte ich und erschrak.

Mein Vater aber zog das Blatt hervor, und sprach zu mir: Nun miß deine Grösse und dein Gebilde an dem Libanon und seinen Zedern!

Da schämte ich mich sehr, und mir glüheten die Wangen.

Nach diesen Worten erhob sich der Greis und sagte mit freundlichem Anblik: Ich bin nun auch einige Tagreisen gewandelt, und der Herrlichkeit des Herrn näher gekommen.

Darauf schwieg er, und auch seine Jünger und Freunde verstummten, und fragten Simeon nicht fürder über seine Demuth. —

Davids Harfe.

Eines Tages saß David, der König von Israel, auf der Höhe von Sion; seine Harfe ruhete vor ihm und er lehnte sein Haupt auf die Harfe.

Da trat der Profet Gad zu ihm und sprach: Wem sinnest du nach, mein König?

David antwortete und sprach: Meinem ewig wechselnden Schiksal.

Wie viele Dank- und Freudengesänge, aber auch wie viele Trauer- und Klagelieder hab' ich dieser Harfe gesungen! . . .

Sei du gleich der Harfe, sagte der Profet.

Wie meinst du? fragte der König.

Siehe, antwortete der Mann Gottes, dein Schmerz wie deine Freude entlokte der Harfe himmlische Töne und beseelte die Saiten. So bilde Leid und Freude dein Herz und Leben zur himmlischen Harfe.

Da erhob sich David und grif in die Saiten.

Assaf und Heman.

Assaf, einer der heiligen Sänger auf Zion, saß gegen Abend auf der Zinne seines Hauses und schauete die untergehende Sonne, und sein Antliz erglänzte röthlich in ihren Strahlen. Da stieg Heman zu ihm hinauf, auch einer der Sänger des Heiligthumes, und grüßte Assaf. Zugleich aber lächelte Heman und sprach: Siehe dein Angesicht glänzet, wie Mosch des Mannes Gottes, da er von Sinai hernieder stieg. Das stehet dir wohl an Assaf; denn so erscheinet dein Aeusseres gleich deinem inwendigen Menschen.

Da sah Assaf seinen Freund an und sprach: Wie meinest du, Heman?

Und Heman antwortete und sprach: Bist du nicht immer

heiter und fröhlich, und dein Angesicht bleibet stets dasselbe, klar wie das Antliz des Himmels, obwohl du so manches erduldet. O lehre mich diese Kunst, Assaf.

Da redete Assaf und sprach: Siehe, Heman, ich habe einen Freund, den meine Seele liebt. Obwohl er ferne scheinet, so ist er doch immerdar mir nahe und erfüllet meine Seele. Mit ihm theile ich jeden Gedanken und jegliche Empfindung meines Herzens. Ich erkenne ihn in der Morgenröthe und Abendröthe, ja ich sehe ihn in jeder Blume des Feldes, und spüre seinen Odem in dem Säuseln des Windes.

Aber, fragte Heman, wenn die Trübsal sich nahet?

Und Assaf antwortete und sprach: O Heman, ich halte mich zu meinem Freunde; er ist mein Trost und seine Liebe erhebet meine Seele. — Siehest du, wie die sinkende Sonne drüben das schwarze zakige Gewölk vergoldet!

S e l k a.

Einsam in jungfräulicher Anmuth stand Selka die Tochter des Kerusker-Fürsten, auf einer Höhe des alten Harzgebirges, und schaute sinnend in das felsenumstarrte Thal hinab. Aus der Ferne scholl des Volkes Freude und Selka's Name; denn das Land feierte den Tag ihrer Geburt.

Aber Selka selbst stand ernst und schweigend an eine Eiche gelehnt, und gedachte des heiligen Gelübdes, womit sie jüngst sich dem Kristenbunde geweihet, und ihre Seele war voll Wehmuth und tiefer Betrachtung.

Schon hatte der Herbst den Wald entblättert; welkes Laub verhüllte des Thales felsige Stege, und zwischen den Klüften brauste der Herbstwind.

Da begann Selka und sprach: Ist nicht des Lebens Bahn gleich dem Pfade dieses Felsenthales und des Menschen

Herrlichkeit wie des Grases Blume? Das Gras ist verdorret, die Blume ist abgefallen.

Siehe, da erhob sich ein lindes Säuseln in den Wipfeln; aus zertheiltem Gewölk schwebte ein Lichtstrom auf den Wald hernieder, und Selka vernahm im Gesäusel eine Stimme, die sprach: Das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit.

Da wandte sie freudig ihr Angesicht gegen das Thal hin, und sie sahe in der Tiefe des schroffen Felsenweges zwo Gestalten, gleich Pilgern, irdisch und himmlisch, verschwisterte Wesen. Rüstig voran wandelte die eine, gleich einem Jüngling, in der linken Hand ein Kreuz zum Stabe, die rechte deutend nach oben. Ihm folgte sich freudig erhebend die zweite zur Spize des Felsen. Hier weilte die dritte Gestalt in himmlischer Klarheit; sie trug einen Dornenkranz in ihren Händen, welchem Himmelsblumen erblühten. Mit diesen bestreute sie die hinaufstrebenden Pilgrimme, und je höher sie kamen, um so mehr ebneten sich die zakigten Felsen.

Da rief Selka: Wer sind diese himmlischen Wesen, denen das düstere Thal sich erhellet, und die Felsen sich bahnen?

Und sie empfing zur Antwort: Sie, denen du dein Herz geweihet hast, Selka, Glaube, Hoffnung und Liebe.

Darauf verschwand das Gesicht und das Thal verhüllte ein dichter Nebel. Da rief Selka: O lasset mir, ihr Himmlischen, ein Zeichen eurer Erscheinung.

Siehe, da hob sich der Nebel, und mitten durch das schweigende Thal floß von nun an ein jugendlicher Bergstrom. In seinen Wellen mischen sich mit dem Bilde des Himmels die starren Felsen, und ihre Trümmer hemmen seinen Lauf nicht.

O du, des wechselnden Lebens Bild, mein Name sei

auch der deinige! sprach Selka, die Fürstentochter, und wandelte freudig zurük zu den Hallen der Väter.

Die ausländischen Gewächse.

Wahrlich! sie sind schön, diese fremden Pflanzen mit ihren hochgefärbten Blumen und ihren sonderbaren Blättern. Mehr als das Geländer, das sie von den übrigen Pflanzen des Gartens scheidet, scheidet sie ihre Form, ihre Schönheit von ihnen. Welche Pracht! welche kühne Mischungen, welche glühende Farben, wie sie nur der senkrechte Sonnenstral zu kochen vermag! Gewiß, sie sind reizend, und unendlich angenehm ist der Anblik, den sie dem Beobachter darbieten. Aber die armen Fremdlinge! Nie tragen sie Früchte, nie erreichen sie unter unserm kalten Himmelsstriche den angebornen Grad von Schönheit und Vollkommenheit. Von ihrer mütterlichen Erde gerissen, an mildere Lüfte und wärmere Sonnen gewöhnt, schmachten sie hier in dem ungewohnten Klima. Getäuscht durch ein laueres Lüftchen oder einen heissen Sommertag öffnen sie ihre kleinen Knospen, die Blüthe entfaltet sich, sie prangt in hoher Schönheit, und verspricht eine wohlschmekende Frucht. Aber siehe! ehe noch der Keim in der bunten Hülle sich bildet, ehe die reife Blume abfällt, und das junge Früchtchen zeiget, brauset ein kalter Nordwind über sie hin, und schüttelt die Blüthen herab, oder die Früchte sterben vor Kälte in ihrer ersten Jugend. Dennoch drängt sich Blume an Blume, dennoch ersezen stets neue Knöspchen die Stelle der verwelkten, und erhalten den Strauch in immerwährender Schönheit.

Arme Betrogene! was wollt ihr hier? Hier ist euer Vaterland nicht. Vergebens treibt ihr Blüthen, vergebens nährt ihr sie mit euern edelsten Säften; der Himmelsstrich, unter den ihr verpflanzt seid, läßt sie nie zur Reife kommen.

O Herz des Menschen! wie oft gleichest du in deinen Hoffnungen und Erwartungen den fremden Pflanzen, die immer blühen und nie Früchte tragen! Getäuscht vom Sonnenblike eines nahen Glükes öffnest du dich frohen Gefühlen, träumest von künftigen Seligkeiten, opferst oft deine besten Kräfte diesen trügerischen Aussichten und glaubst in ihrer Erfüllung mehr als irdische Zufriedenheit zu finden, bis plözlich der kalte Hauch der Wirklichkeit die stolzen Blüthen verweht, und deine Träume und Wünsche an stets sich erneuernden Hindernissen ermatten.

Und dennoch hören wir nicht auf zu hoffen! Umsonst belehren uns tausend mißlungene Versuche, das hienieden kein vollkommenes Glük zu finden ist, umsonst erinnern die Wunden unsers Herzens uns an Alles, was wir schon gewünscht, und doch nicht erhalten haben.

— Die fernste Aussicht einer möglichen Verbesserung facht unsern Muth aufs neue an, und stellt uns ein anderes Gut als eben so erreichbar dar. Wozu diese rastlose Thätigkeit? Wozu diese unerschöpfliche Quelle von Geduld und Hoffnungen auf bessere Zeiten, die doch niemals kommen? Sollen diese Triebe uns nur zur steten Qual gegeben sein? Nein! dieser Gedanke wäre einer Vorsicht unwürdig, die jedes Geschöpf aus Liebe geschaffen und zur Glükseligkeit bestimmt hat. Aber auch wir sind hienieden nicht in unserem Vaterlande, wie die fremden Pflanzen. Von höherer Abkunft und zu edlern Zweken bestimmt, als wir hier erreichen können, ahnden wir, daß es ein reines Glük und ungemischte Freuden giebt, und suchen sie vergebens, und erschöpfen uns in Planen und Erwartungen, denen keine Erfüllung entspricht, bis endlich der Tod unserer Seele den Kerker öffnet, und ihr die Freiheit giebt, dem schöneren Frühlinge in ihrem Vaterlande zuzueilen, wo ihre Keime gedeihen, und ihre Blüthen Früchte tragen werden! —

Die Obstkerne.

Schade um die vielen Kirschen und Weichsel, die hier ungenüzt auf der Erde liegen und faulen! sagte Emilie gestern zu mir, und zeigte mir im Obstgarten eine Menge halbreifer oder von den Vögeln beschädigter Früchte, die im Grase zerstreut lagen. Schade sprach sie, das verdirbt nun ungenossen und nuzlos, und hätte, wenn es reif geworden wäre und unversehrt geblieben, das schönste Obst gegeben! Nuzlos verdirbt es wohl nicht, erwiederte ich, blike einmal um dich, siehst du nicht hier aus dem Grase eine Menge zarter Bäumchen hervorragen, kaum noch so hoch als die Halmen um sie her? Wo mögen diese wohl hergekommen sein, denn angepflanzt hat sie hier Niemand? Sieh, Emilie, die Früchte, die aus mancherlei Ursachen abfallen, faulen im Grase, und der zarte Keim entwikelt sich in der ihn umgebenden Feuchtigkeit. So wie er hervortreibt dient ihm das Fleisch der Frucht zur ersten feinen Nahrung, ehe er noch im Stande ist, mit seinen Fäserchen die gehörige Speise aus dem harten Boden zu ziehen; wie junge Kinder zuerst von der Muttermilch leben, ehe ihr zarter Bau stärkere Nahrung verträgt. Endlich wurzelt das Pflänzchen in der Erde, und sein schwacher Stamm erhebt sich nach und nach, und so sind alle diese Bäumchen entstanden, die einst durch Zweige besserer Art veredelt den Obstgarten bevölkern werden. Kein Früchtchen ist zweklos abgefallen, denn die wenigen aus denen kein Keim erwuchs, dienten den Vögeln des Himmels zur Speise, die Gott auch liebt und für die er auch sorgt.

Ja, meine Freundin! die Vorsehung ist gütig und weise im Kleinsten wie im Größten. Nichts geht in ihrer Haushaltung verloren, nichts bleibt ohne Wirkung, ohne wohlthätige Wirkung für das Ganze. So wenig ein Obstkern vergebens abfällt und verweset, eben so wenig geht die kleinste Folge unsrer Handlungen verloren, wenn gleich wir kurz=

sichtige Sterbliche oft das Gegentheil zu sehen glauben, und uns so manche Ursache ohne Folge, so manche Kraft ohne entsprechende Wirkung zu bleiben scheint. Jede gute oder böse Handlung, jede Anreizung zum Uebel, jedes Beispiel stiller Tugend, bringt gewiß eine Veränderung in dem Kreise, der uns umgiebt, hervor, und diese verbreitet sich still und unbemerkt, bis wir vielleicht nach langer Zeit, wenn wir bereits ganz die erste Veranlassung vergessen haben, mit Freude oder Schreken die Folgen erbliken, die ungesehen von uns aus dem kleinen unbedeutenden Keime erwuchsen. O möchten unsere Handlungen immer den edeln Obstkernen gleichen, die still und geräuschlos ins Gras hinfallen, aber späterhin zu nüzlichen Bäumen erwachsen, und einst noch dem Enkel Erquikung und Schatten geben!

Die Weidenbäume.

Wie schön, mit welchen breiten, glänzend grünen Blättern der kleine Weidenbusch zwischen seinen Brüdern hervorsieht! Welch ein Unterschied zwischen ihm und ihnen! wie sie mit ihren schmalen grauen Blättern die selten und troken an den dünnen Zweigen hängen, mehr einem verwelkten Gestrippe als lebenden Bäumen gleichen, in jedem stärkern Lüftchen beben, und dem müden Wanderer keinen Schatten zu geben vermögen! Und woher diese grosse Verschiedenheit? Siehst du nicht, Liebe! daß dieser schöne Busch aus dem abgehauenen Stamm des alten Baumes hervor wächst, und erinnerst du dich noch der struppigen hohlen Weide, die das vergangene Jahr so oft dein Mißfallen erregte? Damals glich sie ihren Brüdern ganz, eben so welk, eben so ein Aufenthalt häßlicher Spinnen und andern unreinlichen Gewürmes; aber der Gärtner hat sie nahe bei der Wurzel abgehauen und jezt treibt sie mit neuer Kraft schöne Blätter, die den Müden, die unter ihrem niedrigen Dache Schuz suchen, freund-

lich vor der Mittagsgluth schirmen. Kein unreines Insekt benagt sie; keine Spinne umzieht sie mit klebrigten Fäden. Nur der reine Sonnenstral spielt zitternd auf dem glänzenden Schmelz der Blätter, und erhöht ihr lachendes Grün.

O, meine Geliebte! wenn oft unsre ungeduldige Seele über den Gang der menschlichen Schiksale murrend zu urtheilen wagt, wenn wir sehr geneigt sind, das traurige Loos, das manchen unsrer Brüder in diesen Zeiten trifft, ungerecht und grausam zu nennen; dann laß uns des Weidenbusches denken, der nach seinem Sturze schöner ward.

Wie oft sehen wir unter dem Druke der Leiden sich Tugenden entwikeln, die der stolze Sohn des Glükes in seinem selbstsüchtigen Taumel nicht kannte, und Gefühle im Herzen erwachen, die ihrer im unbedrohten Wohlstande nie fähig gewesen wären! Der Verlust jener Güter, ohne die man nicht leben zu können glaubt, und die man doch so oft und leicht überlebt, lehrt den wahren Unglüklichen ihre wirkliche Nichtigkeit. Eigner Mangel, eigne Hilflosigkeit schließt das erweichte Herz gegen die Noth Andrer wohlthätig auf; Standhaftigkeit, Seelengrösse, Verachtung des Todes geht in den veredelten Seelen aus dem immerwährenden Kampfe mit Gefahren und Unglüksfällen hervor, und die schönste Blüthe menschlicher Tugenden, stille Aufopferung und Selbstverläugnung um des Geliebten willen lehrt nur die Gemeinschaft im Unglüke und ernsten Katastrofen, wo unser und der Geliebten Wohl auf der entscheidenden Wage liegt. So meine Freundin! vergrößere die Uebel der wirklichen Welt die Summe des Guten in der moralischen, und das Geschik, das über uns in heiligem Dunkel wandelt, rechtfertigt oft noch auf dieser Erde seine unerforschlichen Gänge vor unsern Bliken!

Die eingeimpften Bäume.

Es ist doch eine schöne Erfindung um das Einimpfen der Bäume! Alle diese jungen Wildlinge, die von abgefallenem Obste freiwillig aufsproßten, werden nun in einigen Jahren edle Früchte tragen, da sie sonst nur ungenießbares Obst gebracht hätten. Mit kluger Wahl und vorsichtig schlizte der Gärtner die zarte Rinde auf, sezte ein Auge von einem edlen Fruchtbaume hinein, und verband die Wunde mit Bast. Jezt ändert sich die ganze Natur des Baumes; sein innerer Bau, die Richtung aller seiner Adern und Fäserchen wird anders, er verkocht die Säfte, die er aus der Erde zieht, auf andre Art, seine Blätter saugen Thau und Luft anders ein, und dieselbe Nahrung, dieselben Sonnenstralen bilden nun künftig statt einer bittern Mandel oder sauern Pflaume einen erröthenden Pfirsich oder eine goldene Aprikose. So sehr wirkt das eingesezte Auge auf die Art des Bäumchens, und ändert sein ganzes Wesen.

Und eben so unwiderstehlich wirken Umgang und freundschaftliche Verbindungen, deren Gewalt der Unerfahrne zu wenig kennt, und sich ihnen oft zu sorglos überläßt, auf unsre Herzen. Wie durch das eingeimpfte Auge fremder Art die ganze Natur des Baumes geändert wird, so ändert ein vertrauter Umgang unsre Denkungsart und Sitte. Die Gedanken unsrer Freunde gehen in uns über, ihre Reden, ihre Handlungen wirken auf uns, unmerklich nehmen wir ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweise an, und fangen an die Dinge um uns her aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, aus welchem unsre Freunde sie sehen; unsre Entschlüsse und Handlungen fliessen nicht mehr ganz allein aus unsern Grundsäzen; Manches thun wir mit Vorsaz um unsrer Freunde willen, Manches ohne daß wir uns dessen bewußt sind, und so werden wir endlich ein ganz verschiedenes Wesen von dem was wir vorher waren.

Sollten wir aber nicht bei so wichtigen Folgen eben

so klug handeln als der Gärtner, der nie ein Reis eines unedlen Baumes aus einer ganz andern Gattung wählt, und uns nie an Menschen anschliessen, deren Denkart die unsere verschlechtern könnte, oder deren ganz verschiedene Lage und Karakter nie mit dem unsrigen zusammen stimmen wird! Und eben so wenig wie der Gärtner, wenn er nicht mit seinen Bäumen spielen will, zu gleicher Zeit Zweige von mehrerlei Art auf denselben Stamm impfen, oder die heuer eingesezten übers Jahr heraus ziehen wird: eben so wenig sollen wir, wenn wir Veredlung und Glük in freundschaftlichen Verbindungen suchen, uns zugleich an mehrere Menschen von verschiedener Denkart anschliessen, oder oft neue Verbindungen eingehen, damit nicht, wenn eine Richtung die andre hindert, ein Eindruk den andern stört, wie zulezt ein armseliges Gemische von so vielerlei Meinungen werden, als wir Freunde haben, und in den verwirrenden Verhältnissen unsre Grundsäze und unsre Eigenthümlichkeit verloren gehen!

Die Astern.

Es ist wahr liebe Freundin, die Astern sind Vorboten des nahen Winters, ihr bunter Flor ist der lezte, und das Reich der Blumen geht mit ihnen unter. Dennoch sind sie schön und es lohnt der Mühe sie zu betrachten. Sieh, welche Verschiedenheit der Farben und Bildungen, welche Fülle und Pracht! Hier dunkelblau, dort purpurroth, da blaßröthlich, dort lilas — alle den goldnen Busen mit dichten Blätterreihen umsäumt; und dann jene weissen, die gar keine Staubfäden zeigen, sondern mit hochgewölbter Brust den Thau des Himmels durch hundert kleine Rörchen einsaugen. Welche leichte Gestalten! Wie sich diese Sterne auf schlanken Stengeln wiegen, vor dem leisesten Lüftchen ihre Häupter bald senken, bald erheben, und so dem Auge ein immerwächselndes Farbenspiel bieten. Aber ihre Pflege

war mühsam, und kostete dem Gärtner manche heisse Stunde. Sieh, dort drüben am Rosensaume stehen auch Astern; aber wie verschieden sind sie! Klein, unansehnlich, nur mit einem einzigen Kranze dürftiger Blätter stehen sie da, den Grasblumen ähnlich, und werden keines Blikes ge würdigt. Und doch sind sie aus demselben Samen erwachsen, wie jene prächtigen Büsche; aus demselben Samen, der vorigen Herbst von eben so schönen Blumen kam — und ich sah es selbst, wie der Gärtner die Körnchen, die ihm beim Anbau übrig blieben, dort in das Gebüsch streute, in das Gebüsch, wo sie in sandigem Grunde ohne Pflege, ohne Achtsamkeit heranwachsen, wo keine freundliche Hand das Unkraut um sie heraus ausjätete, kein Thau der Gießkanne nach heissen Tagen die Schmachtenden erquikte. Ist es nun ein Wunder, daß sie, dem Zufalle überlassen, in dieser gänzlichen Entartung eine andre Gattung von Blumen zu sein scheinen?

O meine Freundin! du wirst einst Mutter, du hast dann auch junge Pflanzen zu warten. Laß das Bild der zweierlei Astern nie aus deinem Gemüthe schwinden! Wenn der Gärtner um schöne Blumen zu erziehen, mit Fleiß und Kunst das Erdreich mischen, zuerst die Samen dem warmen Beete vertrauen, dann die halbgewachsenen Pflänzchen in die Gartenbeeten versezen, sie dort warten, begiessen, jäten, an Stäbe binden, und so ihnen alle Treue leisten konnte, was soll nicht die Mutter für ihre Kinder thun? Was jenen die Kultur ist, ist dem jungen Menschen die Erziehung — und um wie viel höher diese stehen, um so sorgfältiger sei ihre Pflege, um so beweinenswürdiger wäre ihre Verwilderung. Im guten Erdreiche reiner, stiller Häuslichkeit entwikeln sich zuerst die jungen Pflanzen — gutes Beispiel und lehrreicher Unterricht umstrale sie, wie mildes Sonnenlicht, treue Sorge halte jeden bösen Eindruk ab von der reinen Seele, bis endlich die herrliche Schöpfung, in jugendlicher Kraft und Schönheit, vor den Augen der glüklichen Mutter entfaltet steht. O Liebe! Welches Gefühl ist mit diesem

zu vergleichen! Welche Belohnung könnte reicher, welche Verheissung könnte lokender sein, unsre Pflicht streng zu erfüllen, als die Erwartung dieser mehr als irdischen Freuden, die, da sie reines Werk des Gemüthes sind, nur durch dasselbe genossen werden können, und nur so der Seligkeit übermenschlicher Wesen nähren.

Der Berggipfel.

Welche herrliche gränzenlose Aussicht ist hier vor unsern Bliken verbreitet! Wie unermeßlich dehnt sich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnpläze der Menschen, eine grosse geräuschvolle Stadt, zahlreiche Dörfer von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlösser, die ihre weit umschauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landsize, die Wohlstand und Bequemlichkeit verkünden! Und dann im Hintergrunde des Gemäldes der majestätische Strom, der seine blaue Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reizende Landschaft schlingt!

Alles lebt, alles webt da unten; Karossen rollen durch die Strassen der Stadt; Menschen gehen hin und her und treiben ihre Geschäfte, Handwerker und Künstler arbeiten nicht ohne Geräusche, beladene Wagen rasseln über die Landstrassen; Lärmen, Getöse und Geschäftigkeit belästigt jene ungeheure Hauptstadt — und hier! welche Ruhe, welche feierliche Stille! bis an diesen erhabenen Gipfel verbreitet sich das Gewühl nicht, erhebt sich nicht das kleinste Geräusch! jeder lautere Ton verhallt am ruhigen Fusse des Berges, und nur Töne der Natur, nur Quellengemurmel und Vögelgesang unterbricht die feierliche Stille, und mischt sich ins sanfte Gelispel der Freundschaft, die gern in dem Schatten dieser Bäume weilt.

Erinnert dich, o Freundin, dieser Berggipfel und seine Einsamkeit nicht an die Tugend, die in ewig reinem Lichte,

erhaben über Leidenschaften, über Eigennuz und alles rastlose Streben und Trachten gewöhnlicher Menschen, in seliger Ruhe und Stille wohnt? auf ihrem erhabenen Standpunkte zeigen sich ihr die Gegenstände und ihre Verhältnisse so wie sie wirklich sind.

Nie erhebt der Ehrgeiz seine gebietende Stimme bis zu ihr; die Lokungen der Wollust erreichen ihren hohen Siz nicht, kein täuschender Wahn stört ihre Ruhe, und jede Förderung einer unedlen Empfindung verhallt leer und wirkungslos an der unerschütterlichen Grundfeste ihres wahren Glüks.

Nur die Natur spricht zu ihr mit allen ihren leisen und doch so mächtigen Stimmen, sie ruht im Arme der Freundschaft, und fühlt auf ihre Höhe sich dem verwandten Himmel näher.

Die Geduld.

Der weise Hillel hatte zu seinen Jüngern über die Geduld geredet. Da sprachen sie zu ihm: Meister gieb uns nun auch ein Bild und Gleichniß, wie du zu thun pflegst.

Hillel antwortete und sprach: Ich vergleiche sie dem Köstlichsten, was die Erde erzeugt, dem Edelstein. Von Sand und Felsen gedrükt, ruht er in dem dunkeln Schoos der Erde. Obwohl ihm kein Lichtstral sich nahet, glänzet er doch in unverwelklicher Schönheit, ein Kind des himmlischen Lichts, das er treulich in sich bewahret. So bleibet sein Glanz ihm auch in der tiefen Nacht; aber befreit aus dem dunkeln Kerker und emporgehoben an den Tag, bildet er, mit dem Golde vereint, das Zeichen und den Schmuk der Herrlichkeit — Ring, Zepter und Krone.

Dem größten irdischen Schmuk vergleichst du die verborgenste und stilleste Tugenden! sagte der Jünger.

Ihr Ende, sprach Hillel, ist die Krönung des Lebens.

Uri's Treue.

Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischof vor sich führen und verlangte, daß er seinen Glauben verläugnen und den Gözen opfern sollte. Der Bischof aber sprach: Mein Herr und König, das thue ich nicht.

Da ward der König sehr entrüstet und sprach: Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt stehet, und ich dich tödten kann? Ein Wink, und es geschieht.

Das weiß ich, antwortete der Bischof, aber gestatte mir zuvor, daß ich dir ein Gleichniß vorlege, und eine Frage zur Entscheidung. Gesezt, einer deiner treuesten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde, und sie suchten ihn zur Untreue gegen dich zu bewegen, damit er ein Verräther an dir würde. Aber als dein Diener beharrete er in seiner Treue, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle Kleider aus und jagten ihn nakend mit Spott von dannen. Sage, mein König, wirst du, wenn er also zu dir kommt, ihm nicht von deinen besten Kleidern geben, und ihm die Schande mit Ehre vergelten?

Da antwortete der König und sprach: Nun wohl! aber was soll dieses uud wo ist solches geschehen?

Da sprach der fromme Bischof: Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande ... Aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden ... Sollte ich denn des Kleides achten und die Treue dafür hingeben?

Da sprach der heidnische König: Gehe ich schenke dir dein Leben.

Hillel und Maimon, oder die Versuchung Gottes.

Der weise Hillel hatte einen Jünger, dessen Name war Maimon, und freuete sich der Anlagen des Jünglings und

seines guten Verstandes. Aber bald vernahm er, daß Maimon der eignen Weisheit zu sehr vertraue und des Gebets sich gänzlich entschlage.

Denn der Jüngling sprach in seinem Herzen: Wozu das Beten? Bedarf der Allwissende unseres Wortes, daß er helfe und gebe? So wär er ein Menschenkind. Kann menschliches Bitten und Seufzen die Rathschlüsse des Ewigen ändern? Wird der Allgütige uns nicht von selbst, was gut und heilsam, gewähren? — So waren des Jünglings Gedanken.

Aber Hillel war bekümmert in seiner Seele, daß Maimon sich weiser dünkte, denn das göttliche Wort, und er sezte sich vor, ihn zu belehren.

Als nun Maimon eines Tages zu ihm gieng, saß Hillel in seinem Garten in dem Schatten der Palmen, sinnend und sein Haupt auf die Hand gelehnt. Da fragte Maimon und sprach: Meister, wem sinnest du nach?

Da erhob Hillel sein Haupt und redete in diesen Worten: Siehe, ich habe einen Freund, der lebet von dem Ertrag seines Erbes, das er bisher mit Sorgfalt bebauete, so daß es ihm reichlich die Mühe vergolten. Aber jezt hat er Pflug und Kraft abgethan, und will den Aker sich selbst überlassen. So wird er verarmen und Noth leiden.

Hat sich ein Geist des Unmuths seiner Seele bemächtiget, oder ist er ein Narr worden? fragte der Jüngling.

Keines von beiden, antwortete Hillel. Er ist wohlerfahren in göttlicher und menschlicher Weisheit und frommen Sinnes. Aber er sagt: Der Herr ist allmächtig, so mag er mir leichtlich die Nahrung verleihen, ohne daß ich mein Haupt zur Erde neige; und er ist gütig, so wird er meinen Tisch segnen und seine milde Hand aufthun. — Und wie läßt sich dem widersprechen?

Wie — sagte der Jüngling — heißt das nicht, Gott den Herrn versuchen? Hast du ihm nicht gesagt, Rabbuni?

Da lächelte Hillel und sprach: Ich will es ihm sagen.

Du, mein geliebter Maimon, bist der Freund, von welchem ich rede.

Ich! sagte der Jüngling, und entsezte sich. Der Greis aber antwortete und sprach: Versucheſt du nicht auch den Herrn? Ist das Gebeth weniger, denn die Arbeit, und die geistige Gabe geringer als die Frucht des Feldes? — Und Er, der dich heiset das Haupt zur Erde neigen der irdischen Frucht willen, ist er ein andrer, als der dich heiset dein Haupt gen Himmel erheben, den himmlischen Segen zu empfahen? — O, mein Sohn, sei demüthig, glaube und bete!

Also redete Hillel und sah auf gen Himmel. Maimon aber ging hin und betete, und sein Leben war ein göttliches.

Die Aehre und die Distel.

Ein frommer Landmann mit silberweissem Haar wandelte mit seinem Enkel, einem Jüngling, auf dem Felde zur Zeit der Ernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seien, der mehr den sechzig Ernten gewältigt.

Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense, der Greis aber nahm sie und mähete einen Schwaden zu Boden wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: Mein Großvater, woher hast du solch ein gutes Alter?

Da antwortete der Greis und sprach: Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen, dadurch hab' ich mir den frischen Muth bewahrt; ich habe fleissig meines Berufs gewartet, und treu gearbeitet, dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen; ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen, dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. Und mit den Jahren ist solches alles durch Gottes

Gnade in mir befestigt und gegründet worden. — Thue desgleichen mein Sohn, so wird dein Alter sein wie eine volle Garbe, die der Herr der Ernte mit Freuden in die Scheune sammelt.

Wem verleihest du denn ein böses Alter? fragte der Jüngling.

Der Jüngling wandelte schweigend zur Seite des redenden Greises, da nahm dieser seinen Stab und zeigte auf eine Distel am Wege und sprach: Siehe hier das Bild eines unfruchtbaren trostlosen Alters. Sie stehet einsam und unbeachtet; ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die ihren Samen verwehen.

Das Alter.

Siegfried, ein neunzigjähriger Landmann, saß in seinem Lehnstul und sahe den Tag nicht; denn seine Augen waren erblindet. Aber er war geduldig und dachte in seinem Herzen: Bald wird der Tag meiner Erlösung erscheinen. Und es war zur Zeit des Frühlings.

Da kam sein Enkel Herrmann vom Felde und rühmte dem Kreise die Fruchtbarkeit des Jahres und die Hoffnung der Saaten. Da fragte der Greis: Haben die Bäume schon Blätter gewonnen? Der Jüngling aber verwunderte sich der Frage und sagte: Schon längst, mein lieber Großvater; habe ich dir doch gestern einen Blüthenzweig gebracht, auch eine Rose!

Da lächelte Siegfried und sprach: Ja, lieber Sohn, dein Gestern und Heute ist für mich nicht mehr. Auch deine Blüthen haben für mich den Geruch verloren.

— — Darnach fragte er: Singen die Lerchen und Nachtigallen? und der Jüngling neigte sich wieder zu ihm — denn er hörte schwer — und sagte: Ja, theurer Großvater; soll ich dich nicht einmal in den Garten führen?

Da lächelte der Greis abermals und sprach: Wenn du mir auch dein Gehör leihen könntest; was hälf' es sonst mir, so du mich hinführtest. Darnach sagte er: Gehe du nur wieder hinaus, Herrmann; aber bringe mir die kleine Trude, daß jemand bei mir sei in der dunkeln Kammer. — Da sagte der Jüngling mit betrübter Stimme: Ach: liebster Großvater, Trudchen ist ja nicht daheim. —

Wo ist sie denn, das liebe Kind? fragte der Greis, und der Jüngling rief mit erstikter Stimme: Sie ist ja seit drei Monden begraben.

Da lächelte der Greis und weinte zugleich und sagte: Ach ja! So ist sie doch daheim und es ist Zeit daß ich ihr folge.

Als die Mutter des Hauses, die Tochter des Greises, welche zu den beiden in die Kammer gekommen war, solches hörte, fiel sie dem blinden Vater um den Hals und nezte seine Wangen mit ihren Thränen, und Herrmann weinte auch und faßte die Hand des Kreises.

Da erhob sich der Greis und sagte: Kindlein, bekümmert euch nicht, und lasset euch das nicht irren, daß mir die Welt und die Zeit verschwunden sind, und ich abermals zum Kinde worden bin. Wie sollte es anders? ich stehe an der Schwelle des Vaterhauses und mein schwaches Alter ist die Kindheit der Ewigkeit.

Die heiligen Bilder.

Ein tapferer Ritter, Namens Hildebrand, war von Bruno einem andern Ritter schwer gekränkt und beleidiget worden. Da entbrannte der Zorn in seinem Herzen und er konnte den Tag nicht erwarten, blutige Rache an seinem Feinde zu nehmen. So brachte er schlaflos die Nacht zu. In der Dämmerung des Morgens gürtete er sein Schwert an die Seite und begab sich auf den Weg zu seinem Widersacher.

Aber da es noch frühe war, trat er in die Kapelle hart am Wege, sezte sich und schauete die Bilder, welche an den Wänden hingen von der Morgenröthe beleuchtet. Es waren aber der Bilder drei; das erste stellte vor den Heiland in dem Spottgewande vor Pilatus und Herodes, und darunter war geschrieben: Er schalt nicht da er gescholten ward. Das zweite Bild stellte vor die Geisselung mit der Inschrift: er drohte nicht, da er litt. Und das dritte Bild war die Kreuzigung und führte die Worte: Vater, vergieb ihnen!

Als der Ritter dieses gesehen hatte, knieete er nieder und betete. . . .

Als er nun aus der Kapelle trat, begegneten ihm Knechte von dem Ritter Bruno, und sprachen: Wir wollen zu euch. Unser Herr liegt hart darnieder. Da ging er mit ihnen.

Als nun Hildebrand in den Saal trat, wo der Ritter lag, sprach Bruno: Ach, vergieb mir meine Unbill. Ich habe dich schwer beleidiget.

Da sagte der andre mit freundlichen Worten: Mein Bruder, ich habe dir nichts zu vergeben in meinem Herzen. — Und sie reichten einander die Hände, umarmten und trösteten sich, und schieden in herzlicher Liebe.

Da leuchteten dem heimkehrenden Ritter die Abendröthe lieblicher denn die Morgenröthe.

Die Blüthe.

Wie bedürfte der Allgenügsame meines Danks? — sagte Othniel zu seinem Lehrer Simeon.

Nicht Er, aber du, antwortete der Greis.

Ich des eignen Dankes, den ich dem Höchsten darbringe? Welch ein Widerspruch! fragte der Jüngling.

Der Greis antwortete: Heißt nicht der Schöpfer die Pflanze blühen, bevor sie die Frucht bringt?

Es ist der Pflanze Vollendung, sagte der Jüngling.

Die Dankbarkeit, sagte der Greis, ist des Geistes Blüthe.

Nach einer Weile fragte Othniel: Warum blüht die Pflanze so spät, und wie sie grünt, nicht immer?

Ihr Grünen, sagte der Greis, ist der Blüthe Beginn. Erst schmüket sie die mütterliche Erde, deren Schooße sie entsprang; dann vollendet sie sich selbst im himmlischen Lichte.

Aber die Frucht und der Saamen? fragte der Jüngling.

Und Simeon antwortete und sprach: Beides giebt sie der Erde zurük, woraus sie den Saft, ihre Nahrung, zog. So blühet, säet und erndtet sie ohne Aufhören. Thue du desgleichen!

Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender und angesehener Mann, dessen Name hieß Benediktus, das heißt Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht, denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn desgleichen, so suchte er auch jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that es aber folgendermassen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: Es sind Viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte! — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihn die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstüzung der Unglüklichen reichlich. Darauf sah er sein

Haus an und gieng in sein Kämmerlein und sprach: Alles stehet bei mir fest und unversehrt! und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöthen und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mässig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und gieng alsdann in sein Kämmerlein und sprach: Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können, und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gern von dem köstlichsten Wein, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Leben lang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen und sprachen: Wer wird sich unser erbarmen, wenn Benediktus von uns scheidet!

Er aber sprach: Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit allem was darin ist. Er gehöret den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich. Darauf starb er, und es geschah wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Trost der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibet im Segen.

Die Thränen.

Hillel wandelte in einer mond- und sternhellen Nacht mit seinem Jünger Sadi zwischen den Gärten des Oelberges.

Da sprach Sadi: Siehe dort den Mann im Stral des Mondes: was beginnet er?

Hillel sprach: Es ist Zadok, er sizet an dem Grabe seines Sohnes und weinet.

Kann denn Zadok, sprach der Jüngling, seine Trauer nicht mässigen? Das Volk nennet ihn den Gerechten und Weisen. . . .

Hillel sprach: Soll er darum den Schmerz nicht empfinden?

Aber, fragte Sadi, welchen Vorzug hat dann der Weise vor dem Thoren?

Da antwortete der Lehrer: Siehe, die bittere Thräne seines Auges sinket zur Erde, aber sein Antliz ist dem Himmel zugewendet! —

Das Vergißmeinnicht.

Eine Mutter saß mit Adelheide, ihrer erstgebornen, schön und lieblich aufblühenden Tochter auf einem Hügel, der das stille Thal, wo sie wohnten begränzte. Am Fuß des Hügels floß ein klares Bächlein, dessen Ufer mit wankendem Schilf und hellem Grün und Blumen bekleidet waren. Hier saß die freundliche Mutter in süssen Empfindungen und Gedanken der Vergangenheit verloren. Unterdeß hüpfte das Mägdlein hernieder an das Ufer des Baches und sammelte einen Straus Vergißmeinnicht, und reicht' ihn holdlächelnd der Mutter. Darauf fragte sie in Unschuld! Warum nennt man diese Blümchen Vergißmeinnicht?

Du weißt ja wohl, sagte die freundliche Mutter, was die Bitte Vergißmeinnicht! heisset und sagen will. Wenn du sie aussprichst, siehe, dann schwebet das Wort deines Herzens in dem Hauch deines Mundes und ein Laut wird das Zeichen deiner Empfindung, wenn du aber Jemand dieses Blümchen reichest, mit dem nemlichen Wunsche, siehe dann blühet das Wort deines Herzens in diesem himmelblauen Blumenkelch. — Meinest du nicht, daß seine einfache Gestalt sich gut dazu eigne? Auch bedarf sie des

Duftes nicht, eben so wenig als die reine Empfindung vieler Worte.

Aber wann bekam wohl das zarte Blümchen den lieblichen Namen? fragte Adelheide.

Die Mutter antwortete: Siehe, mein liebes Kind, die Natur ist wie eine Mutter der Menschen. Sie reichet dem, der sie liebt, überall das Schöne, und in dem Schönen das Gute und Wahre, wenn er es suchet und erkennen will. — Denn erst muß es der Mensch in sich selber haben und erkennen, ehe er das Bild, das die Natur ihm reicht, verstehen mag. — Sie giebt ihm nur das Gleichniß, das Höhere muß er in sich selbst erzeugen.

Darauf zog die Mutter ein kleines Gemälde hervor, und fragte Adelheide: Kennest du dieses Bildchen? O, wie sollt' ich nicht, antwortete sie, es ist ja der Vater, der nun verreiset ist! O wie schön! ich sehe ihn lächeln, ich höre ihn reden.

Ich auch, Adelheide! sagte die Mutter mit inniger Empfindung. Aber wäre das wohl, wenn wir ihn nicht in unserm Herzen trügen? Und wenn das Bild auch noch viel schöner wäre, wir sähen ihn doch nicht lächeln, und hörten ihn nicht reden. Du blikkest es dann nicht also an, und sprächest nicht: Es ist mein Vater!

Siehe, Adelheide, als ich noch ein Mädchen war wie du, und dein Vater noch jenseits des Bächleins wohnte, da kam er hinüber, und wir liebten uns. Als er nun wieder von uns ging, da begleitete ich ihn bis an dieses Bächlein. Ehe er aber von mir schied, brach er ein Blümchen, gab es mir und sagte mit leiser zärtlicher Stimme: Lina! vergiß mein nicht! — Seitdem wiederholet mir das einfache Blümchen immer das freundliche Wort.

Da sah Adelheide die Blume an und sagte: Hat es denn seit dieser Zeit seinen schönen Namen?

Das nicht', erwiederte die Mutter. Aber auf dieselbe Weise hat es ihn zuerst empfangen, und das Wahre und Gute bleibt ewig jung und neu. — Aber damals empfand ich das erstemal des Namens Sinn und Bedeutung. Denn was man nicht mit dem Herzen begreift, das verstehet man nicht. —

Ich liebte deinen Vater, fuhr die Mutter fort; er war ein edler Jüngling! So ward mir denn das Blümchen ein Bild meiner Liebe, und jeglicher Liebe, und dieses wird es mir immer bleiben!

Aber, fragte Adelheid, wie ist denn das Blümchen ein Bild der Liebe, meine theure Mutter. Hat es auch etwas in seiner Gestalt, weshalb es dazu ersehen wird?

Auch das, mein geliebtes Kind, antwortete die Mutter, wirst du finden, wenn du einst dein Herz genauer kennen wirst. Denn siehe, es wächst und blühet in stiller Bescheidenheit und freundlicher Unschuld. — Und daran lässet sich auch die Liebe erkennen. In ihr ist nicht stürmisches Wesen und Leidenschaft. — Ach, Adelheide, es giebt auch eine falsche Liebe, die des Namens nicht werth ist.

Und siehe, fuhr die Mutter fort, das Blümchen wächst und blühet an dem klaren Bächlein, das durch unser Thal fliesset. Auch nur in reinen unschuldigen Herzen wohnet die Liebe; dann verschönt und veredelt sie auch das Leben, so wie unser Blümchen den reinen Wasserspiegel des Bächleins. Ist es nicht, als ob es mit Blumen bekränzt vorüberflösse, und als ob kleine Sternlein in dem Himmel glänzten, den es in seinen Wellen zurükstralt! — Siehe, mein Kind, so erhöhet auch die Liebe das Leben, und darum ist es so still und freundlich in unserm Hause, weil sie darin wohnet. —

Und nun, meine Adelheide, schau die schöne Farbe des einfachen Blümchens! Es ist die Farbe des Himmels. So

ist auch die Liebe eine himmlische Pflanze, aus himmlischem Samen geboren und himmlische Blüthen tragend! —

Also redete die Mutter. Darauf reichte sie mit holdseligem Lächeln ihrer Tochter eine der Blumen und sprach: Auch du Adelheide, mein geliebtes Kind, vergiß mein nicht!

Adelheide aber schmiegte sich an ihre Mutter, eine helle Freudenthräne glänzte in ihrem Auge, und sie sprach: Ich bedarf des Blümchens nicht, liebe Mutter — nicht des Bildes. Ich habe ja dich selber.

Die Mutter sprach: Nun, so gedenke dabei der Lehre des Blümchens aus dem Munde der Mutter!

Das Schöne.

An einem früben Maimorgen führte ein Vater seinen Sohn Theodor in eines reichen Mannes Garten, den Theodor noch niemals gesehen hatte. Der Garten aber lag fern von der Stadt, und war sehr geschmükt mit allerlei Stauden und Gewächsen, Blumenbeeten und Obstbäumen, Laubgängen und schattigen Gehölzen. Mitten durch den Garten floß in manchen Windungen ein klarer Bach, der oben von einem Felsen stürzte, und unten einen runden See bildete, hier im kühligen Grunde rauschte die Mühle. An den schönsten Stellen des Gartens waren Rosensize und grünende Lauben.

Theodor konnte sich nicht satt sehen an allen Herrlichkeiten, und ging zur Seite seines Vaters, mehrentheils schweigend, zuweilen aber sagte er: O mein Vater, wie herrlich ist dieser Garten!

Der Vater aber erzählte ihm, wie alles dieses vor zwölf Jahren ein wüster Plaz, und sumpfiger Grund gewesen, und wie der Herr des Lebens alles so schön bepflanzt und

geordnet. Da erstaute der Knabe noch mehr, und lobte den kunstreichen Mann, der alles so schön und erfreulich umgewandelt und erschaffen hatte.

Als sie nun vielerlei gesehen hatten, und ermattet waren von dem Wege, führte der Vater den Knaben durch das Gebüsch zu dem Wasserfall des Baches, und sie lagerten sich am Abhange eines Hügels. Hier hörten sie das Rauschen des Wassers, das schäumend von den Stufen des Felsen stürzte, und rings umher sassen im Gesträuch die Nachtigallen und sangen zu dem Rauschen des Baches. Da deuchte Theodor, er habe noch niemals solch schönen Nachtigallengesang gehört.

Während sie also sassen und horchten, vernahmen sie Stimmen von Kindern und von einem Manne. Es waren aber die Kinder des Müllers, ein Knabe und ein Mädchen, und sie führten den Großvater, einen blinden Greis, in ihrer Mitte, und erzählten ihm allerlei von den blühenden Stauden und Bäumen am Wege und ergözten den Greis durch liebliche Worte und Reden.

Darnach führten sie den Vater in eine Laube auf einen Siz zwischen den singenden Nachtigallen, und küsseten ihn, und sprangen in den Garten, ihm Blumen und Früchte zu holen.

Der Greis aber lächelte, und als er allein war, entblößte er sein Haupt und betete mit freudigem Antlize. Da ging Theodor und seinem Vater das Herz über, und sie beteten auch und dankten zusammt dem Greise. Theodor aber weinte vor Empfindung seines Herzens.

Bald darnach erschienen die Kinder und jauchzten von ferne. Und sie brachten dem blinden Großvater duftige Blumen und reife Früchte. — Theodor aber sagte zu seinem Vater, als sie nach Hause gingen: O wie reich und schön war dieser Morgen!

Das Veilchen.

Die kleine Maria ging mit ihrem Vater und ihrer Mutter an einem Frühlingsmorgen auf dem Felde, da sprach sie: Warum hat man doch das Veilchen so lieb? Es wird in vielen schönen Liedern besungen, und sobald es aufblühet, sucht ein Jeder darnach und freuet sich, wenn er eines gefunden. — Also redete Maria zu ihrer Mutter.

Siehe, antwortete die Mutter, es ist die erste Gabe des Frühlings nach dem kalten Winter. Man freuet sich des Guten und Schönen am meisten, wenn man es lange entbehrt hat.

Und man empfängt es mit grösserem Dank, sagte der Vater, weil der Frühling das Blümchen so schnell und frühe giebt. Wer schnell das Gute vollbringt, beweiset, daß er es gerne thut, und vermehret die Dankbarkeit. Und diese heiliget die Freude.

Nennet man das Veilchen, fragte Maria, nicht auch das Blümchen der Bescheidenheit?

Den Namen verdienet es wohl, antwortete die Mutter. Denn es wächset im Verborgenen auf niederem Gesträuch, und doch blühet und duftet es so schön, als irgend eine der andern Blumen.

Und man schätzet — sagte der Vater — und suchet es nicht minder, und freuet sich, wenn man es gefunden hat.

Es ist doch schön, rief Maria, daß die Natur das bescheidene schöne Blümchen so frühzeitig giebt!

Sie will dadurch, antwortete lächelnd die Mutter, den Kindern andeuten, daß das Schöne und Gute früh in ihnen blühen müsse, um einst erfreuliche Früchte zu bringen.

Und dadurch, sagte der Vater, daß der Frühling seine erste schöne Gabe mit solcher Bescheidenheit austheilet, lässet er uns erwarten, daß er noch viel Grosses und Herr-

liches uns reichen werde. Denn nur da, wo Bescheidenheit und Demuth wohnen, kann das Edle und Grosse gedeihen.

Nun fand Maria am Wege unter den Dornen ein völlig aufgeblühetes Veilchen. Aber ein voller Thautropfen glänzte in dem blauen Kelch des Blümchens, und beugte es durch seine Schwere zur Erde nieder. —

Da stand das Mägdlein und schauete die Blume an und sprach: Der schwere Tropfen wird das Veilchen ganz zerstören und zur Erde neigen.

Nicht doch, antwortete die Mutter, der helle Tropfen glänzet ja in dem schönen Kelch wie eine Perle. Bald wird die Sonne das Tröpfchen erwärmen und aufziehen, und dann hebt sich auch das Veilchen schöner blühend und lieblicher duftend.

Wächst es doch auch, sagte der Vater, unter den Dornen. Aber sie schaden ihm nicht; sie schüzen das zarte Blümchen vor dem kalten Hauch der Nacht und den stürmischen Winden. Denn es ist ein Pflegling der himmlischen Liebe.

Da sah Maria das Blümchen an und sprach: So will ich auch das Veilchen nicht eher pflüken, als bis es sich von dem Thautropfen gestärkt und erhoben hat.

Wie die Einfalt und Liebe, antwortete darauf die Mutter, so leicht an das Himmlische glaubet!

Weil sie selbst himmlisch ist — sagte der Vater.

Die Lehre.

An einem schönen Frühlingsabend sprach ein Hausvater zu seinem Weibe: Wir wollen hinausgehen auf das Feld, und dann auf dem Hügel uns lagern, auf daß wir des Anblikes der untergehenden Sonne uns freuen. Es wird ein lieblicher Abend werden.

Als die beiden Kinder diese Worte vernahmen, ein Knabe und ein Mägdlein, sprachen sie: Wir wollen voran gehen und auf dem Hügel eurer warten! Nach diesen Worten hüpften sie von dannen.

Darauf wandelte auch der ernste Vater hinaus sammt der freundlichen Mutter, und sie redeten von der Schönheit der Natur und ihren Kindlein, der Vater aus dem Schaze seiner Weisheit, und die Mutter aus frommen Herzen.

Als sie nun an den Hügel kamen und hinaufstiegen, waren die beiden Kinder schon da, und jauchzten ihnen entgegen, und sie hatten ein weisses Lämmchen mitgebracht das sie erzogen.

Als nun die Sonne herrlich unterging, sahen die Aeltern hin und waren bewegt. Der Vater aber erhob seine Stimme und redete zu den Kindern von der Schöpfung des Weltalls, und von dem Heer der Sterne und dem erhabenen Schöpfer der Natur, der den Himmel, die Erde und das Meer geschaffen sammt Allem, was darin ist — und hieß sie die Sonne anschauen in ihrer Pracht und sprach: Es ist ein Wunderwerk des Höchsten! — Denn er dachte in seinem Herzen: Es ist nun die Zeit, daß ich sie die himmlische Weisheit lehre.

Als der Vater diese Worte geredet hatte, riefen die Kinder plözlich: O siehe doch, lieber Vater und liebe Mutter, wie schön und lieblich!

Denn sie hatten das Lamm mit Blumen geschmükt, und es stand wie eine Braut, und aß die Kräuter des Hügels aus ihren Händen.

Da sah der Vater die Mutter an, und schüttelte sein Haupt mit ernsthafter Gebehrde.

Die Mutter aber lächelte und sprach: Ach, mein Geliebter, laß sie nur noch in ihrer kindlichen Einfalt. Sie bedürfen noch nicht der aufgehenden und untergehen Welten und des ernsten Wortes der Lehre. Sie bedürfen nur der Liebe, und ihrer ist schon das Himmelreich.

Da herzte der Vater und die Mutter die beiden Kinder und sie freueten sich mit ihnen des geschmükten Lämmchens.

Die abgefallenen Aepfel.

Der Donner schwieg, die schwarzen Gewitterwolken zerstreuten sich allmählig und heiter und heiterer ward der finstere Horizont. Angenehme Düfte drangen herein durch das geöffnete Fenster und verbreiteten Wohlgeruch, und die vom Regen getränkte Flur ergözte das Auge durch ihr liebliches Grün.

Da gingen Ernest und August, zwei muntere Knaben, Hand in Hand hinaus ins Freie, um sich zu weiden am herrlichen Anblik der frisch erblühenden Natur. Leichter und wohl ward ihnen nun um die bange Brust. Denn die Allmacht Gottes, welche aus den zükenden Blizen und aus dem rollenden Donner so fürchterlich sprach, hatte ihr Inneres tief erschüttert.

Jezt aber staunten sie die erbarmende Güte Desjenigen an, vor dessen mächtiger Größe sie eben gezittert. Denn Alles ringsum in der Natur athmete nun freier und schien neues Leben empfangen zu haben durch das gewaltige Toben des Wetters.

Also, sagte Ernest, der ältere der Knaben, wendet der liebende Gott Alles zum Guten!

Und dahin wandelnd unter trauten Gesprächen, waren die Knaben unverhofft zum fern entlegenen Obstgarten des Vaters gekommen. Und sie erfreueten sich kindlich am Anschauen der rothwangigten Aepfel und der bräunlichten Birnen, unter deren Last die jungen Bäumlein erseufzten. Denn sie versprachen sich süssen Genuß von den herrlichen Früchten, und mit geflügelten Schritten nahete schon die wonnige Zeit der herbstlichen Obstlese.

Aber ach! als sie einem der Bäumlein sich naheten, da sahen sie die Aeste der Früchte beraubt, und die Aepfel lagen am Fusse des Baumes zerstreuet umher in dem Grase. Und die Knaben betrachteten forschend ringsum das Bäumlein, ob nicht etwa das Stürmen des Wetters die Zweiglein zerknikt und also den Abfall der Früchte verursacht. Aber die zarten Aestlein waren unversehrt, und es konnten die Knaben, troz aller Bemühung, sich die Ursache dieser Erscheinung nicht deuten.

Und der erfahrne Gärtner, das Zweifeln der Knaben bemerkend, trat freundlich hinzu und redete also: Forscht nicht vergebens nach äusseren Ursachen, die das Abfallen der noch unzeitigen Früchte bewirket! Und er hob einen der Aepfel von dem Boden empor und schnitt ihn entzwei und zeigte den sinnenden Knaben das kleine Würmlein, so darin hauste, und sprach, die Knaben belehrend, folgende Worte: Hier sehet die Ursache! Dieser kleine Vielfraß hat das innere Mark des Apfels zernaget, und die morsche Frucht vermochte nicht mehr, an den Zweiglein zu hangen. Und traurig entfernten die Knaben sich nun, dem Vater eiligst, was sie gesehen, zu melden.

Also entfallen die rosigten Aepfel den Wangen der Jungfrau, wenn ihr das innere Mark der Wurm der Wollust zernaget, und mit traurigem Herzen wendet der bessere Mensch sich von dem Anblik des entarteten und hinfälligen Körpers!

Böser Umgang.

Sofron, ein weiser Volks-Lehrer, erlaubte auch seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Personen Umgang zu pflegen, deren Wandel nicht rein und sittlich war.

Väterchen! sprach eines Tages die sanfte Eulalia, seine älteste Tochter, da er ihr untersagt hatte, in Gesellschaft des Bruders die leichtsinnige Luzinde zu besuchen, Väterchen! Du mußt uns wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Weg könne uns gefährlich werden?

Aber der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Kamin und reichte sie der Tochter hin. Sie brennt nicht, Kind! sagte er, nimm sie nur!

Das that Eulalia, und sieh! die schöne weisse Hand wurde schmuzig und unversehens auch das weisse Kleid.

Daß man doch gar nicht vorsichtig genug sein kann, sagte Eulalia verdrüßlich, wenn man Kohlen berührt!

Ja wohl, sprach der Vater, du siehest, mein Kind! daß die Kohle wenn sie auch nicht brennt, dennoch schwärzet. Also auch der Umgang mit den Sittenlosen.

Beschämt schlug das Töchterlein die Augen nieder. Denn sie hatte den Sinn dieser Worte wohl verstanden.

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüthe vor Neid dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt, er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond verdunkelt.

Vom Rathe des Ewigen ging die Stimme aus: Zwei Lichter sollen am Firmament glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit.

Er sprachs; es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus der Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn: so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt! Die Erde jauchzete, ihr dufteten Kräuter, die Blumen schmükten sich.

Neidend stand das andre Licht, und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. Was sollten,

sprach sie murrend bei sich selbst, zwei Fürsten auf einem Thron? Warum muß ich die zweite und nicht die erste sein?

Und plözlich schwand, vom innern Gram verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte, bleich stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen und weinte: Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich.

Und Gottes Engel stand vor der Finstern da; er sprach zu ihr des heiligen Schikfals Wort: Weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglükliche, so wirst du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt, so stehest du, halb oder ganz, verfinstert da, wie jezt.

Doch, Kind des Irrthums weine nicht. Der Erbarmende hat dir deinen Fehler verziehen, ihn in Wohl verwandelt. Geh, sprach er: sprich der Reuenden tröstend zu: „auch sie in ihrem Glanze sei Königin. Die Thränen ihrer Reue werden ein Balsam sein, der alles lechzende erquikt, der das vom Sonnenstrale Ermattete mit neuer Kraft belebet.“

Getröstet wandte sich Luna, und siehe da umfloß sie jener Glanz, in welchem sie jezt noch glänzt; sie trat ihn an jenen stillen Gang, den sie jezo noch geht, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidend jeder Thräne, sucht sie, wen sie erquike! sie suchet, wen sie tröste.

Tochter der Schönheit, hüthe vor Neid dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt; er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Der himmlische Schäfer.

Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weissen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere Rosen verwandelt, die sie noch nie gesehn. Sie wollte die Rose brechen, aber sie zerfiel vor ihrer Hand. Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jezt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhoben sich ringsum, und eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis Alles sich zulezt in süsse Töne verlor, in Töne, die sie noch nie gehört hatte.

Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugend-Paradies, und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt, ein weiß gekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süsse Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm.

Erwachend sah die Mutter des Tages die Morgenröthe wie blutig aufgehn, und ging mit schwerem Herzen zum Opferfest.

Die Brüder brachten ihr Opfer. Die Aeltern gingen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn, und fand nur seine zerstreute, traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar; die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt, und Kains Aechzen schallte aus einer nahen Höhle.

Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweiten Mahl das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah. Die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: Schaue

hinauf gen Himmel zu den Sternen; weinende Mutter, schaue hinauf Sieh jenen glänzenden Wagen dort; er führt zu andern Auen, zu schönern Paradiesen, als du in Eden sahst, wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süsse Töne wandeln.

Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihrer Thräne bethaut, und mit den Rosen seines Altars bekränzet hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vor dem Angesicht einer schönern Morgenröthe. Oft aber sassen sie an seinem Grabe zu Mitternacht, und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternenwagen, und suchten ihren Schäfer dort.

Die Morgenröthe.

Hast du die schöne Morgenröthe gesehen? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach; ein Stral des unvergänglichen Lichtes, die Trösterin der Menschen.

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Hermons-Berge saß, den trauervollsten seiner Psalmen spielend: Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Bösen Rotte hat mich rings umgeben, und ich seh keinen Helfer!

Siehe, da ging die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die früh gejagte Hündin, und hüpfte auf den Bergen, und sprach zu ihm wie ein Engel auf den Hügeln: Was grämst du dich, daß du verlassen seist? Ich riß hervor aus dunkler Nacht; aus grauenvoller Finsterniß wird Morgen.

Getröstet hing an ihrem Blik sein Auge, bis sie zur Sonne ward, und Heil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlokend wandten sich die Töne seines

Gesanges, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der frühe gejagten Hündin.

Auch späterhin sang er oft diesen Psalm, und dankte Gott für die Bedrängnisse, die er in früher Jugend überstand; und jedes Mahl kam mit dem Psalm ihm Morgenroth in seine düstere Seele.

Tochter Gottes, heilige Morgenröthe, du blikest täglich nieder, und weihst den Himmel und die Welt — weih' täglich auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung!

Aarons Entkleidung.

Mit schwerem Herzen entkleidete Moses seinen Bruder Aaron auf Horans Gebirge. Er zog ihm seine heiligen Kleider aus und zog sie Eleasar an; Aaron sammelte sich und starb; denn auch er hatte gesündigt. Und Israel beweinte ihn dreisig Tage.

Am dreisigsten Tage saß Moses auf diesem Gebirge, und sah im Traume seinen Bruder. Die Herrlichkeit Jehovas glänzte auf seiner Stirn, und ein schöneres Priestergewand umfloß seine neu verjüngten Glieder. Ein goldener Gürtel war um seine Brust; aber die zwölf Steine des Heiligthums waren nicht auf derselben. Der Stab, der im irdischen Heiligthum geblühet hatte, war nicht in seiner Hand.

Warum ist der Stab deines Priesterthums nicht in deinen Händen, mein Bruder? sprach Moses im Traum; und warum glänzen auf deiner Brust nicht mehr die zwölf Steine deines Volks zum Andenken vor Jehovah?

Sie waren mir schwer genug, antwortete Aaron, als ich sie noch trug; jezt ist meine Brust erweitert, und meine Seele erleichtert. Auch der Stab meines Stammes ist nicht mehr in meiner Hand; denn vor dem Gott aller Welt sind alle Stämme und Völker gleich. Ein Priester zu Sa-

Iem bin ich anjezt; im Lande des Friedens ein Priester höherer Ordnung.

Das Gesicht verschwand, und Moses erneute die menschenfreundlichen, tröstenden Geseze von der Ruhe des Sabbaths nach der Arbeit und dem Sabbathjahr der Befreiung für Unterdrükte und Arme, für Verkaufte und Knechte und Thiere. Er erneute die Geseze vom Lauberhüttenfest und dem fröhlichen, ewigen Jubeljahre.

Die Gesänge der Nacht.

Als David in seiner Jugend auf Bethlehems Auen saß, da kam der Geist Jehovas über ihn und seine Sinne waren aufgethan, zu hören die Gesänge der Nacht. Die Himmel erzählten Gottes Ehre, und alle Sterne traten in ein Kor: der Klang von ihren Seiten berührte die Erde, zum Ende der Erde floß ihr stilles Lied.

Licht ist das Angesicht Jehovas, sprach die untergehende Sonne, und die Abendröthe antwortete ihr: ich bin der Saum seines Kleides.

Die Wolken über derselben thürmten sich und sprachen: wir sind sein Nachtgezelt, und die Wasser der Wolken im Abenddämmer tönten: Die Stimme Jehovahs gehet auf Wolken: der Gott der Ehren donnert hoch.

Er schwebet auf meinen Fittigen, sprach der säuselnde Wind: und die stille Luft antwortete ihm: ich bin der Athem Gottes, das Wehen seiner erquikenden Gegenwart.

Wir hören Lobgesänge, sprach die verlechzte Erde, und ich bin still und stumm? Der fallende Thau antwortete ihr: ich will dich laben, daß deine Kinder neu erquikt jauchzen, daß deine Säuglinge blühen wie die Rose.

Wir blühen fröhlich, sprach die erquikte Au: die vollen Aehren rauschten drein und sprachen, wir sind der Segen Gottes! die Heere Gottes gegen des Hungers Noth.

Wir segnen euch von oben, sprach der Mond: wir segnen euch, antworteten die Sterne. Der Heuschrek girrte und sprach, er segnete auch mich mit einem Tröpfchen Thau.

Und tränkte meinen Durst, antwortete die Hündin. Er erquikte mich, sprach das aufspringende Reh.

Und giebt uns unsre Speise, träumte das Wild, und kleidete unsre Lämmer, blökte die Heerde.

Er erhörte mich, so krächzte der Rabe, als ich verlassen war. Er erhörte mich, antwortete die Gemse, da meine Zeit kam, und ich ausriß und gebahr.

Die Turteltaube girrte, und die Schwalbe und alle Vögel sprachen schlummernd nach, wir haben unsre Nester gefunden, unsre Häuser: wir wohnen auf Gottes Aker, und schlafen unter dem Schatten seiner Flügel, in stiller Ruh.

In stiller Ruh, antwortete die Nacht, da krähte der Erweker der Morgenröthe: Thut auf die Pforten, die Thore der Welt, es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht ihr Menschen und preiset Gott: der König der Ehren ist da.

Auf ging die Sonne, und David erwachte aus seinem psalmenreichen Traume: so lange er lebte, blieben in seiner Seele die Töne dieser harmonischen Schöpfung und er rief sie täglich aus seiner Harfe hervor.

Die Salbei.

Sieh, wie schön, wie gedrängt die jungen Blätter der Salbei wieder da stehen! Kaum blühten sie im Frühlinge schöner, ehe der Gärtner sie nahe an der Wurzel abschnitt, daß uns traurige Stoppeln übrig blieben. Wie so verändert schien sie damals! Einst ein vollblättriger Strauch, auf dessen langen dunkelblauen Blumen sich ein Heer von Schmetterlingen wiegte, von dessen samtweichen Blättern die so mannigfaltigen Nuzen schaffen süsse Düfte emporstiegen; jezt

nichts, als ein unscheinbarer Busch grauer welkender Stoppeln! Das Heer der Schmetterlinge war entflohen, keine süssen Düfte stiegen empor, kein Vorübergehender pflükte dankbar eines ihrer Blätter. Die arme Salbei war von allen verlassen, nur nicht von der Hand ihres Schöpfers. Laue Regengüsse erweichten um sie her die mütterliche Erde; milde Thautropfen senkten sich in die abgeschnittenen Stengelchen, die Lebenssäfte fingen an sich zu regen und zu treiben, und in kurzer Zeit stand die Salbei in ihrer vorigen Schönheit da. Nun duftet sie wieder und erquikt die Spazierenden, nur die flatterhaften Schmetterlinge werden sie nicht mehr umgaukeln; ein leichtes luftiges Geschlecht, sind sie schon längst mit den Tagen des Frühlings; die ihre Geburt und ihren Tod begränzten, dahin.

So traure du nicht, edle Seele, wenn Schiksale und unverdiente Unglüksfälle dich beugen, wenn der Schimmer des Glükes, der dich umgab, verschwindet, wenn die Welt mit schadenfrohem Lächeln auf dich herabsieht, und der eingeschränktere Wirkungskreis dich von allen Seiten schmerzhaft drüket. Traure nicht! Gott wacht und waltet über dich, er, der der Salbei neue Blätter gab, wird auch dich wieder beglüken. Aus unbemerkten Quellen wird er dir Hilfe und Trost zuführen, Thränen des Mitleids und der Theilnahme werden dich erquiken, du wirst wieder blühen, wie die Salbei wieder blühete. Vielleicht werden dich keine Schmetterlinge mehr umgaukeln, aber glaube mir, es ist Gewinn, die schändliche Brut der Schmeichler und Scheinfreunde kennen gelernt zu haben, die immer nur dem Schimmer des Ruhms oder dem Schalle der Freude folgen. Und dann, wo kommen die Blüthen und Blätter hin, die der Gärtner abschnitt? Er beraubte den schönen Strauch nicht umsonst seiner Zierde. In heilsamen Getränken und kräftigen Pulvern nüzen sie der leidenden Menschheit. Tröste, ermuntere dich durch den erhabenen Gedanken, daß dein Unglük in die unendliche Kette des Schiksals verflochten, nothwendig war, daß es zum Besten

des Ganzen diente, wenn auch weder du noch ich den Zusammenhang einzusehen vermögen. Wir glauben an eine liebende, waltende Vorsicht, und dieser Glaube macht uns jenem beruhigenden Gedanken unzweifelhaft gewiß.

Die Knospen im Herbste.

Nun sind alle Freuden des Gartens verschwunden. Entblättert steh'n die Gesträuche, verödet die Beete, der Obstgarten seiner Schäze beraubt, strekt die blätterlosen Aeste in die trübe Novemberluft empor. Nur einzeln blüht noch hier und dort das purpurfarbne Krisanthomum und der goldene Helianthus stralt mit seinen flammenden Sternen durch den Nebelflor. Wie still ist Alles um mich her! Alles deutet auf Abschied, auf Ruhe nach den geschäftigen Freuden des Sommers. Dort hüllt der Gärtner das weiche Kind milderer Sonnen, den Feigenbaum in schüzende Hüllen — hier liegt Jasmin und Clematis unter Laubdeken vor dem Froste gesichert — erschöpft und müde erwartet die Natur die Ankunft des Winters, und den tiefen eisernen Schlaf. Aber mitten unter diesen düstern Umgebungen wandle ich fröhlich umher, und besehe, indeß die Freuden dieses Jahres zu Grabe gehen, die Hoffnungen des künftigen, hier die glühend rothen Knospen des Ahorns, dort die grünen Spizen des frühen Flieders, und dann hier an den Fruchtbäumen diese runden vollen Knöpfchen, die gedrängt an den Zweigen steh'n, lauter künftige Blüthen, lauter Verheisungen süsser Freuden, die sich am milden Stral der Frühlingssonne entfalten werden. Wie schön wird dann der Garten wieder sein! Wie viele liebliche Stunden werden uns im Schatten der neubelaubten Bäume bei traulichen Gesprächen, bei muntern Spielen verflieſſen!

Wo ist nun der Winter mit seinen Schreken? Wo sind die düstere Bilder, von Abschied und Tod! vergessen über

den Aussichten kommender Freuden, verschwunden vor den leuchtenden Stralen der Hoffnung. So mächtig ist ihr Zauber, und so wohlthätig weise die Einrichtung der Natur, daß sie, wenn die Wirklichkeit gar nichts mehr zu bieten vermag, uns wenigstens die Knospen künftiger Blüthen zeigt. Nicht allein im Frühlinge des Lebens, wo die weite Welt den kühnen Bliken offen steht, schwebt die freundliche Hoffnung glänzend vor dem freudigen Blike, auch in den heissen Tagen des männlichen Alters, auch in trüben Stunden knüpft sie mit geheimen Fäden Lebenslust und Kraft an das wunde Herz, und läßt in ihrem Zauberspiegel dem Greise, vor dem diese Welt in nichtige Schatten zerfließt, die künftige schöner emporsteigen, und schmeichelt ihm tröstend mit dem Wiedersehen vorangegangener Lieben.

Das Gartenbeet.

Heute sah ich den fleissigen Gärtner im Küchengarten ein Beet umgraben und zubereiten; dann brachte er einen Korb voll junger Kohlpflänzchen, und fieng an sie in zierlicher Ordnung in die aufgelokerte Erde zu sezen. Aber die Pflanzen können ja dieses Jahr nicht mehr wachsen, sagte ich, der Herbst ist nahe, die Tage werden immer kürzer, und die Sonne hat keine Kraft mehr! Sie sollen auch heuer nicht mehr zur Reife kommen, erwiederte er; jezt werden sie gepflanzt, und dann, wenn sie Wurzel fassen und zu spriessen anfangen, fällt ein günstiger Schnee, und bedekt sie mit einer wärmenden Hülle. Unter dieser Deke wachsen meine Pflänzchen sicher fort, bis die Natur erwacht und der junge Frühling Alles zu neuem Leben ruft. Dann stehen sie schon als schöne vollendete Stauden da, während rings umher noch kaum das Gras seine junge Spizen aus der Erde hervorbringen kann, und man pflükt ihre zarten ersten Blätter ab, eine gesunde, angenehme Speise.

Glaubst du nicht Freundin, daß der Gärtner weise gehandelt hat, als er für den künftigen Frühling sorgte? und sollen wir ihm in einer gewissen Rükſicht nicht nachahmen? Auch uns droht ein Winter, auf den ein besserer Lenz folgt, ein Schlummer im Schooſe der Erde, aus dem ein schöneres Morgenroth uns wekt. Laß uns für dieses Erwachen sorgen; es sei so schön, so beglükend, als es für einen Bewohner unseres Sternes sein kann! Durch stille Tugenden, durch vielseitige Ausbildung unseres Geistes, durch strenge Erfüllung jeder Pflicht wollen wir uns einer höhern Seligkeit werth machen; wir wollen so gut zu werden streben als wir können, wenn wir hier gleich keinen unserm Bestreben angemessenen Lohn finden, und das, was wir säen, hiernieden nicht zur Reife kommt. Unsre Erde ist nur die Wiege des menschlichen Geistes. Wenn unsre Hülle im stillen Grabe verweset: dann erwacht er zu einem bessern Daſein, und seine Tugenden folgen ihm nach; sie erheben ihn auf eine höhere Stufe von Erkenntniß und Seligkeit, und machen ihn eines Glüks fähig, das im gleichen Verhältniß immerfort wächst und steigt. Wenn zahllose Geister, kaum den Fesseln der Sinnlichkeit und der niederdrükenden Macht der Leidenschaft entronnen, mühsam aufwärts klimmen: schwinget die reine schönere Seele sich freudig empor, und eilt durch die gränzenlose Ewigkeit mit ihren Vorzügen fort.

Die Wespe.

Ein buntgeflügelter Schmetterling schwebte fröhlich durch die blaue Luft, und sezte sich auf den duftenden Kelch einer Lilie. Da machte sich ihm Emil mit leisem Schritt, um ihn zu fahen; doch als er den Kelch der Blume anrührte, da flog der Schmetterling von dannen. Aber aus der Tiefe des Kelches kam eine Wespe hervor, und stach den Knaben in die Hand, also, daß es ihn sehr schmerzte. Da lief

Emil zu seinem Vater, und zeigte ihm die aufgelaufene Beule.

„Fürchtetest du denn nicht, sagte der Vater zu ihm, die mörderische Waffe des Thieres unter dem erquiklichen Dufte?

„Wie sollt ich, mein Vater! antwortete Emil, wie konnt' ich in der friedlichen Blumenwohnung die lauernde Tüke des giftigen Stachels vermuthen?“

„Du meintest, mein Sohn! sagte der Vater, es müsse der Friede wohnen, wo das heitre Leben des Schönen sich offenbaret, und hast recht in deinem kindlichen Glauben. Siehe! der Schmetterling schlägt das Gold seiner Flügel um den Duft des Kelches, er will nichts, als den reinen Hauch trinken. Er nahet sich mit reinerm Sinne, und kommt fröhlich und wehrlos geflogen. Aber es ist nicht das frische, blühende Leben, was die Wespe lokt, sondern der grobe Nuzen. Sie will sich Honig holen, aus dem Kelche für Zelle und Haus. Sie kommt mit räuberischem Sinne, darum ist auch ihr Herz voll Argwohn, und sie hat sich gerüstet mit der giftigen Waffe.“

Darauf trat der Vater mit seinem Sohne an die Blume hin, und am Boden lag die Wespe und war todt.

„Siehe! liebes Kind! fuhr er alsbald fort, sie hat sich selbst den Tod gegeben, indem sie dich stach. Und kann das auch anders sein? Wo im unreinen Herzen der Argwohn entsteht, da tödtet er das Leben mit seinem giftigen Stachel. Aber schaue dort den Schmetterling, wie der Glanz seiner Schwingen im Sonnenlichte leuchtet!“

„Nahe dich, mein Sohn! dem Schönen nur mit reinem Sinne und um sein selbst willen!“

Der Zweikampf.

Teofron war ein würdiger Diener der Kirche, und lehrte das Wort Gottes weit und breit. Als er einst von

einer Reise, die er in Amtsgeschäften gemacht, zurükkam, fragten seine Söhne, was ihm unterwegs begegnet sei. Und Theofron erzählte also: „Ich stieß auf zwei weibliche Gestalten, wovon die eine ernst und bedächtig, die andre aber leichtsinnig und flatterhaft aussah. Die Eine blikte immer gen Himmel und ihre Tritte schienen nur über der Erde zu schweben, während die andre ganz an die Erde gefesselt zu sein schien. Diese hatte einen duftigen Kranz von Blumen um das Haupt; jene aber war geschmükt mit einer Sternenkrone. Und siehe! zwischen diesen beiden Gestalten begann auf einmal ein fürchterlicher Zweikampf. Die Leichtsinnige sprach zu der Ernsten und Hehren: „Ueberwinde mich, so werd' ich deine Sklavin sein! – Siehe mich nicht so verächtlich an; ich werde dir eine sehr brauchbare Dienerin sein können. Indessen blieb ich immer unwillig und störrig; du mußt mich sehr im Zaume halten; denn sobald du mir nachgiebst, und mein Joch erleichterst, so empör' ich mich und erkenne dich nicht für meine Herrin. Ueberwinde ich dich aber, so rechne nicht auf keine Großmuth von meiner Seite; vielmehr werd' ich dir schimpflich begegnen und dich unter die Füsse tretten. Und warum sollte ich dich auch glimpflicher behandeln? Du kannst mir niemals nüzen; daher ist's meine größte Lust dich zu verderben!“

„Ich konnte, fuhr Theofron fort, den Kampf nicht abwarten und entfernte mich.“

„O Schade!“ riefen die Kinder alle.

„Ich weiß nicht, sagte der Vater, ob ich es bedauren soll: denn ein ähnlicher Streit fällt gar oft im Leben vor; man will sogar wissen, daß jeder Sterbliche ihn erlebt.“

„Wie? riefen die Zuhörer erstaunt, jeglicher Sterbliche?

Der älteste Sohn aber raunte dem Vater ins Ohr und sprach: „Vater! du sprichst von dem Kampfe zwischen der Vernunft und der Sinnlichkeit!“

Die Frühlingsboten.

Endlich war der Schnee in der Ebene völlig zerflossen! nur von den fernen Berghöhen leuchtete er noch an einzelnen Stellen winterlich auf — im blauen Himmel sang die Lerche von des Frühlings baldiger Ankunft, und erfreute dadurch Jung und Alt — die Stralen der Sonne wurden schon stärker und machten die Luft mild, so daß sich hin und wieder ein frischer Halm am Boden aufrichtete, eine Frühblume öffnete, und die Heke grüne Blättlein zu treiben begann. Da wollten sich Gerhards, des Försters, Kinder nicht länger in der Stube halten lassen. Eins nach dem andern bat die Mutter, in den Garten, der nicht weit vom Hause ablag, gehen zu dürfen. Man wolle, hieß es, nachsehen, ob nicht im Schneeglökchen ein Veilchen oder sonst ein frühes Blümchen zum Vorschein gekommen sei.

Mutter Martha hätte den Kindern gerne die Erlaubniß gegeben; aber sie hatte dem Vater, als er am Morgen in den Wald ging, versprochen, die Kinder bis zu seiner Rükkehr daheim zu beschäftigen, wo sie dann allesamt zum ersten Male wieder in den Garten gehen, und sich dort, ein jedes nach seiner Art, belustigen wollten.

Nun sprang eins von den Kindern um das andre ans Fenster, zu spähen, ob der Vater denn noch nicht komme. Verschiedene Geschäfte hielten ihn jedoch diesmal länger, als gewöhnlich, und als er selbst gewünscht hatte, von dem Kreise seiner Lieben entfernt — und so wurde natürlich manch vergeblicher Gang an das Fenster gemacht. Der Tisch stand bereits gedekt, die Hausmutter trug Sorge um die Mahlzeit und bei der Jugend hatte sich der Hunger in einem hohen Grade eingestellt. Endlich kam Herr Gerhard über die Brüke daher; kaum seiner ansichtig, flogen die beiden Knaben, Friz und Heinrich ihm blizschnell entgegen, und Marie, Lottchen und Bertha eilten zu der Mutter in die

Küche, um sie ebenfalls von der Aukunft des Vaters zu benachrichtigen.

Nach wenigen Minuten saß die Familie zu Tische. Es schmekte Allen vortrefflich, und so wurde Anfangs natürlich nur wenig gesprochen. Später erzählte der Vater, wie er diesen Morgen unter andern auch in Weilheim gewesen sei, wo ihm der Storch seinen Gruß von dem Kirchthurm herab zugeklappert habe.

Ach! da kommt am Ende unser Storchpaar heuer gar nicht! sagte Marie bekümmert, und ich sehe doch jeden Morgen mit Verlangen hinauf nach dem Dache!

Hoffentlich sind auch unsre Sommergäste nicht mehr fern, versezte Herr Gerhard beruhigend; es mag leicht möglich sein, daß schon die nächste Nacht sie herbeiführt!

Aber, wo kommen denn die Störche her? fragte die kleine Bertha, und wie sehen sie aus? Sind sie groß oder klein?

Nun, das wird dir Friz alles sagen können, wenn er nicht wieder vergessen hat, was ich ihm oft erzählte, wenn er sich noch vorzustellen weiß, was er mit eignen Augen gesehen, was er oft stundenlang betrachtet hat.

Wie sollte ich es nicht können, lieber Vater? erwiederte Friz; zwar vergeß' ich manches, aber doch gewiß nicht alles so leicht!

Bertha war mit der Erzählung, die der Bruder gab, wohl zufrieden, und selbst von dem Vater erhielt Friz ein wohlthuendes Lob. Die Mutter sagte ihm gleichfalls, daß er brav erzählt habe, und daß sie ihm deßhalb dieser Tage zur Belohnung ein Buch schenken wolle, welches ausführliche Beschreibungen und natürlich getreue Abbildungen schöner und merkwürdiger in- und ausländischer Vögel enthalte.

Darüber freute sich Friz von ganzem Herzen, und nahm sich vor, in der Folge auf alles, was er sehe oder höre, noch weit aufmerksamer zu sein, um darüber, wenn es nöthig sei, Red und Antwort geben zu können. Die übrigen Ge-

schwister faßten im Stillen denselben Vorsaz, da sie ihren Bruder dadurch so belobt sahen, und ich denke, auch meine jungen Leserinnen werden sich vornehmen, dasjenige, was ihnen vor die Augen oder zu Ohren kommt, so in's Gedächtniß zu fassen, daß es immer darin haftet, und daß sie es, sich und Andern zum Vortheile, mitzutheilen vermögen, wenn Zeit und Gelegenheit sie dazu auffordern.

Jezt ging es hinaus in den Garten. Oben an der Mauer, wo die Stralen der Sonne einen grossen Theil des Tages hindurch Leben verbreiten, waren bereits viele Halme frisch und lustig emporgeschossen, entfaltete der Stachelbeerstrauch junge Blätter, blüheten Schneeglökchen in anmuthigen Gruppen vertheilt; an verschiedenen Stellen zeigte das Veilchen Knospen, die bald Blüthen zu werden versprachen. Hier versammelte sich die Familie auf einigen daselbst angebrachten Bänken unter dem alten schön bewipfelten Apfelbaume: denn die Mutter hielt die noch zuweilen rauh wehenden Lüftchen völlig ab, und die Sonne meinte es hier mit ihrer Stralenfülle vornämlich gut. Auch mochte man von da aus nicht nur den ganzen Garten, sondern auch ein weites Thal in dem der Fluß voll und majestätisch hinzog, leicht übersehen und das Auge bis zu den fernen Berghöhen, welche die Aussicht malerisch begränzten, frei hinfliegen lassen. Links den Strom hinab breitete sich der mit Eichen und Buchen, so wie auf den Klippen mit Tannen und anderm Nadelholz reichbesezte Wald aus, über den Herr Gerhard als Förster gesezt war. Eine Menge von Dörfer lag in Obstwäldchen fast wie eingehüllt, so daß nur die Kirchthürme und die rothen Dächer der Häuser daraus hervorgukten, und von den Abhängen der weiten Bergkette herab schaute manch alte Burg in den gesegneten Thalgrund, dessen Bewohner insgesammt ein wohlhabendes und daher munteres Völkchen waren.

Vater und Mutter sprachen mancherlei häusliche Angelegenheiten miteinander, indeß die Kinder sich, jedes nach

seiner Art im Garten herumtummelten, sich diese oder jene Beschäftigung machten. Die Knaben gingen nach Insekten aus; die Mädchen waren besonders darauf bedacht, sich Blumen, so viel man ihrer eben in dieser frühen Jahreszeit habhaft werden konnte, zu pflüken, und der Mutter daraus ein Sträuschen zu winden. Man fand Schneeglökchen, Schlüsselblumen, Krokus, hin und wieder ein geöffnetes Veilchen und dergleichen mehr.

Zeichnen sich alle diese Blumen schon, weder durch ein reiches Farbenspiel, noch — das einzige Veilchen ausgenommen — durch einen besondern Geruch aus: so ergözen sie doch als die ersten Gaben, welche die Erde uns nach ihrem Winterschlafe anbietet, das Herz jedes empfänglichen Menschen und besonders das Herz der Kinder, deren Leben ja selbst noch ein Blumenleben genannt werden mag.

Die Mutter nahm das Geschenk der Mädchen mit Dank und grosser Freundlichkeit auf, und belohnte jedes durch einen Kuß auf das süsseste. Die Knaben brachten dem Vater eine Menge Larven, Schneken, Schmetterlinge und Steine, von denen sie Namen, Eigenschaften und dergleichen zu hören wünschten. Ihre Bitte wurde gerne gewillfahret. Und so hatten sie die Freude, ihre Wißbegierde befriedigt zu sehen, so wie es dem Vater dagegen grosses Vergnügen machte, so lernbegierige Kinder zu haben.

Die Mutter reichte dem Vater das Sträuschen. Nachdem er es eine Weile betrachtet und des Veilchens süssen Duft eingeathmet hatte, begann er: „Kinder! die Blumen hier sind Bothen, welche der Frühling aussendet, uns zu verkündigen, wie er nun bald in aller Pracht und Herrlichkeit den festlichen Einzug halten wolle. Auch ohne Sprache reden sie dem Herzen verständlich, und das Schneeglökchen führt seinen Namen nicht umsonst. Es will zum Frühlingsfeste einläuten, und zeigt sich uns von allen Blumen zuerst. Aber bald läutet es das Veilchen und nach und nach noch eine ganze Menge anderer Blumen wach und hervor ans Tageslicht.“

„Sein weisses Glökchen nimmt sich auf dem grünen Gestell gar niedlich aus, bemerkte Lottchen. Wenn man es so höchst ängstlich dastehen und über den Schnee, der oft noch bei seiner Ankunft umher liegt, wegguken sieht, kommts einem fast vor, als hätt' es die Neugierde hervorgelokt, um zu schauen, ob der alte Winter noch nicht zum Abzuge fertig sei.“

„Und der Storch ist auch ein Frühlingsbote, nicht wahr, lieber Vater?“ sagte Bertha.

„Freilich, Kind! freilich, ein stattlicher Frühlingsbote, der weit herkommt, und aller Welt die fröhliche Botschaft zuklappert. Und der braune Falter da, den der Friz gefangen hat, ist auch einer. Seht einmal! Sind seine Flügel nicht ganz mit Blüthenstaub bedekt?“

„Ei, da könnte man ihn ja eine fliegende Blume nennen? rief Friz mit sichtbarer Freude über seinen glüklichen Einfall aus.“

„So wird jezt, schloß der Vater, Alles in der Natur zum Frühlingsboten; aber der Mensch nur fasse die Botschaft mit seinem Geiste, er allein vernimmt sie mit dankendem Herzen und dieses ist die schönste Bürgschaft, daß er nicht nur für kurze, irdische Frühlinge, sondern für einen himmlischen, der ewig blüht, geschaffen ist.“

Auf diese Weise war der Nachmittag eben so schnell, als angenehm verstrichen. Aeltern, Kinder, man hatte insgesammt einen schönen Genuß gehabt, und hoffte nun mit dem wiederkehrenden Frühlinge eine lange Reihe ähnlicher Tage mit Recht erwarten zu können. —

„Bertha! Bertha! rief Heinrich am andern Morgen frühe, als eben die Sonne aufging, in die Kammer, wo das kleine liebliche Wesen noch sanft schlief, laut und hastig hinein, Bertha, so stehe doch auf, geschwind auf, der Storch ist richtig da, wie der Vater gestern vorausgesagt hat; er klappert so gewaltig, als wolle er alle Leute im Hause, ja, das ganze Dorf von seiner Ankunft in Kenntniß sezen —

und du, liegst noch tief in den Federn, und hörst und siehst nichts!«

Da war dem Mägdlein alsbald der Schlaf verschwunden: es sprang schnell auf, kleidete sich rasch an, und nun nahm es den lang herbeigewünschten Sommergast, der noch immer fortklapperte, und dabei freudig mit den langen Flügeln schlug, in Augenschein. Sie fand die Beschreibung seines Aeussern, die ihr Friz gestern gegeben hatte, ganz treu und wahrhaft, sogar die schwarzen Federn in den Flügeln vermißte sie nicht. Nachdem sie den Storch so eine Weile betrachtet hatte, fragte sie: „Aber schöner und ansehnlicher, als die Gans, ist er doch bei weitem! Sieh nur einmal, Heinrich! er hat ordentlich etwas Kluges und Verständiges! Wie frei er sich umschaut! Wie leicht er die Flügel bewegt, und wie gravitätisch er dann wieder dasteht! Der wird uns oft Spaß machen, zumal wenn er sein Weibchen geholt hat, und sie dann beide um die Wette mit einander klappern.«

Ja, Bertha, versezte Friz, der indeß auch herbeigekommen war, wenn das Weibchen erst da ist, wird man stundenlang nicht müde, ihrem Treiben zuzusehen. Da schwenken sie sich in grössern und kleinern Kreisen hoch in der Luft herum; haben sie oft mit andern, die ihnen ihre Wohnung streitig machen wollen, harte Kämpfe zu bestehen. Dann wachsen die Jungen nach und nach heran, guken neugierig mit ihren langen Schnäbeln, aus dem Neste zu uns herunter auf den Hof; stellen sich später auf den Rand des Nestes; regen die Flügel viele Tage hindurch, um sich auf den ersten Flug gehörig vorzubereiten; versuchen sich dann um das Nest herum, bis sie es endlich so weit gebracht haben, von der Scheuer auf das Haus, und dann weiter und immer weiter zu fliegen.

Den ganzen Tag über war Freude in dem Hause des Försters über den neuen Ankömmling, und die ältern Geschwister wurden nicht müde, der kleinen Bertha bald dieses, bald jenes von demselben zu erzählen. —

Abends, als die Familie nach alter Gewohnheit, in traulichem Kreise bei mancherlei Gesprächen zusammen saß, fing Marie auf einmal lebhaft an: „Ich möchte wohl ein Storch sein!“

„Warum das?“ fragte der Vater.

„Ei sieh! erwiederte sie, der hats gar gut. Wohin er fliegt, kommt ihm der Frühling nach. Gestern lag auf der hohen Bergkuppe dort noch Schnee, und wie der Storch sich nur hat bliken lassen, ist er bis auf den kleinsten Rest völlig weggeschmolzen.“

„Das Wetter war heute so mild, die Sonne hat den ganzen Tag über so warm geschienen, daß im Garten mehr als hundert Veilchen aufgebrochen, daß Tausende von jungen Blättern an der Heke hervorgekommen sind. Da mag es sich wohl schön im Freien leben! Und wenn dann die Blumen zu verbleichen anfangen, wenn die Felder leer werden, die Blätter der Bäume abfallen, die Wiesen gelb werden wollen, und die Luft wieder rauher zu wehen beginnt: dann macht sich der geflügelte Gast nach seiner Heimath auf, wo bei seiner Ankunft gleichfalls die angenehme Zeit des Jahres ihren Anfang nimmt. So hat er einen immerwährenden Frühling um sich! Wär' es denn nicht herrlich, wenn wir es auch so hätten? wenn wir bei der Annäherung des Herbstes in mildere Gegenden ziehen und statt des harten drükenden Winters dort neue Frühlingslust genieſſen könnten.“

„Das wäre allerliebst, fiel Lottchen ein; der lange kalte Winter gefällt mir ebenfalls nicht. Ich möchte immer im Frühlinge, immer unter Blumen leben!“

„Nun Kinder! versezte der Vater, der bis jezt geschwiegen hatte, wenn wir es genau und recht nehmen wollen, so hat der Mensch ein ähnliches, nur noch schöneres Loos. Wie der Storch eine doppelte Heimath hat, wie er dahier, und auch weit über dem Meere in fernen Lande zu Hause ist: so wurde dem Menschen die Erde zwar für einige Zeit, aber nicht für immer zum Wohnplaze angewiesen. Wenn der

Winter des Lebens herannahet, und oft noch früher, mitten aus dem blühenden Frühlinge heraus, wird er nach seiner rechten Heimath, die hienieden nicht ist, sondern im Himmel, abgerufen, wo ihn ein unvergänglicher Frühling mit Duft und Blüthen umfangen soll. Hier wachsen uns die Flügel zu dem grossen Zuge, und die Sehnsucht des Herzens weissagt uns still das einstige Ziel, wo es, über die irdischen Winter und die schweren Dezembernächte das Leben empor getragen, völlige Befriedigung findet, und frei und selig in seinem Gott wird.«

Kommen von dorther auch Frühlingsboten? — fragte Marie mit sanftem Lächeln.

„Allerdings! erwiederte der Vater. Die Sehnsucht nach dem Himmel, die in jedem guten Menschen sich regt, ist ein solcher Bote. Er kommt oft zu uns, und je besser wir werden, desto öfter kommt er. Er heiligt die flüchtigen Freuden der Erde, so wie er ihre Schmerzen lindert. Wenn er zum lezten Male erscheint, nennen wir ihn — Tod, und wandeln dann an seiner Hand aus der Fremde in die Heimath, nach der wir so oft verlangten, die wir vielleicht in hohen Träumen aufgeschlossen sahen. Den Tönen dieses himmlischen Frühlingsboten lausche euer Ohr oft und gern! Dann Kinder! vermag euch die Erde keinen Schmuz anzuwerfen, und ihr tretet rein in dem weissen Kleide der Unschuld vor den Thron dessen, der die nie stillbare Sehnsucht, die in den vergänglichen Blüthen der Welt keine Befriedigung findet, euch in die Brust gelegt hat, und werdet selig ohne Maas und Ende!«

„O! das ist der schönste Frühlingsbote von allen! fügte die Mutter mit stillem Entzüken hinzu. Und sind die Schneeglökchen, das Veilchen, die Lerche und der Storch schon auch schön und dem Menschen lieb und willkommen, so verkündigen sie doch nur irdischen Frühling, der mit seinen Blüthen und Liedern bald wieder von Herbst und Winter verdrängt wird. Aber der verkündigt einen Frühling, der ewig

währt, und seinen Duft und Glanz schon manchmal zur Erquikung matter Herzen und zum Aufhellen dunkler Nächte auf die Erde herabwehen und leuchten läßt.«

Die untergehende Sonne.

An einem schönen Frühlingstage ging Selmar, mit dem zehnjährigen Gotthold, seinem jüngsten Sohne, auf dem Felde spazieren. Und ihr Weg führte sie an dem Gottesaker vorüber. Und der Knabe schmiegte sich an den Vater und sprach: „Vater! Laß uns das Grabmal der geliebten Mutter besuchen!“ — Sie gingen dahin, und hingen neue Kränze von Vergißmeinnicht und Immergrün um den Leichenstein der Entschlummerten. Auf einmal rief der Knabe: „Vater! sieh dort nach Abend hin, wie klar und schön die Sonne untergeht!“

„Und ist dir's nicht, fragte der Vater, als lächle sie uns freundlich an, als wolle sie Abschied nehmen von uns?“ Und eine Thräne glänzte bei diesen Worten in des Vaters Augen. — Warum weinst du, Vater? fragte Gotthold. Und Selmar erwiederte: „Ich denke an die früh entschlummerte Mutter; gleich der Sonne wirkte auch sie still und leise in des Hauses Heiligthum, und als sie ihre Bahn beschloß war sie freundlichen Antlizes, und lächelte uns noch einmal an.“

Und die Worte rührten des Knaben weiches Herz, und er faßte des Vaters Hand und fragte mit zitternder Stimme: „Aber Vater! warum mußte die Mutter uns so frühe verlassen?“ — Und der Vater erwiederte: „Wirst du fragen, warum die Sonne jezt untergeht? Sie hat ihr Tagwerk vollendet, und eine ganze Welt erleuchtet und erwärmt. Der, welcher der Sonne ihre Bahn vorzeichnet, hat sie auch der Mutter und uns allen vorgeschrieben. Und wenn wir Gutes auf Erden gewirkt haben, können

wir auch, gleich der Sonne, fröhlich unsern Lauf beschliessen. Und wenn du am Morgen das helle Gestirn wieder aufgehen siehst, dann denke, mein Sohn! so freudig und froh wird auch die Mutter, werden alle Guten wieder auferstehen!«

Und der Knabe merkte sich diese tröstliche Lehre, und so oft er die Sonne auf- und untergehen sah, dachte er an der Mutter stilles Wirken und an ihr Wiedererwachen jenseits.

Der See.

Vater und Sohn standen mit einander am Ufer des Sees. Er lag ruhig, wie ein schlummerndes Kind in der Wiege. Blumen und Bäume spiegelten sich in den Wogen, und der Himmel darüber gab ihm seine Bläue unverfälscht; Schwäne und andre Wasservögel schwimmen darauf, und die Fische sprangen aus der kältern Tiefe fröhlich ans Sonnenlicht hervor.

„Wie ruhig, begann der Sohn, unser See heute liegt. Kaum daß ein Lüftchen seine Wellen kräuselt! Und die Sonne stralt aus ihm zurük, als ob er ihr Firmament wäre. In seiner klaren Fluth zeigt die ganze Landschaft sich, als hätte sie des größten Malers Hand bis auf die kleinsten Züge hingezaubert; ja, fast will es mich bedünken, als erscheine sie so noch weit zarter, und mehr in einander verflossen, als sonst. Gerne möchte ich dieses Bild einem andern vergleichen, aber das Gleichniß will sich nicht finden.“

„Vielleicht, mein lieber Sohn! nahm der Vater das Wort, vielleicht brauchst du gar so weit nicht darnach zu suchen, vielleicht trägst du es selbst in deinem Innern. Laß mich den Versuch machen, es dir zu geben.“

Als sie sich auf einer der dort angebrachten Rasenbänken niedergelassen hatten begann der Vater also:

„Die Seele des Menschen, der, gleich dir, gut, fromm und schuldlos ist, nimmt Alles, was Himmel und Erde

Schönes und Herrliches haben, in ihren reinen Spiegel auf. Keine Leidenschaft bewegt und trübt sie, und so wohnt eine Ruhe, eine Heiterkeit darin, die in jeder Hinsicht göttlich genannt werden darf, denn sie ist der Wiederglanz des Himmels im Menschenleben. Freundschaft, Liebe und alle die schönen Tugenden der Menschheit leuchten dann in uns, wie die Sternbilder des Himmels; wie Sonne und Mond in dem stillen Gewässer; bald stralet die eine, bald die andere in beglükendem Glanze.«

Da faßte der Sohn die Hände des Vaters mit Inbrunst, und warf sich ihm glühend ans Herz, und umarmte ihn mit seligem Entzüken. Und der Vater verstand den Sinn der stummen Umarmung, und segnete das theure Kind mit seinem besten Segen. —

Hierauf verliessen sie den Ort um nach einem Dorfe in der Nähe, wo der Vater Verrichtungen hatte zu gehen. Der Weg führte abwechselnd bald über Anhöhen, bald durch Saatfelder und Gebüsche. In Kurzem war man in dem Thale, worin das Dorf lag angekommen. Die Geschäfte waren schnell und glüklich abgethan. Bei der Heimkehr fanden unsere Wanderer den Himmel, an dem man vorher kaum ein paar Wölkchen bemerkt hatte, fast über und über mit Gewölk umzogen.

„Das wird heut' ein gewaltiges Wetter geben! sagte der Vater zum Sohne; laß uns eilen, damit wir die Heimath noch erreichen, ehe es ausbricht.«

Und der Himmel wölkte sich immer schwärzer und schwärzer; die Sonne verbarg ihr Antliz; die Heerden zogen heim, die Vögel fuhren schwirrend und schreiend durch die Luft, und der Sturm erhob sich wirbelnd auf mächtigen Flügeln. Blize zukten fürchterlich durch die Wolkennacht, und der Donner brach sich schmetternd an dem nahen Gebirge. So erreichten sie den See.

Welch eine Veränderung hier! Wo vor wenigen Stunden noch die Ruhe wohnte, da war jezt Alles — Aufruhr

und Bewegung; der Schwan nicht mehr zu sehen; das klare Blau in die Farben des Todes verwandelt! Eine Welle verschlang die andre empört, und die Blize fuhren, wie feurige Schlangen durch die nächtliche Fluth.

„Laß uns, lieber Sohn! dort in die Fischerhütte treten, sagte der Vater, denn das Ungewitter wird sogleich vollends ausbrechen.“

Schon fielen einige schwere Tropfen herab, als sie daselbst ankamen, und sie freuten sich beide, Schuz gefunden zu haben vor dem schreklichen Wetter.

Jezt riß der Sturm sich mit Riesenkraft von allen Fesseln los. Die Bäume beugten sich zitternd vor seiner Wuth, die Gras und Blumen mit sich fort wirbelte. In Strömen fiel der Regen herunter; dazwischen blizte und donnerte es gewaltig. Die kleine Hütte zitterte; der See schwoll tobend über die gewohnten Ufer, als müsse er den Umarmungen der verheerenden Berggewässer, selbst verheerend entgegen treten.

„Gleicht die Seele des Menschen, wenn sich ihrer die Leidenschaft bemächtigt, nicht dem sturmbewegten See dort? fragte der Vater. Ach! da entflieht auch die alte Heiterkeit, und die schöne Ruhe — und in dem furchtbaren Gedränge ist sie sich ihrer selbst nicht mehr mächtig. Wie giftige Schlangen winden sich dann böse Gedanken in ihr empor! Unheilbringend bricht sie aus ihren Schranken, und die Stimme der Religion dringt nicht zu ihr! O mein Sohn! mein theurer Sohn! bewahre der Himmel dich vor einem solchen Ausbruche! denn oft vernichtet er die Blüthen des Lebens für immer, und wenn die Zeit der Erndte zulezt herbeikommt, ach! so weiß der Arme nichts zu sammeln, als bittere Thränen. —

Das Wetter hatte ausgetobt, die Wolken fingen an sich allmählig zu theilen; in der Ferne stand der Bogen des Friedens, als Siegeszeichen in den Tempelhallen der Natur aufgerichtet. Vater und Sohn waren auf dem Heim-

wege: Beide in sich gekehrt; Jeder in eignen Gedanken. zulezt brach der Vater das Schweigen und begann also:

„Dieser plözliche Wechsel von Ruhe und Sturm scheint dich mein Sohn! ergriffen zu haben, und das mit Recht: denn er deutet im Bilde ernstmahnend, wie alles auf Erden keinen Bestand hat. Aber der Himmel bleibt rein und klar, wie er ist. Unter ihm sammeln sich wohl die Dünste der Erde zu Wolken, treiben Sturm und Wetter ihr furchtbares Spiel; doch seine Bläue, mit leuchtenden Welten angefüllt, steht und schimmert ohne Wank und Wandel, heute, wie vor Jahrtausenden in holder Eintracht. Wenn es dann hierunten ausgestürmt und ausgewettert hat, so treten sie glänzend hervor, und der Vater des Friedens droben pflanzet den farbigen Bogen dann versöhnend zwischen Himmel und Erde auf. Wie er dort in seinen Farben so lustig flammt! Ist er nicht ein schönes Bild erbarmender Gnade? — So spannt sich wohl auch im Menschenherzen, wenn der Sturm der Leidenschaft sich gelegt hat, ein ähnliches Friedens-Zeichen auf! Aber nur Wenige gewahren es, und wenn sie es gewahren, so ist es ihnen von keiner Bedeutung. Statt, daß sie nun aufbliken sollten zu dem, der den Aufruhr bedräuete, wenden sie sich vielmehr immer weiter ab von ihm, und werden dann bald auf's neue und gefährlicher als zuvor, erfaßt von den finstern Gewalten. Darum, Sohn! wenn es um dich, wenn es in dir stürmt und wettert, Sohn! wende dein Auge dann alsbald nach Oben, und die alte Ruhe, der heitere Lebenssinn wird zurükkehren, und als Sieger wirst du den Kampf nach Kurzem beenden!«

Da kam ihnen die besorgte Hausmutter mit den übrigen Kindern entgegen. Bald waren sie Alle, froh und heiter, in dem wohlbehaltenen Hause beisammen.

Der Sohn aber behielt die Bilder des Tages in seinem Herzen; und da er oft an den See dachte: so war sein Leben bei manchem Sturm von Aussen, bei manchem innern

Kampfe, doch ein fortwährender Sieg, bis daß es zulezt zur Feier eines ewigen Triumfes ward!

Die beiden Thäler.

An einem der reizendsten Tage des frisch und duftig blühenden Frühlings, bestieg der junge Sofron einen anmuthigen Hügel, von welchem er zu seiner Rechten und zu seiner Linken in zwei schöne Thäler hinab sah.

Die Schönheit des Tages wekte die süssesten Gefühle in seiner Brust; nie empfundene Entzükungen durchströmten ihm die Seele, und in frischer Begeisterung rief er aus: „Wie süß, o wie herrlich ist das Leben! O welche Thoren sind die, die ihre Tage vertrauren! Nein! ich will mich ergeben, holde Freude! Komm, du beglükende Gefährtin der Sterblichen, und streue Blumen auf meinen Pfad. Du winkst? Ich folge dir?“

Kaum waren diese Worte von den Lippen des Jünglings verhallt, als plözlich sein Schuzgeist zu ihm auf den Hügel trat.

„Erschrik nicht, sprach der Geist zum Jünglinge. Ich bin der Führer zu Wohnungen der Freude. Nimm dieses Glas hin, und schaue in die Thäler hinab. Schaue, und lerne Weisheit.“

Sofron nahm das Glas, und schaute in die Thäler.

Das Thal zu seiner Linken war eine Ebene, nur in der Ferne von Hainen und Rebenhügeln begränzt. Reizende Blumen schmükten die Flur, Nachtigallen wirbelten süsse Töne aus Rosengebüschen, und ein spiegelheller Strom floß wie mit silberweissen Wellen an den Rebenhügeln hin.

In dieser bezaubernden Gegend erblike er Palläste, blühende Gärten, schäumende Wasserfälle, Lusthäuser und Grotten.

Ein schön geschmüktes junges Weib mit einer Maske vor ihrem Gesichte, hüpfte mit leichten Tänzerschritten durch das Thal. Es war — die Freude des Sinnes.

Tausende von Jünglingen und Mädchen, die um sie her gleich Trunkenen taumelten, sammelten die von ihr ausgestreuten Blumen auf, deren Geruch noch mehr berauschte.

Nun schwärmte die Schaar im Thale umher, zu den Hainen und Rebenhügeln, in die Gärten und Palläste.

Andere wirbelten nach den Tönen einer bezaubernden Musik in flatterndem Tanze umher, oder ergözten sich bei Spielen an vollgesezten Tafeln und bei schäumenden Pokalen und wanden Kränze um dieselben, lagerten sich in das schwellende Grün, und sangen Lieder des Weines und der Freude.

„Blike von diesen Thoren hinweg, sprach der Geist zu Sofron. Diesen ist die Freude nicht Würze des Lebens. In Unersättlichkeit schwelgen sie und tödten selbst den Genuß. Blike in das Thal zu deiner Rechten.

Sofron blikte in das zweite Thal. Da waren noch mehrere Bezirke öde; doch der größere Theil des Gefildes war durch angebaute Fluren, Fruchtgärten und Haine, sparsamer, jedoch mit Blumen geschmükt.

Hier wandelten Hand in Hand drei hohe weibliche Gestalten.

„Blike sie an, sprach der Geist, es sind meine Schwestern; sie heissen Weisheit, Frömmigkeit und wahre Freude.“

Der Jüngling sah sie an. Ernst wechselte mit sanftem, holdseligem Lächeln in den ruhigen Zügen ihres heitern Angesichtes.

Strenger war ihr Blik gegen die Jugend, als gegen die ältern Glieder ihres nicht zahlreichen Gefolges, von welchem viele in das erste Thal hinüber sich verloren.

Die Freunde dieser stillen, leis' dahinschwebenden Gestalten, weilten nur selten an Blumenbeeten im grünen

Walde, oder bei den ergözenden Tönen der Musik. Ihre Gesänge waren Lieder zum Preise der Gottheit. Thätig wirkten sie, die noch öden Gegenstände mit ämsigem Fleisse zu verschönern; sie pflanzten Blumen und fruchtbare Bäume. Sie wandelten sandige Oerter in saatenreiche Fluren um, oder sammelten Kinder um sich und lehrten sie graben und pflanzen.

Plözlich verwüstete ein Sturm einen grossen Theil der angebauten Flur.

Da theilten Alle vom Ueberflusse der Garben den Weinenden mit. Sie furchten die Aeker und säeten Saamen aus; alsbald grünten die Fluren wieder, und die Thränen der Brüder waren getroknet.

Dieses sahe der Jüngling Sofron, als ein Greis mit kahlem Haupte und weissem Barte auf die Spize des Hügels trat,

In seiner Hand hielt er die furchtbare Sense, und eine fast ausgelaufene Sanduhr. Der Greis war die Zeit.

Mit ernster Stimme rief er vom Hügel herab, daß es durch beide Thäler tönte: „Sterbliche! das Stundenglas ist ausgelaufen. Eure Zeit ist verflossen. Aerntet die Früchte eurer Saat. Bindet die Garben!“

Sofron zitterte bei dieser Szene.

Er blikte in das Thal zu seiner Linken. Da fiel die Maske vom Gesichte des jugendlichen Weibes und eine häßliche Mißgestalt stand da. Mit boshaftem Lächeln zerstörte das Weib die Schaupläze des unmässigen Sinnengenusses, und stieß ihre eifrigsten Verehrer in Sümpfe, die man im Blumenthale nicht bemerkt hatte.

„Hier sind eure Garben, ihr Thoren!“ so rief sie — und verschwand aus den Augen ihres betrübten Gefolges. Die Zeit schüttelte ihr Stundenglas, das Gefolge sank in den Abgrund, die Gegend ward öde und jagte ein furchtbares Grauen ein.

Sofron blikte, noch zitternd, in das andre Thal zu seiner Rechten.

Hier sammelten die drei verbundenen Schwestern ihr bei dem Rufe des Greises unerschrokenes Gefolge, und wiederholten die Worte: „Bindet eure Garben!“

Und die Greise und die Jünglinge und die Mädchen banden ihre Garben. Und die Greise wurden wieder jung, und um die Mädchen floß ein Lichtstrom, stralender wie die Morgenröthe am leuchtenden Himmel.

Die Kinder jauchzten und auf einmal schwebten glänzende Gestalten mit silberweissen Flügeln vom Himmel herab, hellblühende Kränze in der Hand.

Da schüttelte der Greis auch für die Wanderer in diesem Thale sein Stundenglas.

Eine Blumenaue führte sie auf glänzendem Lichtpfade zu einem hell erleuchteten Tempel, und mit den drei Schwestern zog das Gefolge unter himmlischem Harfengetöne in die erhabenen Pforten ein.

Das Schäfchen.

Es war ein stiller heiterer Sommerabend. Die Mutter saß im Schlafkämmerlein neben der Wiege des holden Säuglings und sang ihn in den Schlummer. Da kam die kleine Adelheide mit stralenden Augen aus dem Garten in die Kammer. O liebe Mutter, rief sie, komm, draussen ist viel Schönes zu sehen! — Nun, was ist es denn? fragte die Mutter, — o etwas sehr Schönes! erwiederte die Kleine, aber du mußt kommen und sehen! — Das möchte ich wohl gerne, antwortete freundlich die Mutter, aber siehe! das Brüderchen muß schlafen. — Da versezte das Mägdlein bittend: Liebe Mutter, nimm du das Brüderchen mit hinaus. Dann sieht er es auch, und freuet sich mit uns. Da dachte die Mutter in ihrem Herzen: wie ist es dem kindlichen

Sinne so eigen: jede Freude zu theilen, und sie dadurch verdoppeln und zu erhöhen! Fürwahr, die Einfalt versteht die Kunst sich zu freuen besser, als die selbstsüchtige grübelnde Klugheit: — wie könnt' ich mich länger weigern? — Die Mutter stand auf und blikte in die Wiege. Das Knäblein schlummerte ruhig und fest. Da ging sie an der Hand des hüpfenden Mädchens und sprach: nun soll es mich wundern, was du denn Schönes hast! Als sie nun hinaus in den Garten kamen, da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: Nun sieh einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Heerde! wie schön und wie lieblich!

Es waren aber zarte Wolkenflökchen, gestaltet wie Lämmer, die auf der Weide gehen, weiß und kräuslich gebildet, und sie glänzten im Stral des schönen vollen Mondes.

Und die Mutter des Kindes erhob ihr Antliz und betrachtete die Wölkchen mit wehmüthiger Freude. Denn sie gedachte eines zweiten Zuges der kindlichen Einfalt, die den hohen Glanz himmlischer Wesen in ihren kleinen Kreis hernieder ziehet, und sie mit irdischer Schönheit und Wohlgestalt bekleidet. So sah die kleine Adelheide in den Wölkchen des Himmels die Schäfchen der Erde.

O, wohl dir, du zarte kindliche Unschuld! sagte die Mutter, und drükte das Mägdlein an ihren Busen.

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antliz: Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquikenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten.

könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würde ich es dir gewähren!

So schmüke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmükte die schönste der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmuk, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts. —

Mädchen! laß den Flitterpuz und das flimmernde Gestein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

Salome.

Salome die Mutter des zärtlichen Johannes, stand eines Abends am See Genesareth in stiller Betrachtung. Die Sonne war untergegangen, und der Purpur der Abendröthe stralte an der Veste des Himmels, und ein bläulicher Duft ruhete auf den Gebirgen. Salome aber blikte vor sich nieder auf die Fläche des Meeres.

Da trat Zibdai, der Vater, hinaus und sah Salome, sein Weib, und sprach: Warum stehest du so einsam und sinnend, Salome, und Thränen erfüllen deine Augen? —

Da antwortete Salome: Ich beschaue den Glanz des Abendroths in dem stillen Gewässer!

Warum blikest du denn nicht lieber zum Himmel empor? fragte Zibdai.

Darauf antwortete Salome und sprach: Ich habe vorher das herrliche Licht des Himmels betrachtet. Izt aber erscheint es mir schöner in der stillen Fluth des hellen Sees. Siehe, wie fleußt er so ruhig dahin, und weißt nicht, daß des Himmels Glanz und Herrlichkeit in ihm sich spiegelt. Dabei gedachte ich unsers geliebten Sohnes mit mütterlichem Herzen.

O es ist doch nichts schöner, als wenn des Himmels Glanz die reine Einfalt und Unschuld umleuchtet, während sie ihres Weges wandelt still in Demuth. Ist nicht Johannes unser zärtliches Kind, wie zuvor, und zugleich der Vertraute des göttlichen Mannes von Nazareth? —

Die Schuzwehr.

Als die Natur die lieblichste der Blumen, die Rose, durch ihren allmächtigen Schöpfungshauch gebildet hatte, da sprach der Geist des Rosenstrauches zu dem Engel der Blumen: Wirst du nicht auch dem edeln Gewächs eine Schuzwehr verleihen, die gegen Verlezung und Frevel es sichere? Gab doch die Natur dem Dornbusch die grossen und spizigen Stacheln! —

Der Dornbusch, antwortete der Engel der Blumen, gehört nicht zu den Edeln, sondern zu den Dienern im Reiche der Schöpfung. Seine Bestimmung ist, die zarten Gewächse gegen das vernunftlose Thier zu beschüzen, und dazu verlieh die Natur ihm die spizigen Stacheln. Doch soll dein Wunsch erfüllt werden!

So sprach er und umgab die Rosenstaude mit zarten Stacheln. — Da sagte der Geist der Rose: Wozu diese schwachen Spizen? sie werden die herrliche Blume nicht schirmen.

Ihm antwortete der Engel der Blumen: Sie sollen auch nur der unbesonnenen Hand des Kindes wehren! Den Frevel würde der Widerstand nur noch stärker anloken. Das Heilige und Schöne hat seinen Schuz in sich selber, darum verlieh die Natur ihm die zarteste Schuzwehr, die nur warnt, nicht aber verwundet. Denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen.

So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Erröthen.

Die Rosenknospe.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauche voll Knospen und blühenden Rosen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese, bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauschte ihn von Ferne. Er stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigner Empfindung hing sein Auge an dem Liebling seines Herzens. Ist es mir nicht, sagte er zu sich selbst, als ob aus dem Rosenbusche eine göttliche Profetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeigt? — Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauche? —

Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde, zu schauen und sich zu wundern. Die Bewunderung des Schönen weket den Sinn für das Wahre. — Er wollte erforschen, auf welche Weise sich die Knospe zur Reife entwikelte. Er schlug die Aermchen über einander, und sah mit unverwandtem Blik auf die Knospe hin: Der Vater lächelte. — So mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten sehen.

Der Knabe fand bald, daß all' sein Streben vergeblich sei. Er pflükte nun eine Knospe, brach sie auf und betrachtete das Innere mit grosser Aufmerksamkeit. Da trat der Vater hinzu. —

Wem sinnest du denn so ernsthaft nach, mein Kind? fragte er. O mein Vater, sagte der Kleine, ich möchte so gerne wissen, wie die Knospe es macht, daß sie eine Rose wird, und deßhalb hab' ich sie gepflükt und auseinander gefaltet. Aber ich sehe nur kleine, unansehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möcht' ich sie nur nicht verlezt haben. —

Das schadet nichts, mein Kind, erwiederte der Vater, die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsre Bedürfnisse, sondern auch unsre Freude und Wißbegierde. Du hast doch wenigstens gelernt, daß es nicht so leicht sei, in ihre Geheimnisse zu dringen. —

Aber ich bin um nichts verständiger dadurch geworden, sagte der Knabe.

Wenn auch nicht, antwortete der Vater. Du hattest doch den aufrichtigen Vorsaz, dich zu belehren. Ein guter Vorsaz ist ja schon an sich etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab. Und gelingt auch dieser, so bleibt der gute Wille doch immer das Beste. —

Nach einer Pause sagte der Knabe mit bescheidener Wißbegierde: So sage du mir es denn, lieber Vater, wie die Knospe zur Blume sich bildet? —

Da antwortete der Vater: mein Kind, ich kann dir nur in drei Worten sagen, was geschieht: die Knospe nimmt zu an Grösse, Schönheit und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. — Alles Andre weiß ich so wenig wie du. —

Die Natur giebt uns das vollendete Schöne: — aber sie verbirgt die Hand, mit welcher sie es hervorbringt und darreicht. —

Da nahm der Knabe von Neuem das abgebrochene Knöspchen und sagte zum Vater: Wenn die Knospe sich selbst so schön zu bilden vermag, schöner als Alles, was die Menschen machen, warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Kindes schüzen? Warum vermag sie zugleich so viel und doch auch so wenig? —

Sollte sie denn wohl sich selber gebildet haben, Wilhelm? fragte der Vater und sah den Knaben mit freundlichem Ernst an.

O gewiß, antwortete der Knabe — die Blumen haben wohl auch, wie ich, eine Mutter und einen Vater, der sie nähret, verpflegt und auferzieht!

Einen Vater mit uns! erwiederte gerührt der Vater, aber wir sehen ihn nicht, wir empfinden nur seine Macht und seine Liebe in uns und um uns her!

So sprach er. Da ward es dem Knaben eigen im Gemüthe. Denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt.

Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blumen des Feldes als stille brüderliche Wesen, und nahm zu an Alter, Weisheit und Anmuth. — Aber der Vater behielt die Worte des Kindes in seinem Herzen, und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben. — Wie liegt doch, sagte die Mutter, der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nahe! —

Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter, strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Aeltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie hinaus zweimal am Tage auf den Hof, und streute die Krümchen hin. Und die Vögelein flogen herbei und pikten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte.

Da belauschten sie die Aeltern und freuten sich des lieblichen Anbliks, und sprachen: Warum thust du das Minna?

Es ist ja Alles mit Schnee und Eis bedekt; antwortete Minna, daß die Thierchen Nichts finden können; nun sind sie arm, darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstüzen und ernähren.

Da sagte der Vater. Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen!

Die kleine Minna antwortete: Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt, wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen? —

Der Vater blikte die Mutter des Mägdleins an und sagte: o du heilige Einfalt.

Das Farbenspiel.

Ein gottesfürchtiger Vater hatte vier gute liebenswürdige Kinder, die da waren der Trost und die Freude seines Alters.

Wenn er des Abends, von der Last und Hitze des Tages ermüdet, nach Hause kam, sprangen sie ihm freudig entgegen, wischten ihm den Schweiß von der Stirne, und erzählten ihm dann mit wetteifernder Liebe, was sie den Tag hindurch Nützliches gelernt, oder Unterhaltendes getrieben hatten; und der zärtliche Vater ergötzte sich herzlich an den Erzählungen von ihren unschuldigen Spielen und sinnreichen Einfällen.

Vater! wir haben heute das Farbenspiel gemacht, sprachen sie, als sie ihn eines Tages so bewillkommet, und dann zur Gartenlaube begleitet hatten.

Nun — und was habt ihr euch denn für Farben gewählt? fragte der Vater, nachdem er sich mit ihnen niedergesetzt hatte.

Ich habe mir, sprach Albert der ältere Bruder, die rothe gewählt: denn roth ist die Farbe der Liebe.

Wohl, mein Sohn, sagte darauf der Vater, und hätten die Menschen überall Liebe genug, es würde die Welt zum Paradiese werden; denn es gebricht dieser Erde nicht an Schönheit und Pracht, sondern nur an Einfalt und Liebe ihrer Bewohner, um ein Paradies zu sein.

Und ich, sagte Wilhelm, ich habe mir die blaue gewählt: denn blau, wie der helle wolkenlose Himmel, ist die Farbe der Heiterkeit.

Schön, lieber Wilhelm, erwiderte der Vater: denn es

ist uns doch Niemand angenehmer, als ein Mensch mit heiterer Seele.

Ich habe mir, sprach jetzt Hannchen, ihre Schwester, die grüne gewählt: denn grün bekleidet der Vater im Himmel die Hoffnungen des Landmanns, die heranwachsenden Früchte des Feldes.

Gut, meine Tochter, antwortete der Vater, darum ist ja auch grün die Farbe der Hoffnung, und wie unglüklich wäre der Mensch ohne Hoffnung?

Und ich, sprach endlich Frizchen, das jüngste Söhnlein, ich habe die weisse gewählt: denn weiß ist die Farbe der Unschuld: und die Zierde der Jugend — sind Unschuld und Tugend.

Ihr habt, lieben Kinder, so endete jezt der Vater, alle vortrefflich gewählt. Doch gebe ich Frizchens Wahl vor jeder andern den Vorzug; denn weiß ist der Grund und der Urbegriff aller übrigen Farben, und Unschuld ist die Quelle jeder Tugend und Freude.

Darum bewahrt ihr nur die Unschuld des Herzens, dann wird es euch an Liebe, Hoffnung und Heiterkeit niemal gebrechen. Denn immer lächelt dem schuldlosen Menschen die süsseste Hoffnung, und aus seinem Auge glänzt ihm der heitere Sinn und die göttliche Liebe!

Die Rose.

Schade, sagte ein Knabe zu seinem Vater, daß die Rose, wenn sie ausgeblühet hat, nicht auch eine schöne Frucht bringet, und so der Natur im Sommer ihren Dank abstattet für die schöne Zeit ihrer Blüthe im Frühlinge. Du nanntest sie die Blume der Unschuld und Freude — dann wäre sie auch das Bild der Dankbarkeit.

Da erwiederte der Vater: Bringet sie denn nicht zur Verschönerung des Lenzes, des Lieblingskindes der Natur,

ihre ganze Gestalt dar? Und für den Thau und Lichtstrahl, der von oben auf sie niederfällt, opfert sie der Luft ihren zarten Wohlgeruch, und für den Frühling geschaffen, stirbt sie mit ihm. — Liebes Kind, der zatte unsichtbare Dank ist der schönste, und wie vermöchte die Unschuld undankbar zu sein?

Das heilige Feuer.

Als Jeremias die Verwüstung des Tempels bedauerte, waren alle dienstbare Engel des Heiligthums um ihn, und halfen ihm trauern. Auch Davids und Salomons Seelen stärkten ihn, und gaben ihm die süssen Gesänge, mit welchen er die Verwüstung ihres Werkes und ihres Volkes beweinte. „Die Herrlichkeit Gottes," rief er, „ist von hinnen gegangen; der Herr ist hingewichen an seinen Ort."

„Willst du nicht," sprach der Engel des Feuers, die Flamme des Heiligthums bewahren; vielleicht daß sich Jehovah erbarme, und kehre wieder zurük zum Thron seines Hauses.

Und Jeremias nahm sieben Priester zu sich, und verbarg das heilige Feuer in eine tiefe Grube darin kein Wasser war.

Nach wenigen Tagen kam er hinzu, und suchte dasselbe; er fand aber kein Feuer, sondern ein dikes Wasser, und trauerte sehr. Und der Engel des himmlischen Lichtes stand vor ihm und sprach: „warum trauerst du, Mühseliger? Nie wird das Feuer des Herrn wiederkehren an diesen Ort. Aber aus dem Schlamme dieses Wassers werden lebendige Ströme entspringen, die die ganze Erde befeuchten. Es kommt die Zeit, da man nicht mehr wird zum Berge des Herrn gehen, noch zu dem Orte seiner irdischen Wohnung; denn sein ist die Welt. Alle Himmel mögen ihn nicht verbergen, und die Erde ist seines Fußtritts Schämel. Aber

ein Licht wird aufgehen vom Herrn, und alle Völker werden im Glanz desselben wandeln, daß Niemand seinen Bruder frage, wer Gott sei? sondern sie sollen ihn alle erkennen, Klein und Groß, und alle schöpfen aus dem Strome des Lebens.“

Der Engel verschwand, und Jeremias starb in der Verbannung. Als nach Jahrhunderten der zweite Tempel gebauet ward, da war kein heiliges Feuer mehr in demselben und keine Lade des Bundes, auch keine Stimme, den Herrn zu fragen. Das Allerheiligste stand leer. Aber aus der finstern Leere des Heiligthums entsprang ein Licht, und aus der trüben Quelle dieses Tempels flossen Ströme der Erquikung für alle Völker der Erde.

Die Engel am Scheidewege.

An dem Ziele, wo das Kindesalter in das Jugendalter übergeht, und das Mädchen sich in die Jungfrau verliert, theilt sich der Weg des Lebens. Zur Rechten und zur Linken. Zu beiden Seiten stehen drei Engel, welche die ahnende Jungfrau empfangen, und sie einladen mit ihnen zu gehen. Frei und lokend sind die Mienen, reizend und verführerisch die Gewänder, süß und überredend die Worte der zur Linken. Sie heissen Weltsinn, Eitelkeit und Hochmuth. Aber sanft und bescheiden bliken die zur Rechten, sittsam umschmiegt das Gewand die zarten Glieder; freundlicher Ernst schwebt um die reinen Lippen; Friede des Himmels leuchtet von den edel gewölbten Stirnen. Sie nennen sich Unschuld, Einfalt und Demuth.

Nahet sich die Jungfrau dem Scheidewege, dann eilen ihr die zur Linken entgegen. „Geh mit uns — sprachen sie — unser Weg ist der Weg der Freude. Wir lehren dich zu gefallen und zu geniessen. Wir erhöhen durch Kunst, was die Natur dir gab, und ersezen durch Kunst, was sie dir

versagte. Wir bringen dir die Erzeugnisse fremder Welttheile, deinen Gaumen zu kizeln, wir deken deinen Leib mit reichen schimmernden Gewändern, wir lassen dich die Schmeichellaute des Lobes aus dem Munde schöner und glattzüngiger Männer vernehmen, wir führen dich in die buntgemischten Reihen des Tanzsaales, wo sich die berauschenden Töne der Musik mit dem raschen Wirbel des Tanzes, der die Brust hoch aufpochen macht, die Lekereien der Tafel mit den Scherzreden deiner Freunde vereinigen, alle deine Sinne in wollüstige Betäubung zu versenken. Folg' uns und sieh stolz und triumfirend auf die Thörinnen nieder, die in öder einsamer Stille, unter klösterlicher Zucht den Frühling des Lebens vertrauern.«

Folgt die Jungfrau dieser Rede, dann weinen die Engel zur Rechten eine Thräne des Bedauerns über die verlorne Schwester. Aber wenn sie, der Lokung nicht achtend, sich zu ihnen wendet, dann empfangen sie mit freundlichem Grusse die neue Freundin, und reden also zu ihr: „Nicht die offene geräuschvolle Bühne der Welt, Tummelplaz des Lasters und der Verkehrtheit, ist das Element weiblicher Tugend und Freude; nein, der enge Bezirk des Hauses, der stille Familienkreis ist es, in dem die Geister der älterlichen, ehelichen und friedlichen Liebe wohnen. Dort führen wir dich hin, dort zeigen wir dir die Quelle deiner Freuden. Nichts von dem bieten wir dir, was jene dir geboten haben. Wir geben dir zu deinem Perfüm den Duft der Blumen, gredirte Blätter für brabantische Spizen; die Viole des Baches für den Schmuk der geruchlosen Blume von Seide; wir führen dich, statt in den prächtig erleuchteten Prunksaal, unter den gestirnten Nachthimmel, und lassen dich, statt glänzender Kronleuchter, die wetterleuchtende Wolke, statt lokenreicher Haargebäude die silbern bereifte Heke bewundern. Dein höchster Lohn, wenn du uns folgest und treu bleibst, ist das Gefühl, daß du uns gefolgt und treu geblieben bist. Aber dieses Gefühl — o! daß du es recht kennetest! — wiegt alle

Schäze der Welt auf. Es macht dich ruhig in den Stürmen des Lebens, und würzt bei der bittersten Armuth deine dürftige Mahlzeit. Es schafft deiner Seele Frieden und Heiterkeit und stille Genüge; es macht schön vor Gott und Menschen. Mag der Herbststurm die verfallenden Blätter deiner Jugend herabwehn, mögen die Rosen deiner Wangen verbleichen, und die Haare deines Hauptes ergraun, — ewig blühet des Geistes Jugend, der Zeit und dem Grabe trozet deine Schönheit. — Bleib' uns treu, und wir sind bei dir auf allen Pfaden des Lebens, im Hause deiner Aeltern, an deinem eignen Heerde, im Kreise der Deinigen. Bleib' uns treu und wir versammeln liebende Hände um dich, die dir dein Kopfkissen zurecht legen, wenn du krank bist, dir deine gebrochenen Augen schliessen und weinend dein erkaltetes Herz, in dem Unschuld, Einfalt und Demuth wohnten, in den mütterlichen Schoos der Erde legen. Bleib' uns treu, und wir erhalten dein Andenken in den Herzen derer, die du liebtest, die dich liebten; wir führen sie oft zu deinem stillen Grabe, es mit Rosen zu bestreuen, und die Blike von ihm hinauf zum Himmel zu erheben, voll sehnenden Verlangens nach deiner Umarmung in den Auen des Friedens.

Welchen Weg willst du gehen, Geliebteste? welchen Führerinnen folgen?

!Ji

Dritte Abtheilung.

Poesien über Humanität, Natur und Gott.

Die Betende.

Heilig! Heilig! wo die Tanne dunkelt,
Heilig ist der feierliche Hain,
Selbst das Licht, das durch die Zweige funkelt,
Zittert, wie die Ehrfurcht, still herein.
Nur Gedanken, die den Himmel tragen,
Dürfen dieser Heiligkeit sich nahn,
Dürfen sich in diese Schatten wagen.
Die Elisen beten sahn.

O das Schweigen dieser Tannenreiser
Wie es heilig meinem Herzen ist!
Niemals hat des Baches Welle leiser
Keuscher ein Vergißmeinnicht geküßt,
Als im Schimmer dieses Blüthenfalles,
Der sich, wie Verklärung niedergoß,
Alles still und selig, als ob alles
Sich an ihre Andacht schloß.

Eine Spur von dem Verklärungsglanze,
Der um ihren frommen Blik geschwebt,
Leuchtet noch von jedem Ulmenkranze
Der sich um den kleinen Tempel webt,

Wo sie, still umduftet von der Blume
Dieses Hains, so selig, wie ein Tag,
Der Vergeltung, in dem Heiligthume
Gottes auf den Knieen lag.

Ist es nicht, als ob die schöne Jugend
Der Unsterblichkeit die Stell' umblüht;
Wo die Freundin jeder stillen Tugend
Am Altar der Natur gekniet?
Welche Ruhe, welcher Seelenfriede
Athmet hier im frischen Blumenduft!
Wie im Hauch vom Auferstehungsliede
Regt er sich in dieser Luft.

Diese Lüfte, die den Seufzer trugen,
Der, wie die Vollendung über Staub
Und des Staubes Kummer siegte, schlugen
Ihre Flügel leiser um das Laub.
Weht mich an, ihr Lüfte dieses Laubes,
Haucht in meine Tugend ihren Muth,
Ihren Muth, auf dem die Last des Staubes
Neben sanfter Duldung ruht.

Duldung darf die keusche Rose pflüken,
Die mit Dornen ihren Thron umbaut,
Muth der Duldung führet im Entzüken!
Die Erlösung heim, wie eine Braut;
Du, ihr Engel, du sahst die Erhebung
Ihrer Seelenstille, sahst, wie voll
Diese Ruhe, diese Gottergebung
In ihr schönes Leben quoll.

Sahst die Blumen um sie hergegossen,
Ihre Unschuld sahst du rein, wie Licht,
Hell und rein, von jeder Huld umflossen
Und vermißtest deinen Himmel nicht.

Eine Zähre trat aus ihren Bliken,
Wie ein Geist der bessern Welt hervor;
Und das schöne, weinende Entzüken
Flog mit ihrer Seel empor.

Hoch empor, und fern von dem Getümmel
Das so laut um Schattenfreuden kreißt.
Und ihr Herz — sie fühlt es — war ein Himmel
Und der stille Gott darin ihr Geist;
Still und einsam, wie die Feierstätte
Dieser himmelvollen Dunkelheit;
Zum erhabnen, heiligen Gebete
Von der Unschuld eingeweiht.

Weiche nie, du feierliches Grauen,
Das zurük des Frevlers Tritte schrekt,
Hier begehrt mein Herz, sich anzubauen,
Hier am Altar, den die Ulme dekt.
O, wie fühlt sich hier die Seele grösser,
Wie berufen, Engel einst zu sein —
Zitternd kam es — aber wahrlich besser
Geht mein Herz aus diesem Hain.

Sehnsucht.

Wie heiter floh'n des Lebens Blüthentage,
Die mir der Genius aus voller Urne goß?
O sel'ger Traum! da schwieg noch jede Klage,
Als du mich wiegtest in der Karis Schoos;
Mir lachten Edens ewig junge Flügel,
Wohin des Glaubens Himmelsmacht mich trug;
Noch hielt nicht Wirklichkeit dein strenger Zügel
Den jungen Geist im kühnen Adlerflug!

Die Rosengluth der zarten ersten Liebe
Umfloß mich heiter wie ein Maientag —

Und wekt' die Zauberwelt der reinen Triebe
Die in der Kindheit Schoos noch dammernd lag.
Es schweben fernher leise Geistertöne,
Die immer grüßte der verwandte Klang, —
Das trunkne Aug hing an des All's Urschöne,
Das Ohr vernahm der Sfären Hochgesang.

Und ach! die süssen Töne sind verklungen,
Die mich im Jugendtraum umschwebt;
Das Schönste kehrt nur in Erinnerungen,
Das hinter mir im Dämmerlichte webt.
Die heitre Welt der Träume ging in Trümmer;
Nur matten Schein malt noch die Fantasie; —
Die schöne Zeit der Rosen kehret nimmer,
Nur in des Lenzes Zauber blühen sie.

Ach! warum dekt mich nicht der stille Hügel,
Mit dunkelm Moos und Efeu sanft geschmükt,
Wo in des Morgens Stral die goldnen Flügel —
Der Schmetterling auf jungen Rosen wiegt?
Was kühlt dies ewig ungestümme Sehnen?
Ach! nur der Thau, der auf mein Grab einst fließt;
Nur unterm Steine stirbt die Gluth der Thränen,
Wo mich kein Ton mehr wekt, — kein Frühroth grüßt.

Doch harre muthig! dort im lichten Raume,
Wo durch die Nacht so still die Sterne zieh'n,
Dort reift das Glük, das du geahnt im Traume,
Was hier geblüht, wird dort als Frucht dir glühn!
O wähne nicht umsonst das heisse Sehnen,
Die reine Seele ahnt die Himmelslust; —
Unsterblichkeit verbürgt die Quell der Thränen,
Das hohe Ideal in Menschenbrust.

Bald ist die Fahrt vorbei im engen Leben,
Es stößt sich Well' auf Welle fort.

Wer ahnt des dunkeln Geistes nächtlich Schweben, —
Der deinen Nachen treibt zum Friedensport?
Zum ewigfesten — wo in Todesstille
Der Anker ruht, — kein Wind die Seegel hebt,
Indeß dein Geist in ew'ger Lichtesfülle
Entbundenen Fittigs in den Urborn schwebt. —

Hoffnung.

Am öden Moosgesteine
Der eingesunknen Gruft
Steh ich und sinn und weine
In kühler Abendluft.
Hier liegen sie begraben,
Die Guten, die mir hie
So manche Freude gaben
Und wiederkehren nie.

Des Herbstwinds kalter Schauer
Streicht durch die Gräschen hin.
Sieh! an der Kirchhofsmauer
Die falben Nebel ziehn.
Sie steigen aus den Grüften,
Gleich Geistern grau hervor,
Und wallen in den Lüften,
Ein dichter Trauerflor.

Laut tönt durch stilles Dunkel
Der Abendgloke Klang;
Der Kreuze matter Funkel,
Der Grille Grabgesang,
Der Hügel dichte Reihe
Aus nah und ferner Zeit,
Verkündigt hier die Weihe
Der Allvergänglichkeit.

Hier deken Blumensträuse
Des sanften Mädchens Staub;
Und hier ein Prunkgehäuse
Der Wollust frühen Raub.
Hier künden Ehrenmäler
Was Mancher nicht gethan;
Und Erde birgt die Fehler,
Die Niemand wissen kann.

Im stummen Schmerzgefühle
Dünkt mir die Welt ein Grab;
Der Freuden sah' ich viele,
Und alle welkten ab;
Ein Duft, der mich erquikte,
Zerfloß im leeren Raum;
Ein Wunsch, der mich entzükte,
Blieb unerfüllt und Traum.

Doch sieh! aus jenen Fernen,
Dringt durch der Wolken Flor,
Umringt von blässern Sternen,
Das Mondlicht hell hervor;
Es glänzt so schön hernieder
Zum Grabgefild der Zeit,
Mein Geist erhebt sich wieder
Und hofft Unsterblichkeit!

Die Simpathie.

Was ist es, was die ganze Welt
Der Lebenden zusammenhält,
Daß nicht in öde Wüsteneien
Sie feindlich einsam sich zerstreuen?
Was knüpft auf diesem Erdenrund
Das All in einen schönen Bund?

Was ist's, daß wo die Freude lacht
In trüben Herzen Lust erwacht?
Daß bei der Wehmuth stillen Thränen
Auch fremde Busen Seufzer dehnen?
Und daß mit Angstgefühl das Herz
Durchbort des Jammers lauter Schmerz?

Was ist es, daß im Kampf der Held
So gern für freie Brüder fällt?
Daß, um die Unschuld zu beschüzen,
Der Starken Racheschwerter blizen;
Und daß um den gefallnen Feind
Des Feindes Mitleidszähre weint?

Was ist es, das, der Erdentrükt,
In ferne Welten uns entzükt?
Das in der Schöpfung weiten Räumen
Wir gern von höhern Geistern träumen,
Und daß den, der das Weltall lenkt,
Sich unser Herz als Vater denkt?

Dein Werk ist dies, o Göttin! die
Zu jener grossen Harmonie
In jeglichem den Ton gefunden,
Der mit dem andern es verbunden
Der Liebe Tochter, Simpathie,
Du schufst des Weltalls Harmonie.

Du bildest an der Mutter Brust
Des Säuglings Herz zu süsser Lust;
Durch dich wankt fröhlicher am Stabe
Der Greis die Bahn zum nahen Grabe —
Und schläft mit froher Hoffnung ein,
Auch droben werden Brüder sein.

Wer deine sanfte Stimme hört
Wird nicht von Haß und Neid empört

Ihm stralt mit himmlisch-mildem Lichte
Die Freundlichkeit vom Angesichte,
Und wo er wandelt seine Bahn
Sind ihm die Herzen zugethan.

Des schönsten Erdenglüks entbehrt,
Wer deinen süssen Trieb nicht nährt;
Tod sind für ihn des Lebens Freuden,
Allein trägt er der Erde Leiden,
Und zu des Grabes lezter Ruh
Drükt ihm kein Freund das Auge zu.

Drum hör aus deinen Stralenhöhn
O Göttin, o Göttin, deiner Kinder Flehn,
Du, die des Starken Arm bewähret,
Die Mitleid und Erbarmen lehret —
Laß uns, die deiner sich erfreun,
Und alle Völker Brüder sein!

Himmelsglaube.

Es mag der Trennung Arm, im Vollgenuß der Freuden,
Erhabner Simpathie, den Freund vom Freunde scheiden,
Der sanft und fest und treu, am Rande der Gefahr,
Wie auf der Bahn des Glüks, ihm Alles, Alles war:
Wo Himmelsglaube wohnt, Verlaßner! da erhellt
Der Zukunft Mitternacht ein Stern der höhern Welt,
Und aus der Ferne winkt voll Glanz
Die Hoffnung mit dem Siegeskranz!

Es mag, wenn rings umher die Rosen sich entfärben,
Des Jünglings Scherze flieh'n, des Mannes Freuden sterben,
Der lezte Zauberklang der Liebe selbst verwehn,
Und jedes goldne Bild der Täuschung untergehn:

Wo Himmelsglaube wohnt, beut ihren Labetrunk
Dem Allvergeßnen mild noch die Erinnerung,
Wenn ihm des Todes Odem, kalt
Und schwer, die Wange schon umwallt.

Kein Stundenschlag ertönt, kein Tropfen Zeit entfluthet,
Daß nicht ein edles Herz um edle Herzen blutet;
Kein Abendstern erscheint, kein Morgenroth erglänzt,
Daß fromme Liebe nicht ein frühes Grab umkränzt:
Wo Himmelsglaube wohnt, schwingt über Gruft und Zeit
Und Trennung, im Gefühl der Unvergänglichkeit,
Sich zu verwandter Engel Kor
Des Ueberwinders Geist empor!

Der Herbstabend.

Abendglokenhalle zittern
Dumpf durch Morgendüfte hin!
Hinter jenes Kirchhofs Gittern
Blaßt des Dämmerlichts Karmin.

Aus umstürmten Lindenzweigen
Rieselt welkes Laub herab,
Und gebleichte Gräser beugen
Sich auf ihr bestimmtes Grab.

Freundin! wankt im Abendwinde
Bald auch Gras auf meiner Gruft,
Schwärmt das Laub um ihre Linde
Ruhelos in feuchter Luft.

Wenn schon meine Rasenstelle
Nur dein welker Kranz noch ziert,
Und auf Lethes leiser Welle
Sich mein Nebelbild verliert:

Lausche dann! im Blätterschauer
Wird es dir vornehmlich wehn:
Jenseits schwindet jede Trauer;
Treue wird sich wieder sehn!

Morgenpsalm.

Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenstern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Küppeln gleich, empor die Wipfel drängt.
Sieh, naher Felsen düstre Zinn' entglüht,
Der Rose gleich, die über Trümmern blüht.

Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln dringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

Im Morgenroth, das naher Gletscher Reih'n
Und ferner Meere Glanzkreis glorreich hellt,
Verdämmert seines Thrones Wiederschein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt.
Er leuchtet Huld auf redliches Vertrau'n.
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgrau'n.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt, noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfließt,
O Allmacht, dir, die mir Erlöser heißt.

Lied.

In's stille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt sich uns der Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit sanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber
In's stille Land?

In's stille Land!
Zu euch, ihr freien Räume
Für die Veredlung! Zarte Morgenträume
Der schönen Seelen! künft'gen Daseins Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf bestand,
Trägt seiner Hoffnung Keime
In's stille Land.

Ach Land! ach Land!
Für alle Sturmbedrohten
Der mildeste von unsers Schiksals Boten
Winkt uns, die Fakel umgewandt,
Und leitet uns mit sanfter Hand
In's Land der grossen Todten,
In's stille Land.

Elegie

bei dem Grabe meines Vaters.

Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz, und riefen;
Und du gingst in Gottes Ruh;

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,

Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labirinthen tagen,
Und dein Blik wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblik auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann der Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett' herab:

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestralend und beglükt, wie du;
Und mit dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Insel Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
In's Meer, und Flut und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.

O wie schön
Ist izt die Gegend! sagt' entzükt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh', er schifft,
Zieht rothe Fürchen in die Flut,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O! was für Anmuth haucht anizt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles! und wie froh
Und glüklich macht uns die Natur!

Ja, sagt' Irin, sie macht uns froh
Und glüklich, und du wirst durch sie
Glükselig sein, dein Lebenlang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht

Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O! bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen! Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt! Sei arbeitsam!
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag'
Vergangen, unter Freud' und Lust. —
Zwar hab ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,

Und donnernd fiel die Flut herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund; und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind tauchte dann ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblikt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach,
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Flut im Sonnenschein;
Und Ruh' und Freude kam zurük
In meine Brust. — Izt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein. —
O Sohn! sei fromm und tugendhaft;
So wirst du glüklich sein, wie ich;
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins, und sprach: Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht

Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. — —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang' und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wann ihm seines Vaters Bild
Vor's Antliz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm Ein Frühlingstag zu sein.

H i m n e.

Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind Säle seiner Burg;
Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölk',
Und Blize sein Gespann.
Die Morgenröth' ist nur ein Wiederschein
Von seines Kleides Saum;
Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

Er sieht mit gnäd'gem Blik zur Erd' herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er schilt: es fähret Feu'r von Felsen auf,
Und Meer und Himmel bebt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg!
Ihr Sonnenheere! flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, singt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere! brauft sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!

Es neige sich der Zedern hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Seid sein Altar, ihr Felsen die er traf,
Eu'r Dampf sei Weihrauch ihm!

Der Wiederhall lob' ihn! und die Natur
Sing' ihm ein froh Konzert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch zerfleuß
In Harmonien ganz!

Dich hat er, mehr als alles sonst, beglükt:
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt, und kennt
Die Räder der Natur.

Erheb' ihn hoch, zu deiner Seligkeit;
Er braucht kein Lob zum Glük.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn du zu ihm dich schwingst.

Die Sonne steige nie aus rother Flut,
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur.

Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wanns schneit, wann Frost aus Wasser Brüken baut,
Und wann die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau ihm, und sing' ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glük
Das menschliche Geschlecht.

Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich
Statt Gold und Ruhm giebt er
Vermögen mir, die Wahrheit einzuseh'n,
Und Freund und Saitenspiel.

Erhalte mir, o Herr! was du verliehst,
Mehr brauch' ich nicht zum Glük.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Und seufzen laut, und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blikt;

Und irren an des Meer's Gestad', und dich
In jeder Woge sehn;
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich!

Auf Felsen soll mein taumelnd Auge durch
Zerrißne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

Das Begräbniß.

O Mitternacht im Sternenschleier,
Stillschweigend, schauervoll und graus!
Dem Todten, welcher naht, zur Feier,
Geuß deines dunkels Schrekens aus!
Ach, unser Herz
Beugt tief der Schmerz,
Beugt tief der Andacht Ernst herab!

Daß heiß und mild
Die Zähre quillt,
Und starr die Seele staunt ins Grab!

Der Zug in Flor und Mantel wallet
Zur lezten Menschenwohnung her;
Die Bahre schwebt; vom Thurme hallet
Die dumpfe Todtengloke schwer.
Mattdämmernd Licht
Der Fakeln bricht
Das Graun im düstern Lindenkranz;
Nur Leichenstein
Und morsch Gebein
Erblikt das Aug' im bleichen Glanz.

Wie Winde Gottes weh'n und brausen,
Tönt leis' und stark der Orgel Mund,
Und füllt, in feierlichen Pausen,
Der gothischen Gewölbe Rund.
Sanftklagend schwebt
Die Stimm' und bebt,
Bald einzeln, bald in vollem Kor.
Entzükt nun reißt
Den trunknen Geist
Die Jubelharmonie empor.

Empor zu Gott, der nicht für Kummer
Des Menschen Wunderbau beseelt,
Der uns, nach kurzen Müh'n, zum Schlummer
Den kühlen Schoos der Erde höhlt!
Was weinen wir
Am Grabe hier?
Voran nur ging der traute Freund!
Bald flieht, wie Schaum,
Des Lebens Traum;
Und ewig sind wir dort vereint!

Wohlan denn! Miſche Staub zu Staube
Der Schaufeln dumpfer Wechſelklang!
Allweiſer! Vater! ruft der Glaube:
Dir, Herr des Todes, Preis und Dank!
Wer ſtarb, entkam
Aus Sünd' und Gram,
Aus Thorheit, Trug und eitlem Schein;
Er ſteht verklärt
Vor Gott, und hört,
Und ſtimmt ins Hallelujah ein!

An die Natur.

Selig, wer in deinem Arm,
Gute Mutter, ruht!
O, ſein Herz ſchlägt voll und warm,
Er iſt fromm und gut.

Ja du biſt ihm, o Natur,
Hohes Ideal.
Deiner ſanften Roſenſpur
Folgt er überall.

Um ihn tanzt im Schäferkleid
Auf der Blumenbahn
Unſchuld und Zufriedenheit
Kettet ſich mit an;

Lindern ſeinen Gram und Schmerz,
Schenken Troſt ihm ein,
Heiſen das beſchwerte Herz
Frohen Muthes ſein.

Freudig ſchleichet er am Quell,
An dem Erlenbach;

Dieser jagt ihm silberhell
Ueber Kiesel nach;

Freut sich, wenn Auroras Glanz
Röthet Berg und Thal,
Wenn die Sonn beim Mükentanz
Glänzt im lezten Stral;

Freuet sich um Mitternacht,
Winkt der helle Mond,
Glänzt der goldnen Sterne Pracht,
Droben, wo Gott thront,

Der mit eines Vaters Blik
Alles schüzt, erhält,
Will nur unser Wohl und Glük,
Schmükte seine Welt.

Drum in seinem Heiligthum
Will ich mich erfreun;
Ja du sollst Elisium,
O Natur mir sein.

End' ich meines Lebens Lauf,
Sei mein Grab im Hain;
Freunde, pflanzet Blumen drauf,
Und gedenket mein.

Und die liebe Nachtigall
Klag' zur Grabesruh,
Und der Bach bei ihrem Schall
Rausche sanft dazu!

An mein Dorfglökchen.

Dich sing ich, Glökchen, fein und zart,
Gehängt auf unserm Thurme,
Du lachst, in Sicherheit verwahrt,
Des Herbstes wildem Sturme;
Bist nah dem hohen Himmelszelt,
Und preisest laut den Herrn der Welt.

Wer kann dein Stimmchen silberrein,
Wer kann es würdig preisen?
Du ladest laut uns Pilger ein,
Des Himmels Weg zu reisen;
Da wallt ein Häuflein schwarz und bunt,
Und lobet Gott mit frohem Mund.

Wenn alles still und dunkel wird
Und sinkt die Abendröthe,
Und heim von Fluren zieht der Hirt,
Ertönst du beim Gebete;
Da sing' ich oft in Ruh' und Fried
Auf stiller Flur ein Abendlied.

Wird festlich oft ein junges Paar,
Mit Kränzen auf dem Haare,
Vor der gesammten Kristenschaar
Verbunden am Altare;
Da tönst du, Glökchen, tönst du laut,
Und grüssest Bräutigam und Braut.

Und wenn das Kind die Welt betritt,
Und alle sich erfreuen;
So tönest du, mein Glökchen, mit
Das Kindlein einzuweihen.
Dann eilt man fröhlich und nach Haus
Zum festlich frohen Kindtaufschmaus.

Wenn einst auch mich, in Sarg gelegt,
Die schwarzen Männer tragen,
Und wenn mich alle tief bewegt
Beseufzen und beklagen;
Dann töne, Glökchen, töne du,
Begleite mich zur Grabesruh!

Das Morgenopfer.

O wie schön ist der Morgen, wie schön der liebliche Maimond:
Wie erfreut mich der lächelnde Stral der jüngeren Sonne,
Der die Wolken zertheilt, die purpurnen Wolken am Himmel!
Wie das Jubelgetön der Lerchen im heiteren Aether!
Und wie schmettern darein die einzelnen Töne des Finken,
Sammt der Schwalbe Gezwitscher, die schweifend die Häuser umfliegt!
Also sprach mit freudigem Herzen der lächelnde Edwin.
Blühend war er und jung, wie der wonnebringende Maimond,
Frisch, wie der heitre Morgen, und schlank, wie weißliche Buchen.
Aber ein edleres Herz erhöhte die blühende Schönheit.
Fröhlich eilt er zum blumigen Garten, der nahe dem Haus war;
Fröhlich erreicht' er die Pfort', umwehet vom Winde des Morgens,
Der ihm das goldene Haar zerstreut' am gebogenen Naken;
Und er wandelte sittig einher im Reiche der Flora,
Still, einathmend den Duft der farbigen Blüthen und Blumen,
Die er selber gepflanzt und gepflegt mit fleissigen Händen.

Als er die Pfleglinge nun, die zarten, gesehen, entlief er
Eilig zum Garten hinaus und holte den blechernen Sprenger,
Daß er befeuchte mit kühlendem Thau die Kinder des Frühlings,
Wie er immer am Morgen und schweigenden Abend gewohnt war.
Und er füllte den Sprenger darauf vom quellenden Brunnen,
Welcher neben dem Garten in hohlem Gemurmel dahin floß.
Doch izt eilt' er zuerst zum Beete der farbigen Tulpen,
Und den Löchern entsprang in weißlichen Stralen die Kühlung.
Dann befeuchtet er auch die buntgestäubten Aurikel,
Die er am meisten geliebt vor allen den Blumen im Garten,
Dann die blühende Schaar der vollen und weissen Narzissen,
Und Hiazinthen darauf und gelbe Tazetten besprengt er
Auch der Violen vergaß er nicht, der gelben und blauen,
Noch der gelblichen Primel, umfaßt mit grünenden Blättern.
Also war er geschäftig, umwandelnd den blumigen Garten,
Und von röthlichen Floken beweht der würzigen Blüthen,
So die Winde geraubt dem nahe blühenden Kirschbaum.
Aber stehend am Fenster, dem leis' geöffneten, sah ihn,
Ferne, mit zärtlichem Blik, die junge liebliche Rosa,
So ihn gerne gesehn, den Unschuld lächelnden Edwin,
Und sie dachte bei sich, das Aug hinwendend zum Garten:
Blühend ist er fürwahr und schön! wie wandelt er dort nicht
Zwischen den Blumen einher mit edlem, gefälligem Anstand!
Seine Augen wie blau, wie blond das lokige Haupthaar!

Und sein edel Gemüth, sein Herz voll Tugend und Sanftmuth!
Aber nun eilt er hinweg! Wie wird er freudig erstaunen,
Wenn er den ländlichen Rosenaltar am Haine bekränzt sieht!
Also dachte sie still und Seufzer entschlichen den Busen
Heimlich. Aber der Jüngling verließ den blühenden Garten,
Eilte mit fröhlichem Sinn dem nahen Wiesengefild zu.
Und er wandelte fort, umgossen vom lauteren Luftraum,
Horchend dem Schmettergesang der Lerchen und grünlichen Ammer;
Neben ihm summten die Bienchen um duftende Stauden und Blümchen,
Und entschlüpften den Kelchen, beladen mit reichlicher Beute.
Perlend glänzte der zitternde Thau im Kelche der Blumen,
Und am lachenden Grün, womit die Wiese geschmükt war.
Da nun rief er, von Wonne beseelt, der edle Jüngling:
O wie schön ist Natur, und welche Freuden gewährt sie!
Dem ist krorrige Eiche die Brust, und kälter denn Marmor,
Der nicht Wonne genießt in ihrem so herrlichen Anschau'n;
O wie groß ist der Schöpfer, der Vater unzähliger Wesen,
Der den Frühling erschafft, und uns im liebenden Arm hält!
Freude soll alles empfinden, was lebt und webet hienieden,
Ist sein Heiliger Wille, das spricht so laut die Natur aus.
Und wir sollten nicht hören die Stimme des liebenden Vaters?
Also sprach er, und wandelte hin zur blumigen Anhöh',
Die mit blökenden Schafen und hüpfenden Lämmern bedekt war,
Darauf zum Saatengefild, dem grün aufsprossenden, eilt' er,
Das, vom kühlenden Winde bewegt, in säuselnder Wallung
Reichlichen Segen versprach und Hoffnung der kommenden Ernte.
Als er die Furchen durchging, die engen, siehe da stuzt' er.

Eine Lerche mit lautem Geschwirr' entstürzte der Saat sich
Plözlich, und schwebte hinauf, sich bergend im Aether.
Ach, sie hatt' ein niedliches Nest im niederen Kornfeld,
Das sie aus Moos und Sträuchern gewölbet, und brütete
sorgsam.
Durch die Tritte des Jünglings erschrekt, des kommenden
flog sie
Aengstlich davon, besorgt um die niedlichen Eier im Neste.
Aber nichts Böses gedachte dem zärtlichen Vogel der Jüng-
ling,
Ruhig eilt' er vorüber und kam zur duftenden Birke,
Welche den Aker bekränzt, ambrosische Düfte verbreitend;
Ringsum jubelten Knaben und lokten ihr süßlichen Saft
ab.
Jezo war er dem Haine genaht von grünenden Buchen,
Wo ein ländlicher Rasenaltar am schattigen Eingang
Prangete, den er selber gebaut mit seinen Gespielen.
Oft am grauenden Morgen enteilt' er fröhlich zum Buch-
hain,
Oft am schweigenden Abend, wenn still die Sonne da-
hin sank,
Um zu beten am Rasenaltar, und Blumen zu opfern.
Und er eilte hinzu, und freudiges Staunen ergriff ihn,
Als er prangen ihn sah, und geschmükt mit farbigen
Kränzen.
Wer wohl hat ihn mit Blumen geschmükt am frühesten
Morgen?
Meine Schwester gewiß, mir plözliche Freude zu machen,
Ja sie hat es gethan, sie sagt' es neulich mir selber:
Bruder, du wirst ihn einmal gewiß mit Blumen bekränzt
seh'n.
Also dacht' er, ihn trügte der Sinn nicht.
Edwin erfreute sich sehr der herrlichen Aussicht
In das gewundene Thal, umflossen von rieselnden Bächlein,
Welches Erlen bekränzten und Balsam schwizende Pappeln.

Weithin konnt' er sehen die grünenden Saatengefilde,
Dann die blumigen Wiesen, bewohnt von spielenden Kindern,
Glänzende Weiher auch, umschifft von schneeigen Schwänen.
Jezo brach er sich Blumen am schattigen Haine der Buchen,
Legt' am Rasenaltar, ein ländliches Opfer sie nieder,
Heiliges Wonnegefühl durchdrang das edle Herz ihm,
Und er sang ein heiliges Lied in hoher Begeist'rung:

Vater, sieh von deinen Höhen,
Auf mich Jüngling sich hernieder,
Nimm mein kleines Opfer an!
Deiner Gottheit heilig Wehen,
Rausch' in säuselndem Gefieder
Hebe selig mich hinan!

Um mich her ist alles Wonne,
Alles Wonne auf der Freie,
In dem Tempel der Natur;
Festlich stralet uns die Sonne,
Aus des Aethers heitre Bläue,
Festlich prangt die Blumenflur.

Eingewiegt in goldne Träume,
Was nur lebt und webt hienieden,
Es empfindet frohen Muth.
Vögel in den blauen Räumen,
Und der Käfer in den Blüthen,
Und der Fisch in seiner Fluth.

Welche Freude, welch Entzüken,
Strömt und strömt durch meine Seele,
Hebt zum Himmel mich empor!
Ja der Freude Blume pflüken,
Kann nur der, der ohne Fehle,
Der die Unschuld sich erkohr.

Heil dem Jüngling, der die Jugend
Seines Lebens Frühlingsmorgen,
Vater, dir zum Opfer weiht!
Wandelnd auf dem Pfad der Tugend,
Lebt er frei von innern Sorgen,
Lebt er für die Ewigkeit.

Laß' mich zu den heil'gen Palmen,
Zu dem Heiligthume schweben
Wo der Sieger Kronen wehn,
Wo die Serafim mit Psalmen,
Auf den Harfen dich erheben.
Lächelnd auf uns niedersehn.

Vater, sieh von deinen Höhen,
Auf mich Jüngling sich hernieder
Nimm mein kleines Opfer an!
Deiner Gottheit heilig Wehen,
Rausch' in säuselndem Gefieder,
Hebe selig mich hinan!

Also sang er. Ihn hörte vom Himmel der ewige Vater,
Segnend nahm er es an, mit Wohlgefallen das Opfer.
Aber die seligen Engel, bewohnend die himmlischen Auen,
Prangend im Lilienkranz, sie sahen hernieder vom Himmel,
Freuten des Opfers sich und sprachen, der eine zum andern:
Dieser Jüngling fürwahr ist fromm und edlen Herzens,
Werth, ein Engel zu sein in unsern Blumengefilden.

Die Tempel.

„Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die, seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk durchschauen,

Ihm reisset aus der Berge Schoos
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blikt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und sein wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?«

Wir bliken hin: Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmükt und Wasser giebt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
In's Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt, und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und alles ordnet, alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Isop und den Zedernwipfel;
Ein festes Band: allein zu groß
Für unsern Blik! Wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedekte Lasten wild
Aus dicht verschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braus't
Er nieder, seine Tanne saus't;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Kören Sterne drehn,
Und Sonnen auf und untergehn
Beim Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Efeu bebt, sich hier
Der Weinstok an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumichter Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da, der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Und Lobgesang ertönt von Kor
Zu Kor; die Seele steigt empor,
Und wandelt schon in lichtern Sfären;
Zur ewig grossen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

Lied einer Mutter.

Schließ die Aeuglein, holder Kleiner!
Schlafe ſicher mir im Arm!
O dein Bettlein macht dir keiner
Je ſo weich, ſo liebewarm:
Mutterliebe wiegt dich ein;
Mutterküſſe warten dein.

Unter tauſend, tauſend Küſſen
Aufgewacht, an's Herz gedrükt,
Möchteſt du nur einmal wiſſen,
Wie dein Lächeln mich entzükt!
Engelunſchuld lacht mich an:
Offen iſt der Himmel dann!

Wohl dem Herzen voller Treue,
Das ſich alles darf geſtehn!
Kleiner Engel! ohne Reue,
Kann ich dir in's Auge ſehn.
Immer, immer lächle ſo!
Nur die Unſchuld macht uns froh!

Die Betende.

Laura betet! Engelharfen hallen
Frieden Gottes in ihr krankes Herz,
Und, wie Abels Opferdüfte, wallen
Ihre Seufzer himmelwärts.

Wie ſie kniet, in Andacht hingegoſſen,
Schön, wie Rafael die Unſchuld malt!
Vom Verklärungsglanze ſchon umfloſſen.
Der um Himmelswohner ſtralt.

O sie fühlt, im leisen, linden Wehen,
Froh des Hocherhaben Gegenwart,
Sieht im Geiste schon die Palmenhöhen,
Wo der Lichtkranz ihrer harrt!

So von Andacht, so von Gottvertrauen
Ihre engelreine Brust geschwellt,
Betend diese Heilige zu schauen,
Ist ein Blik in jene Welt!

Heiliges Lied.

Dich preist, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!
Dich preist, Allgütiger, der Serafim Gesang!
Die ganze Schöpfung schwebt in ew'gen Harmonien,
So weit sich Welten dreh'n und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn, sind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vaters-Armen,
Darf dem Erwekungswort vertrau'n! Es heißt Erbarmen.

Der Frühlingsabend.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke stralt!

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit!

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemeßnen Raum
Ein Sonnenball vergeht!

Der Frühling.

Empfangt mich heilige Schatten, ihr Wohnungen süsser Entzükung,
Ihr hohen Gewölbe voll Laub und dunkler schlafender Lüfte,
Die ihr oft einsamen Dichtern der Zukunft Vorhang zerrissen,
Oft ihnen des heitern Olimps azurne Thore geöffnet,
Und Helden und Götter gezeigt! Empfangt mich, füllet die Seele
Mit holder Wehmuth und Ruh'! — O daß mein Lebensbach endlich
Von Klippen, da er entsprang, in euren Gründen verflösse! —
Führt mich durch Gänge voll Nacht zum glänzenden Throne der Tugend,

Der um sich die Schatten erhellt! Lehrt mich den Widerhall reizen
Zum Ruhm der verjüngten Natur. Und ihr, ihr lachenden Wiesen,
Ihr holden Thäler voll Rosen, ihr Labirinthe der Bäche,
Ich will die Wollust in mich mit eurem Balsamhauch ziehen,
Und wenn Aurora euch wekt, mit ihrem Purpur sie trinken! —
Gestrekt im Schatten will ich in goldne Saiten die Freude,
Die in euch wohnet, besingen! — Reizt und begeistert die Sinnen,
Daß meine Töne die Gegend wie Zefir's Lispeln erfüllen,
Der jezt durch's Veilchenthal fleucht, und wie die rieselnden Bäche!

Auf rosenfarbnem Gewölke, begränzt mit Tulpen und Lilien,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Aus seinem Busen ergoß sich
Die Milch der Erde in Strömen. Schnell glitt von murmelnden Klippen
Der Schnee in Bächen herab; des Winters Gräber, die Flüsse,
In welchen Felsen von Eis mit hohlem Getöse sich stiessen,
Empfingen ihn, blähten sich auf, voll ungeduldiger Hoffnung,
Durchrissen nagend die Dämme, verschlangen gierig das Ufer:
Wald, Feld und Wiese ward Meer! — Kaum sahn die Wipfel der Weiden
Im Thale wankend heraus. — Geflekte Täucher und Enten
Verschwanden, schossen herauf, und irrten zwischen den Zweigen,
Wo sonst vor Schmerzen der Liebe im Laub' die Nachtigall seufzte. —

Der Hirsch, von Wellen verfolgt, streift' auf unwirthbaren Felsen,
Die traurig die Fluth übersahn. Ergriffene Bären durchstürzten
Das anfangs seichte Gewässer, sie schüttelten brummend
Die um sich giessenden Zotten, bald sank der treulose Boden,
Sie schnoben, schwammen zum Wald, umschlangen Tannen und Eichen
Und huben sie träufelnd empor. Hier hingen sie ängstlich im Wipfel,
Von reissenden Winden, vom Heulen der flüssespeienden Klippen
Und schwarzen Tiefe gescheucht. — Der Büsche versammelte Sänger
Betrachteten traurig und stumm von dürren Armen der Linden,
Das vormals glükliche Thal, wo sie den flehenden Jungen
Im Dornstrauch Speise vertheilt. — Die frühe Lerche, vor Jammer
Sich aufwärts schwingend, beschaute die Wasserwüste von oben
Und suchte verlaßne Gefilde. — Es flossen Scheuren und Wände
Und Dächer und Hütten umher. — Aus Giebeln und gleitenden Kähnen
Versah der trostlose Hirt sich einer Sündfluth, die vormals
Die Welt umrollte, das Gemsen in schlagenden Wogen versanken!

Der Boden trank endlich die Fluth. Von eilenden Dünsten und Wolken
Flohn junge Schatten umher. Den blauen Umfang des Himmels
Durchbrach ein blizendes Gold! — Zwar streute der weichende Winter

Noch oft, bei nächtlicher Umkehr, von den geschüttelten
Schwingen,
Reif, Eis und Schauer von Schnee; noch liessen wüthende
Stürme
Die rauhe, dumpfige Stimm' aus Islands Gegend er-
tönen,
Durchstreiften klagende Klüfte, verheerten taumelnde Wälder,
Und bliesen Schreken umher, und Ueberschwemmung von
Kälte; —
Bald aber siegte der vor noch ungesicherte Frühling!
Die Luft ward sanfter; es dekt' ein bunter Teppich die
Felder,
Die Schatten wurden belaubt, ein sanftes Tönen erwachte
Und floh und wirbelt' umher im Hain voll grünlicher
Dämm'rung.
Die Bäche färbten sich silbern, im Luftraume flossen Gerüche,
Und Echo höret' im Grunde die frühe Flöte des Hirten. —

Ihr, deren zweifelhaft Leben, gleich trüben Tagen des
Winters,
Ohn' Licht und Freude verfließt, die ihr in Höhlen des
Elends
Die finsteren Stunden verseufzt, betrachtet die Jugend des
Jahres;
Werft jezt die Augen umher, laßt tausend farbige Szenen
Die schwarzen Bilder verfärben! Es mag die niedrige
Ruhmsucht,
Die schwache Rachgier, der Geiz und seufzender Blutdurst
sich härmen;
Ihr seid zur Freude geschaffen, der Schmerz schimpft Tugend
und Unschuld!
Saugt Lust und Anmuth in euch! Schaut her, sie gleitet
im Luftkreis'
Und grünt und rieselt im Thal! — Und ihr, ihr Bilder
des Frühlings,

Ihr blühenden Schönen, o fliehet den athemraubenden Aus-
hauch
Von goldnen Kerkern der Städte! Kommt, kommt in winkende
Felder!
O kommt, und gebt dem Zefir zum Spiele die Wellen der
Loken;
Seht euch in Seen und Bächen, und gleicht den Blumen
des Ufers;
Pflükt Morgentulpen voll Thau, und schmükt den wallenden
Busen!

Hier, wo zur Linken der Fels, bekleidet mit Sträuchen
und Tannen,
Zur Hälfte den bläulichen Strom, sich, drüber neigend,
beschattet,
Will ich in's Grüne mich sezen an seinen steinigen Höhen
Und Thal und Ebne beschauen.

O welch ein frohes Gewühle
Belebt das streifige Land! Wie lieblich lächelt die Anmuth
Aus Wald und Büschen hervor! Ein Kranz von blühenden
Dornen
Umschließt und röthet ringsum die sich verlierende Weite,
Vom niedrigen Himmel gedrükt. — Von bunten Mohnblumen
laufen
Mit grünem Weizen versezt, sich schmälernde Beet' in die
Ferne,
Durchkreuzt vom blühenden Flachs! Feldrosen, Heken und
Schleestrauch,
In Blüthen freundlich gehüllt, umkränzen die Spiegel der
Teiche
Und sehn sich drinnen. Zur Seite blizt aus dem grün-
lichen Meere
Ein Meer voll goldener Stralen, durch Föbus glänzenden
Anblik

Es schimmert sein gelbes Gestade von Muscheln und far-
bigen Steinen,
Und Lieb' und Freude durchtaumeln in kleiner Fische Ge-
schwadern
Und in den Riesen des Meers, die unabsehbare Fläche! —
Auf fernen Wiesen am See stehn majestätische Rosse,
Sie werfen den Naken empor und fliehen und wiehern aus
Freude,
Daß Hain und Felsen erschallt. Geflekte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Meierhofs buschige Sümpfe,
Der finstre Linden durchsieht; ein Gang von Espen und
Ulmen
Führt zu ihm; durch diese blinket ein Bach, in Binsen sich
windend,
Von Reihern und Schwänen bewohnt. Gebirge, die Brüste
der Reben,
Stehn fröhlich um ihn herum; sie ragen über den Buchwald,
Des Hügels Krone, davon ein Theil im Sonnenschein
lächelt
Und glänzt, der andere traurt im Flor vom Schatten der
Wolken.

Die Lerche steigt in die Luft, sieht unter sich Klippen
und Thäler,
Entzükung tönet aus ihr. — Der Klang des wirbelnden
Liedes
Ergözt den akernden Landmann. — Er horcht ein Weilchen,
dann lehnt er
Sich auf den gleitenden Pflug, zieht braune Wellen in's
Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. — Der Säemann schreitet
gemessen
Und wirft den Saamen ihm nach; die zakige Egge be-
wälzt sie
Mit einer ebenen Deke. — O daß der mühsame Landwirth

Für sich den Saamen nur streute! daß ihn die Weinstöke tränkten,
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten,
Und in den Wiesen für ihn nur bunte Wogen sich wälzten! —
Allein der fräßige Krieg, vom zähneblökenden Hunger
Und wilden Schaaren begleitet, verheert oft Arbeit und Hoffnung;
Gleich Hagelgüssen und Sturm zerbricht er die nährenden Halmen,
Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Für sich zum schreklichen Lustspiel! — Dann fliegt ein mörd'risch Getöne
Und Tod und Jammer umher. Die Thäler blizen von Waffen,
Es wälzen sich Wolken von Feu'r aus tiefen Schlünden der Stüke,
Und füllen die Gegend mit Donner, mit Glut und Saaten von Leichen! —
Das Feld voll blutiger Furchen gleicht einem wogenden Blutmeer;
Ein Heer der furchtbarsten Thiere durch laufende Flammen geängstigt,
Stürzt sich mit dumpfem Gebrüll' in uferfliehende Ströme.
Der Wiederhall selber erschrikt und klagt; es zittern vor Grauen
Die wilden Felsen und heulen. Des Himmels leuchtendes Auge
Schließt sich, die Grausamkeit scheuend, mit blauer Finsterniß füllen
Sich aufwärts drehende Dämpfe gleich dikem Nebel, den Luftkreis,
Der oft vom Wiederschein blizt! — Wie wenn der Rachen des Aetna

Mit ängstlich wildem Geschrei, daß Meer und Klippen es hören,
Umlegne Dörfer und Städte, vom untern Donner zerrüttet,
Mit Schreken und Tod überspeit, und einer flammenden Sündflut. —

Ihr, denen zwanglose Völker das Steuer der Herrschaft vertrauen,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glükseligkeit Hafen? —
Was wünscht ihr Väter der Menschen noch mehrere Kinder!
Ist's wenig,
Viel Millionen beglüken? Erfordert's wenige Sorgen? —
O mehrt derjenigen Heil, die eure Fittige suchen,
Dekt sie gleich brütenden Adlern; verwandelt die Schwerter in Sicheln;
Belohnt mit Ehren und Gunst die, deren nächtliche Lampe
Den ganzen Erdball erleuchtet; sezt Gärtner zur Baumschul' der Menschen,
Laßt goldne Wogen im Meer, für's Land, durch Schiffahrt sich thürmen,
Erhebt die Weisheit im Kittel, und troknet die Zähren der Tugend.

Wohin verführt mich der Schmerz! Weicht, all ihr traurigen Bilder! —
Komm, Muse, laß uns die Wohnung und häusliche Wirthschaft des Landmanns
Und Viehzucht und Gärten betrachten! — Hier steigt kein Marmor aus Bergen
Und zeiget Kämpfer; kein Taxus spizt sich vor Schlössern; kein Wasser
Folgt hier dem Zuruf der Kunst. Ein Baum, worunter sein Ahnherr

Drei Alter durchlebte, beschattet ein Haus, von Reben umkrochen,
Durch Dorn und Heken beschüzt. — Ein Teich glänzt mitten im Hofe,
Mit grünem Floßkraut bestreut, wodurch aus scheinbarer Tiefe
Des Himmels Ebenbild blinkt. — Er wimmelt von zahmen Bewohnern;
Die Henne jammert um's Ufer, und ruft die gleitenden Entchen,
Die sie gebrütet: sie fliehn der Stiefmutter Stimme, durchplätschern
Die Flut und nagen am Schilf. — Mit vorgebognen Hälsen
Und zischernd, treiben die Gänse fern von der Lustbahn der Jungen
Den zottigen Hofhund; dann spielen die haarigen Kinder, sie tauchen
Den Kopf in's Wasser, und hängen mit rudernden Füssen
Im Gleichgewichte. — Dort läuft ein kleines geschäftiges Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitschreitenden Hühnern.
Nun steht es, und täuscht sie leichtfertig mit eitlem Wurfe; begießt sie
Nun plözlich mit goldenem Korn, und sieht sie sich zanken und piken. —
Dort lauscht das weisse Kaninchen in dunkler Höhle und drehet
Die rothen Augen umher; springt endlich furchtsam zum Zaune
Und reißt an staudigen Pappeln. — Aus seinem Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen, und krazt mit röthlichen Füssen den Naken,
Und flieg zum Liebling auf's Dach. Er zürnt ob dessen Verweilen

Und dreht sich um sich und schilt; bald rührt ihn das Schmeicheln der Schönen,
Viel Küsse werden verschwendet, bis sie mit schnellem Gefieder
Die Luft durchlispeln, und aufwärts sich zu Gespielen gesellen,
Die blizend im Sonnenglanz schwärmen. —

Von blühenden Fruchtbäumen schimmert
Der Garten, die kreuzende Gänge mit rother Dunkelheit füllen;
Und Zefir gaukelt umher, treibt Wolken von Blüthen zur Höhe,
Die sich ergießen und regnen. — Zwar hat hier Wollust und Hochmuth
Nicht Nahrung von Mohren entlehnt und sie gepflanzet: nicht Mirten,
Nicht Aloen bliken durch Fenster. — Das nüzliche Schöne vergnüget
Den Landmann und etwa ein Kranz. — Durch lange Gewölbe von Nußstrauch
Zeigt sich voll laufender Wolken der Himmel, und ferne Gefilde
Voll Seen, und buschige Thäler, umringt mit blauen Gebirgen. —
Die Fürstin der Blumen, die Lilie, erhebt die Krone zur Seite
Hoch über streifige Tulpen. O Tulipane, wer hat dir
Mit allen Farben der Sonne den offnen Busen gefüllet?
Ich grüßte dich, Fürstin der Blumen, wenn nicht die göttliche Rose
Die tausendblättrige schöne Gestalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedorneten Thron, und den ewigen Wohlgeruch hätte! —

Die holde Maiblume drängt die Silberglökchen durch Blät=
ter;
Hier reicht mir die blaue Jazinthe den Kelch voll kühler
Gerüche:
Es steigt unsehbarer Regen von lieblichen Düften zur
Höhe,
Und füllt die Lüfte mit Balsam. Die Nachtviole läßt
immer
Die stolzeren Blumen den Duft verhauchen; sie schließet
bedächtig
Ihn ein, im Vorsaz, den Abend noch über den Tag zu
verschönen! —
Ein wahres Bildniß des Weisen, den nicht, gleich prahlen=
den Kämpfern,
Der Kreis von Zuschauern reizt, der tugendhaft wegen der
Tugend,
In der Verborgenheit Schatten Gerüche der Wohlthaten
ausstreut! —
Seht hin, wie brüstet der Pfau sich dort am farbigen
Beete,
Voll Eifersucht über die Kleidung der fröhlichen Blumen
stolziert er,
Kreist rauschend den grünlichen Schweif voll Regenbögen,
und wendet
Den farbentrügenden Hals. — Die Schmetterlinge, sich
jagend,
Umwälzen sich über den Bäumen mit bunten Flügeln; voll
Liebe
Und unentschlossen im Wählen, beschauen sie Knospen und
Blüthen. —
Indessen impfet der Herr des Gartens Zweige von Kirschen
Durchsägten Schleestämmen ein, die künftig über die Kin=
der,
Die sie gesäuget, erstaunen. — Das Bild der Anmuth,
die Hausfrau,

Sizt in der Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen
auf Leinwand;
Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind, der Grazien
Liebling,
Mit zarten Armen am Hals' ihr hangend, hindert sie schmei-
chelnd,
Ein andres tändelt im Klee, sinnt nach, und stammelt Ge-
danken. —

O dreimal seliges Volk, dem einsam in Gründen die
Tage
Wie sanfte Weste verfliegen! Laß Andre dem Pöbel, der
Dächer
Und Bäum' ersteiget, zur Schau in Siegeswagen sich
brüsten,
Von Elefanten gezogen; laß sie der Wellen Gebirge
Mit Wolken von Segeln bedeken, und Japan in Westen
versezen!
Der ist ein Liebling des Himmels, den, fern von Thorheit
und Lastern,
Die Ruh' an Quellen umschlingt! Auf ihn blikt immer die
Sonne
Von oben lieblich herab; ihm braust kein Unglük in Wogen,
Ihm folgt die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden
Saaten,
Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an sein Trauben-
geländer.
Er seufzt nicht eitele Wünsche, ihn macht die Höhe nicht
schwindelnd,
Die Arbeit würzt ihm die Kost, sein Blut ist leicht wie
der Aether,
Sein Schlaf entfliegt mit der Dämmrung, ein Morgen-
lüftchen verweht ihn. —

Laßt mich das fröhliche Landvolk in dike Haine verfolgen,
Und mit der Nachtigall singen, und mich beim seufzenden Gießbach
An Zefir's Tönen ergözen. — Ihr dichten Lauben, von Händen
Der Mutter der Dinge geflochten! ihr dunkeln einsamen Gänge,
Die ihr das Denken erhellt, Irrgärten voller Entzükung
Und Freude, seid mir gegrüßt! — O welch ein anmuthig Leiden
Und Ruh und sanftes Gefühl durchdringet in euch mir die Seele! —

Durch's hohe Laubdach der Schatten, das streichende Lüfte bewegen,
Worunter die sichtbare Kühl' in grünen Wogen sich wälzet,
Blikt hin und wieder die Sonne, und übergüldet die Blätter;
Die holde Dämm'rung durchgleiten Gerüche von blühenden Heken,
Die Flügel der Westwinde duften. — In überirdischer Höhle,
Von krausen Büschen gezeugt, sizt zwischen Blumen der Geißhirt,
Bläst auf der hellen Schalmei, hält ein und höret die Lieder
Hier laut in Buchen ertönen, dort schwach und endlich verloren,
Bläst, und hält wiederum ein. — Tief unter ihm klettern die Ziegen
Am jähen Absturz der Kluft, und reißen an bittern Gestäuden. —

Mit leichten Läuften streicht jezt ein Heer geflekter Hindinnen,

Und Hirsche mit Ästern gekrönt, durch grüne, rauschende Büsche,
Sezt über Klüfte, Gewässer und Rohr. Moräste vermissen
Die Spur der fliegenden Last. — — — —

Aus hohler Klippe gedrängt, fällt dort mit wildem Getümmel
Ein Fluß in's buschige Thal, reißt mit sich Stüke von Felsen,
Durchrauscht entblößete Wurzeln der untergrabenen Bäume,
Die über fließende Hügel von Schaum sich büken und wanken;
Die grünen Grotten des Waldes ertönen und klagen darüber,
Es stuzt ob solchem Getöse das Wild und eilet von dannen;
Sich nahende Vögel verlassen, im Singen gehindert, die Gegend
Und suchen ruhige Stellen, wo sie den Gatten Gefühle
Verliebter Schmerzen entdeken in piramidnem Gesträuche,
Und streiten gegen einander mit Liedern, von Zweigen der Buchen. —
Dort will ich lauschen, und sie sich freun und liebkosen hören! —
Fließ sanft, unruhiges Flüßchen! still, ächzende Zefir' im Laube,
Schwächt nicht ihr buhlrisches Flüstern; schlagt laut, Bewohner der Wipfel,
Schlagt, lehrt mich euren Gesang! — Sie schlagen: simfonische Töne
Durchfliehn von Eichen und Dorn des weiten Schattensaals Kammern;
Die ganze Gegend wird Schall. Der Fink, der röthliche Hänfling,
Pfeift hell aus Wipfeln der Buchen. Die bunten Stieglize hüpfen

So fröhlich auf Strauch und Gebüsch, beschauen die blühende
Distel,
Ihr Lied hüpft fröhlich wie sie. — Der Zeisig klaget der
Schönen
Sein Leiden aus Zellen von Laub. Vom Ulmbaum flötet
die Amsel
In hohlen Tönen den Baß. — Nur die geflügelte Stimme,
Die kleine Nachtigall, weicht aus Ruhmsucht in einsame
Gründe,
Durch dike Wipfel umwölbt, der Wehmuth ewige Wohnung,
Worin aus Feld und aus Luft der Nacht verbreitete Schat=
ten
Sich scheinen verdichtet zu haben, als sie Auroren entwichen,
Und macht die traurige Wüste zum Lustgefilde des Waldes.
Ein finsterer Teich tränkt dort rings um sich Weidenge=
büsche;
Auf Aesten wiegt sie sich da, lokt laut und schmettert und
wirbelt,
Daß Grund und Einöde klingt. — So rasen Köre von
Saiten! —
Jezt girrt sie sanfter und läuft durch tausend zärtliche
Töne;
Jezt schlägt sie wieder mit Macht. Oft, wenn die Gattin
durch Vorwiz
Sich im belaubten Gebauer des grausamen Voglers ge=
fangen,
Der fern im Lindenbusch lau'rt; dann ruhen die Lieder der
Freude,
Dann fliegt sie ängstlich umher, ruft ihrer Wonne des
Lebens,
Durch Klüfte, Felsen und Wald, seufzt unaufhörlich und
jammert,
Bis sie vor Wehmuth zulezt halbtodt in die Heken hinab=
fällt!
Da klaget um sie der Schatten der todten Gattin, da dünkt ihr

Sie wund und blutig zu sehn; bald tönt ihr Jammerlied wieder,
Sie sezt es Nächte lang fort, und scheint bei jeglichem Seufzer
Ihr Leben aus sich zu seufzen. — Die nahen buschigen Hügel,
Hiedurch zum Mitleid bewogen, erheben ein zärtlich Gewinsel. —

Allein was kollert und girrt mir hier zur Seiten vom Eichstamm,
Der halb vermodert und zweiglos von keinem Geflügel bewohnt wird?
Täuscht mich der Einbildung Spiel? — Sieh, plözlich flattert ein Täubchen
Aus einem Astloch' empor mit wandelbarem Gefieder;
Dies zeugte den dumpfigen Schall im Bauch der Eichen; es gleitet
Mit ausgespreiteten Flügeln in's Thal, sucht nikend im Schatten,
Und schaut sich vorsichtig um mit dürren Reisern im Munde. —

Wer lehrt die Bürger der Zweige, voll Kunst sich Nester zu wölben,
Und sie vor listigem Raub', voll süßen Kummers, zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit Liebe? —
Durch Dich ist alles, was gut ist, unendlich wunderbar Wesen,
Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel,
Der niedrig in Dornstauden hüpft, als in der Veste des Himmels,
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Kerub! —

See, sonder Ufer und Grund, aus Dir quillt Alles; du selber
Hast keinen Zufluß in dich! — Die Feuermeere der Sterne
Sind Wiederscheine von Tropfen des Lichts, in welchem Du leuchtest!
Du drohst den Stürmen, sie schweigen; berührst die Berge, sie rauchen!
Das Heulen aufrührischer Meere, die zwischen wässernen Felsen
Den Sand des Grundes entblößen, ist Deiner Herrlichkeit Loblied!
Der Donner, mit Flammen beflügelt, verkündigt mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von Dir. Vor Ehrfurcht zittern die Haine
Und wiederhallen Dein Lob! — Heerschaaren funkelnder Wächter
Der blauen Lüfte, verbreiten in tausend harmonischen Tönen
Die Größe Deiner Gewalt und Huld, von Pole zu Pole.
Doch wer berechnet die Menge von deinen Wundern! wer schwingt sich
Durch Deine Tiefe, o Schöpfer! — Vertraut euch Flügeln der Winde;
Ruht auf den Pfeilen des Blizes; durchstreicht den glänzenden Abgrund
Der Gottheit, ihr endlichen Geister, durch tausend Alter des Weltbaus:
Ihr werdet dennoch zulezt kein Pünktchen näher dem Grunde,
Als bei dem Ausfluge sein! — Verstummt denn, bebende Saiten,
So preist ihr würd'ger den Herrn!

Es ist durch tausend Bewohner
Die bunte Gegend belebt. Hochbeinig watet im Wasser

Dort zwischen Kräutern der Storch, und blikt begierig nach Nahrung.
Dort gaukelt der Kibiz, und schreit um's Haupt des müßigen Knaben,
Der seinem Neste sich naht. Jezt trabt er vor ihm zum Ufer,
Als hätt' er das Fliegen vergessen, reizt ihn durch Hinken zur Folge,
Und lokt ihn endlich in's Feld. — Unzählbare schimmernde Würmchen
Umflattern freudig den Klee, und irren im niedern Grase
Durch Labirinthe von Blumen in rothen und goldenen Schatten,
Und glauben in Hainen zu irren. Zerstreute Heere von Bienen
Durchsäuseln die Lüfte; sie fallen auf Klee und blühende Stauden,
Und hangen glänzend daran, wie Thau vom Mondschein vergoldet:
Dann eilen sie wieder zur Stadt, die ihnen im Winkel des Angers
Der Landmann aus Körben erbaut. Ein Bildniß edler Gemüther,
Die sich der Heimath entziehn, der Menschheit Gefilde durchsuchen,
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit! —

Ein See voll fliehender Wellen
Rauscht in der Mitte der Au; draus steigt ein Eiland zu Tage
Mit Bäumen und Heken gekrönt, das, wie vom Boden entrissen,
Scheint gegen die Fluten zu schwimmen. — In Einer holden Verwirrung

Drängt sich Hambuttengesträuch voll feuriger Sternchen mit Quizbaum,
Hollunder, rauchem Wachholder, und sich umarmenden Palmen.
Das Geisblatt schmiegt sich an Zweige der wilden Rosengebüsche,
Aus Wollust küssen die jungen Blüten einander, und hauchen
Mit süßem Athem sich an. Um bunte Kränze des Erdreichs
Schleicht Brombeer langsam im Klee, zieht grüne Neze dazwischen,
Mit sich durchschlingenden Ranken. Der blühende Hagdorn am Ufer
Bükt sich hinüber aus Stolz, und sieht verwundernd im Wasser
Den weißen und röthlichen Schmuk. —

Wohl dem, dem täglich der Himmel
Solch Sinnen=Labsal erlaubt, dem Lenz und Flora die Freude
In's Innerste malen! Jedoch der Landmann empfindet
Nur selten alle die Lust. — Dort irrt er am Umfang der Wiese,
Gebeugt von Sorgen=Gewühlen, im Felde mit kümmernder Seele,
Vielleicht weil wegen der Hize schon etliche Halme sich neigen. —
So trinkt fast immer der Mensch die Lust in Strömen und — dürstet!
Es stirbt der Glüklichste wünschend; ein Tropfen Kummers verbittert
Ihm] ganze Meere von Freude. Die Einbildung spornet die Triebe;
Wie Rosse reissen sie aus, die Zwang und Zügel verachten,

Und ziehn ihn mit sich zum Abgrund. Sein Stolz zielt immer gen Himmel.
Bald schilt er die Vorsicht, die ihn im Purpur und Reichthum verabsäumt;
Bald dünkt er sich selber zu schwach und tadelt die Weisheit der Schöpfung;
Das Feuer haucht Plagen für ihn; ihm blüht auf Auen das Unglük,
Und eilt mit Fluten heran; die Wind' umwehn ihn mit Schmerzen. —
Wohin, verwegnes Geschöpf? denkst du, wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen, und durch den Unsinn bewaffnet,
Den Siz der Gottheit zu stürmen? Will ein Gefäße von Leimen
Sich wider den Töpfer empören? — Durchfleuch erst die blauen Gefilde
Mit Sonnen und Erden durchsä't, den milchfarbnen Gürtel des Himmels,
Die Säre jeglichem Sterns; betrachte des Ganzen Verbindung,
Sammt allen Federn der Räder, und andrer Planeten Naturen,
Die Arten ihrer Bewohner, ihr Thun, und Stufengefolge;
Ergründe mit kühnem Gefieder des dunkeln Geisterreichs Tiefe,
Sieh Wesen ohne Gestalten, merk' ihre Abhäng' und Kräfte;
Steig' auf der Leiter der Dinge selbst bis zum Throne der Gottheit:
Dann strafe, woferne du kannst, die Vorsicht und Ordnung der Erde! —
Jezt kennst du nicht besser die Wege, worauf der Himmel dich führet,

Als ein noch stammelndes Kind zu Schiff', auf dem Schooße der Mutter,
Die Bahn des Steu'rmanns im Meer. — Willst du die Ursach erforschen,
Warum du kein Serafim wurdest? — Entdek' erst, Stolzer! weswegen
Er nicht zur Made dich schuf! — Soll deiner Thorheit zu Gunsten
Die große Weltkette brechen, und tausend Planeten und Sonnen
Aus ihren Gleisen gerükt, in einen Klumpen zerfallen?
Soll bis zum Throne des Höchsten des Himmels Vorhang zerreißen,
Und endlich die ganze Natur erschüttert im Innersten seufzen?
Dies wünschest du, wenn du verlangst, was mit der Weltordnung streitet! —
Sei deiner Neigungen Herr, so wirst du das Unglük beherrschen;
Der Schöpfer ist Huld und Liebe, nur jene sind deine Tirannen! —
Und du, o göttliche Tugend! durch dich nur können wir freudig
Das Meer des Lebens durchschiffen! Laß diesen Farus uns leuchten,
So sehn wir den Hafen des Glüks, troz Ungewittern des Zufalls,
Troz aller Leidenschaft Sturm, der nur den Einlauf befördert;
Dann wird der Himmel uns weise, der Himmel uns gnädig bedünken! —

Ja, er ist gnädig, der Himmel, auch dir, kleinmüthiges Landvolk,
Das schon den Jammer der Kinder in künftiger Theurung beseufzet!

Erheb' die träumenden Augen! Er kommt, er kommt schon, der Segen,
Er taumelt in Wolken daher, und wird sich in Strömen ergießen.
Schon fliegt der Westwind voran und schwärmt in den Blättern der Bäume,
Und wirbelt die Saaten wie Strudel! — Die Sonn' eilt hinter den Vorhang
Von baumwollähnlichem Dunst; es stirbt der Schimmer des Himmels,
Und eine Deke von Schatten läuft über Thäler und Hügel.
Gekraust durch silberne Zirkel, die sich vergrößernd verschwinden,
Verräth die Fläche des Wassers den noch nicht sichtbaren Regen. —
Jezt fällt er häufiger nieder, sich wie Gewebe durchkreuzend,
Kaum schüzt des Erlenbaums Zelt mich vor den rauschenden Genüssen.
Der Wind umwälzt sich in ihm und treibt ihn vor sich wie Segel,
Er macht die Lüfte voll Tropfen, zur See voll wallender Fluten. —
Das Volk, das kürzlich aus Wolken die Gegend mit Liedern erfüllte,
Schweigt und verbirgt sich in Büsche. — Im Lindenthal drängt sich in Kreisen.
Vom Dach der Zweige bedekt, die Wollenheerde um Stämme;
Feld, Luft und Höhen sind öde; nur Schwalben fliegen im Regen,
Und gaukeln die Teiche beschauend. — Die Augenlieder, die jezo
Das Auge des Weltkreises dekten, die Dünst', erheben sich plözlich;
Nun funkelt die Bühne des Himmels, nun sieht man hangende Meere

In helle Tropfen zerrinnen, und aus den Lüften verschwinden! —
Es lachen die Gründe voll Blumen, und alles freut sich, als flösse
Der Himmel selber zur Erden! — Jedoch schon schiffen von neuem
Belad'ne Wolken vom Abend, und breiten wieder das Dunkel:
Sie schütten Seen herab, und säugen die Felder wie Brüste! —
Auch die vergießen sich endlich. Der Auen Trauerkleid flieget
Schnell über's Gebirge zurük; ein goldner Regen von Stralen
Füllt jezo wieder die Luft; der grüne Hauptschmuk der Felsen,
Voll von den Saaten der Wolken, spielt blendend gegen die Sonne.
Ein Regenbogen umgürtet den Himmel, und sieht sich im Meere:
Verjüngt, voll Schimmer und lächelnd, voll lichter Streifen und Kränze
Sehn die Gefilde mich an. — Tauch' in die Farben Aurorens,
Mal' mir die Landschaft, o du, aus dessen ewigen Liedern
Der Aare Ufer mir duften, und vor den Augen mir prangen,
Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht! — Wie blizt die blumige Wiese
Von demantähnlichen Tropfen; wie lieblich regnen sie seitwärts
Von farbigen Blumengebüschen, und blühenden Kronen der Sträuche! —
Die Kräuter sind wieder erfrischt, und hauchen stärk're Gerüche,

Der ganze Himmel ist Duft. — Ein Kor von Sängern der Wipfel,
In Kränzen von Büschen verstekt, hüpft zwischen den Blättern zur Höhe,
Sprizt vom Gefieder die Näss', und treibt sein süßes Geschäfte;
Schon wacht im Felde der Baum, und Echo höret Gesange!

O grünet, ihr holden Gefilde! Ihr Wiesen und Schlösser vom Laube!
Grünt, seid die Freude des Volks! Dient meiner Unschuld auf immer
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlössern und Städten mich treiben.
Mir wehe Zefir aus euch, durch Blumen und Heken, noch öfter
Ruh' und Erquikung in's Herz! Laßt mich in euren Revieren
Den Herrn und Vater der Welt, der Segen über euch breitet
Im Stralenkreise der Sonnen, im Thau und träufelnden Wolken,
Noch ferner auf Flügeln der Winde, in eurer Schönheit verehren,
Und melden voll heiliger Regung sein Lob antwortenden Sternen!
Und wenn, nach seinem Geheiß, mein Ziel des Lebens herannaht,
Dann sei mir endlich in Euch die lezte Ruhe verstattet!

Lied am Geburtstage.

Voll stiller Lust sink vor dem Herrn ich nieder
Vor ihm, der mir das Leben gab.
Heut' gab er mir's, und heute blikt er wieder
Mit Vaterhuld auf mich herab.

Wie dank ich's ihm, daß er mit holden Freuden
Voll Huld mein Schikfal hier durchwebt,
Mich nie verläßt, wenn im Gewühl der Leiden
Angstvoll die schwache Seele bebt'.

Wie dank ich's ihm, daß er der Gott der Gnaden,
Was früh in meinem Busen schlief,
Das Hochgefühl, den Drang für gute Thaten
Lautwekend aus dem Schlummer rief?

Daß nicht in mir des Guten Keime starben,
Die seine Bildnerhand mir schuf;
Daß Laster nicht die Lust in mir verdarben
Zur Thätigkeit in dem Beruf.

Wie dank ich's ihm, daß der Gesundheit Wonne
Auf jedem Pfad mir Frühling schafft,
Mit Heiterkeit mich jede Morgensonne
Allmächtig rüstet, und mit Kraft?

Daß Haß und Neid und Geiz zu niederm Triebe
Den Geist nie, den er schuf, beflekt;
Daß Edelmuth und reine Menschenliebe
Zu sanften Tugenden mich wekt?

O Gott, mein Hort! du hast mir viel gegeben,
Du, dem ich nie g'nug danken kann!
Du zogst mit Kraft, Herr! durch mein ganzes Leben,
Mit Wonne jeden Tag mich an.

O laß es nie undankbar mich vergessen,
Was deine Gnade mir verlieh!
Laß jeden Tag mich deine Huld ermessen,
Ermessen? — ach! das kann ich nie.

Laß wenigstens dir jeden meiner Tage,
Gott meines Lebens, heilig sein;
Mich jeden Keim, den ich im Busen trage,
Dir seinem Schöpfer, wieder weihn.

Sei ferner mir Beschirmer im Gewirre,
Sei ferner Leiter mir im Glük,
Und bringe selbst, so oft ich mich verirre,
Mit Vatertreue mich zurük.

O laß dich stets, Herr! wenn ich rufe, finden,
Auf düsterm Dornenpfad der Zeit;
Begleite mich aus Lebenslabirinten
Zum grossen Ziel — der Ewigkeit.

Laß ihn mir einst mit leisem Lispel kommen
Den Tod, den deine Huld uns schikt,
Dann segn' ich ihn, das Labsal, das den Frommen
Nach langem sauerm Schweis erquikt!

Dort, wo der Geist, entfesselt von dem Zwange
Des Körpers, freier wirken kann,
Dort werd' ich einst mit hohem Preisgesange
Mich deinem Schöpferthrone nahn.

Sommerabend.

An Lina.

Mit der Sonne leztem Strale
Schmükt die Abendwolke sich,
In dem feuchten Buchenthale
Wird der Schatten schauerlich.
Jene Sänger auf den Zweigen
Und der Lerchen Lieder schweigen;
In den Gärten füllt die Luft
Stärker der Violen Duft.

Lina horch, das ferne Brüllen
Satter Heerden tönt so schön,
Siehst du hüpfen dort die Füllen
Mit den Rossen heimwärts gehn?
Sieh, mit umgestürztem Pfluge
Und mit leer getrunknem Kruge
Schleicht der Landmann nun der Ruh
Seiner kleinen Hütte zu.

Immer dunkler wird die Stille,
Feierlicher wird die Nacht,
Wo nur noch die leise Grille
Und der Unke Schlaflied wacht.
Linde Weste, die im düstern
Birkenbusch verstohlen flüstern,
Sind der schlummernden Natur
Lezte holde Lebensspur.

Lina, wie so schön!! — doch immer
War der Tag so reizend nicht,
Weißt du, vor der Sonne Schimmer
Zogen Nebel schwarz und dicht;

Falbe Schloſſenwolken thürmten
Sich empor; die Winde ſtürmten,
Und der Donner ſchallte bald
Mit des Schrekens Allgewalt.

O wie füllte banges Beben
Jede Nerve der Natur,
Aber bald kam neues Leben
Ueber Wald und Thal und Flur.
Nicht zur Strafe, nur zum Segen
Floß des Höchſten milder Regen,
Seiner Blize Schwefellicht
Schrekte nur, verheerte nicht.

Als im Nachhall dumpfer Töne
Nun der Sturm allmählig ſchwand,
Und in ſiebenfacher Schöne
Schon des Bundes Bogen ſtand,
Wurden nicht die Lüfte heller?
Floſſen nicht die Bäche ſchneller?
Stieg erquikter Sängerkor
Stärker nicht zu Gott empor?

Dieſen Wechſel kurzer Stunden
Laß ihn Troſt und Vorbild ſein,
Wenn uns Schmerzen tief verwunden,
Wenn uns Gram und Schwermuth dräun;
Manches heiſſen Tages Abend
Wird wie dieſer, kühl und labend,
Mancher Blize furchtbar Licht
Kühlt die Luft und — zündet nicht.

Lied für Mädchen.

Jahre kommen, Jahre schwinden,
Und der Jugend Traum entflieht,
Blumen, die wir heute finden,
Kränze, die wir heute binden,
Sind uns morgen schon verblüht.

Weisheit ist es, zu geniessen
Dieses Lebens süsse Zeit.
Thorheit wär' es, Mädchen! liessen
Wir ein Tröpfchen Zeit verfliessen,
Ohne Scherz und Fröhlichkeit.

Laßt, vereint, uns alle lernen,
Wie man weise fröhlich lebt;
Diese Kunst, die in den Fernen
Ueber jenen lichten Sternen
Unser Dasein noch erhebt.

In der Jugend Blumenjahren
Sich dem Glük der Unschuld weih'n,
Rein das Herz bei den Gefahren
Auf der Lebensbahn bewahren
Und getreu der Tugend sein.

Aber doch auf Freude merken
Und auf ihren Lobgesang;
Sich zu allen guten Werken
Durch der Freude Segen stärken,
Das beglükt Aeonenlang.

Jede von uns sei auf immer
Dieser Künste Meisterin;
Tugendkränze welken nimmer
Und der Freude heller Schimmer
Leuchtet ewig durch sie hin.

Am Morgen.

Zu dir empor schwingt sich mein Geist,
Du Gott! dem aller Wesen Heere
Izt huldigen; ihn hebt die grosse Lehre:
„Daß du ein guter Vater seist.“

Dir sei der erste Morgenblik
Geweiht; dir soll mein Danklied schallen;
O mächt' es dir, mein Schöpfer wohl gefallen!
Du schufst mich ja zu Dank und Glük!

Sei über mir, mein Schirm in Nacht!
Sei auch am Tag mein Licht und Leiter;
Dann dankt mein Lied am Abend, daß du weiter
Mich einen Schritt zur Ewigkeit gebracht.

Fröhlich erblik' ich ihn wieder, den Tag, deiner Hände Werk, das grosse Meisterstük zur Erhaltung der Natur, zur Lust ihrer Wesen von dir geschaffen.

Hell glänzt sie im unermeßlichen Raum deiner Himmelstiefe, die Sonne, seine Königin. Ein Licht mir zur Beleuchtung der Werke deiner Weisheit, zur Bewunderung der Zeugen deiner Allmacht.

Herr! Herr! was bin ich, der Staub, gegen das unbegreifliche Ganze deiner Schöpfung? Was ist mein Leben? Ein unbemerklicher Augenblik im Hinflug, gegen das Leben der Ewigkeit.

Und doch lässest du mich sie empfinden, die Wonne des Daseins; doch mich erkennen, freilich nur den kleinsten Theil hier der Anzahl deiner Wunder!

Und doch gabst du mir ein Geschenk, das Millionen deiner Geschöpfe nicht haben, gabst mir einen Geist, den Funken deiner Gottheit; ihn, der mehr ist, als das größte Meisterstük deiner ganzen leblosen, der Vernunft entbehrenden

Schöpfung; mehr werden soll dereinst, als ich jezt erkennen und verstehen kann.

In ihm liegen die Keime der Unendlichkeit näher der Entwiklung, als bei jedem andern mich umgebenden vernunftlosen Wesen.

Gott der Güte! verherrlicht in Allem, was deine Schöpferhand bereitete; zu erkennen im Seraf und im Staubkern der Sandwüste; hör' auch izt meinen Dank, vernimm mein Gebet!

Heiter und rein steigt es empor im Stral der Morgenröthe zum Thron deiner Allmacht. Früh wach' ich, früh dürstet meine Seele nach dir! nach dir, der du tief durchblikst die Zahl deiner Geschaffenen; die Bedürfnisse kennst von ihnen allen, und auch meine Bedürfnisse weißt!

Sei dieser Tag ein Tag der Gnade für mich, ein Raum, erfüllt mit deinem Segen!

Laß es Licht sein in meinen Schikfalen, wie es Licht ist an deinem Himmel! Heiterkeit sei in meiner Seele; Reinheit in meinem Wandel!

Nahe dich zu mir mit dem Antliz deiner Gnade; deine Vaterliebe sei meines Lebens treuste Gefährtin!

Unglük sei fern von meiner Hütte, der Prüfung Leiden nicht allzuschwer!

Vernunft sei die Führerin meiner Thaten, die Bezwingerin jeder Leidenschaft; Rechtschaffenheit sei das Losungswort zur Ausführung meiner Gedanken! Gottseligkeit sei mein Glük; Ewigkeit mein Glaube, und ihre selige Gewißheit mein Trost; du mein Schuz, meine Hoffnung, mein Alles! Erhöre!

Am Abend.

Wie schnell entflohn sie mir die Stunden
Des Tages, welchen Gott mir gab!

Die Sonn, als sänke sie zu Grab,
Ist von dem Sehkreis längst verschwunden.

O du mein Herr! mein Gott und Meister!
Wie hab ich diesen Tag vollbracht?
Bin ich auch weiser diese Nacht,
Und würdiger des Glüks der Geister?

Laß mich mit Ernst die Stunden messen;
Kein Augenblik des Lebens flieht,
Der nicht, dein helles Auge sieht,
Und Keiner wird von dir vergessen.

Nein! einst wirst du sie alle finden,
Die Handlungen von jedem Tag,
Und was ich dachte, was ich sprach;
Dann wird die kahle Täuschung schwinden.

O laß mich nicht leichtsinnig scherzen,
Mit meiner kurzen Lebenszeit!
Gedenk' an Grab und Ewigkeit
Entweiche nie aus meinem Herzen!

Ich blike empor, Gott meines Lebens; aus der Erde Staub in die Sterngefilde deines Allkreises.

Dort seh ich sie schimmern, die glänzenden Boten deiner Macht, die ungeheuren Körper, die du meinem Auge als kaum bemerkbare Lichtpunkte darstellst.

Herr der Heerscharen! wie könnt' ich ihn wagen zu spähen, den Gedanken deiner Weisheit?

Der du das Weltall mit Sfären besä'test und sie dahin rollen lässest in unermeßlichen Luftraum.

Der du mit Geschöpfen jede dieser Sfären bepflanztest und das Schikfal wogst jedes dieser Geschöpfe, wie das Schikfal des Menschen und des Wurms auf Erden.

Laß mich niederfallen im Staube vor deiner Allmacht und anbeten deine Güte!

Denn durchdenken wollen den Plan deiner Allmacht und Weisheit, erreichen wolleu die Grenzen deiner Güte, das wäre Thorheit!

Aber preisen mit meinen schwachen Lippen ihre Aeusserungen an mir und meinem Wohnplaz, der Erde, das darf ich; das siehst du gnädig an.

So nimm denn hin den Dank deines schwachen Kindes für alle Wohlthaten dieses Tages; nimm hin das Opfer meiner zu dir schmachtenden Seele!

Laß es nicht im Dunkel der Nacht ungehört von dir verhallen, das Lob meines unsterblichen Geistes!

Neige dich zu mir, und sei gnädig meinem Leben, es ist ja das Geschenk deiner grenzenlosen Güte, jeder Tag ist ein neuer Zuwachs zu diesem Geschenke. Gott! wenn ich ihn nur immer deiner würdig verlebte!

Auch mit dem heutigen bin ich dir näher getreten um einen Schritt, Richter meiner Handlungen; waren sie denn alle so beschaffen, daß ich sie ohne Erröthen vor dir werde prüfen können? oder muß ich schamroth werden bei ihrer ernsten Prüfung?

Mein Vater! zeige dich mir als liebevoller Vater!

Mein Mittler ist Jesus, sieh ihn an, nicht meine Sünden!

Herr, Herr! barmherzig und gnädig. Erhalter ist dein Name! Du willst nicht das Unglük deines Geschöpfes im Staube, und ich bin Staub, wie alle meine Väter!

Gedenke nicht der Thorheiten dieses Tages. Vergieb die unreifen Handlungen unvollkommener Tugend.

Segne die angewandten Bemühungen für das Gute.

Erfülle die Wünsche für mein ewiges, und, wenn es dein Wille ist, auch für mein zeitliches Glük!

Mache zu nichts die Anschläge unbilliger Hasser; nimm

meine Mitbrüder, nimm die ganze Schöpfung in deinen allmächtigen Schuz!

Laß dir besonders mich und die Meinigen empfohlen sein; wache, wenn wir schlafen, sei Schirmer, Helfer und Erretter in allen Gefahren. Erhöre!

Die schauervolle Nacht.

In tiefes Dunkel eingehüllt,
Ruht izt die halbe Welt;
Der Donner tobet, kracht und brüllt;
Die Nacht, mit Schreken angefüllt
Verbirgt das Sternenfeld.

Ein blizend Licht, ein Feuerstral,
Durchzükt den Horizont;
Es zittern Hügel, Berg und Thal;
Es blizt und donnert überall;
Es beben Stern' und Mond.

Vom Aufgang bis zum Niedergang
Wird alle Welt durchblizt;
Die Donner Gottes toben lang,
Doch soll es mir nicht werden bang,
Weil Gottes Arm mich schüzt. —

Ansicht eines Rebengebirgs.

Ein felsigtes, steiles und hohes Gebirge
Steigt östlich am reissenden Nekar empor;
Bepflanzet mit Reben in schwindelnder Höhe,
Gestüzet auf Felsen die fürchterlich gähe;
Sie treten so drohend und trozig hervor.

Steig, Muse, steig muthig mit mächtigem Schritte,
Mit rüstigen Kräften den Felsen hinauf!
Und blike, stillstehend, auf Fluren und Felder,
Auf Anger und Hügel, auf Saaten und Wälder;
Bald ist er vollendet der rüstige Lauf.

Ersteig und durchwandle die felsigten Höhen,
Bemerk und betrachte das reizende Spiel!
Ein Augenblik zeigt dir die Schönheit der Erde;
So schön, wie bei'm ersten allmächtigen „Werde;"
Wie reizend dem Auge, dem Geist und Gefühl!

Es scheint von Ferne das Felsengebirge
Den staunenden Bliken ein drohendes Land;
Sein zakigter Rüken, in Reben gehüllet,
Scheint mit den zermalmendsten Schreken erfüllet;
Ein Wunder und Kunstwerk der pflanzenden Hand.

Und sehet! die Reben, mit Trauben behangen,
Erwarten die Fülle der reifenden Zeit;
Die Sonne, die Quelle der wirkenden Kräfte,
Bereitet allmählig den Honig der Säfte;
Sie wirket, und sehet, wie alles gedeiht!

Der reifende Zeitpunkt, die Erndte des Herbstes,
Tritt mächtig mit hüpfenden Schritten herbei;
Nun freut euch, ihr Reben! die erntenden Hände
Des jauchzenden Winzers entlasten behende,
Und machen der köstlichen Bürden euch frei.

Dem wird izt die drükende Mühe belohnet,
Der schwizend die Lasten des Mannes gefühlt;
Er jauchzet, und freut sich der glüklichen Stunden,
Weil Sorgen, Beschwerden und Mühe verschwunden,
Und weil er im Schatten des Herbstes sich kühlt.

Die reizende Schönheit des Morgens.

Geh früh in's Feld, auf Berg und Fluren!
Wie lieblich glänzt der Morgenthau!
Dich grüssen tausend Kreaturen;
Dir lächelt hoch des Himmels Blau.

Mich kühlt der Schatten in den Wäldern;
Mein Lager sei das weiche Moos.
Der Segen Gottes in den Feldern
Ist schön, ist unaussprechlich groß!

Wenn früh die Schöpfung sich entschleiert,
Und wenn die Dunkelheit entflieht,
Und wenn sich die Natur erneuert:
So sing, o Mensch, ein Jubellied!

Sollt' ich den Herrn der Welt nicht preisen,
Der über Erd' und Sonn' erhöht?
Er thronet in des Himmels Kreisen;
Wie groß ist seine Majestät!

Morgengesang aus dem Buche der Natur.

Auf! Seele, Herz, Geist und Gemüthe!
Verkündigt euers Schöpfers Ruhm.
Und preis't den Herrn der Macht und Güte;
Denn alles ist sein Eigenthum.

Verherrlicht ihn in seinen Werken,
Und machet seine Thaten kund.
Sollt' ich auf dich, mein Gott nicht merken?
Du bist der Wesen Quell und Grund!

Kaum war des Tages Licht verschwunden,
So trat hervor das Sternenheer;

Dann hab' ich Ruh und Schlaf gefuuden,
Es schwiegen Erde, Luft und Meer.

Nun lebt und webet alles wieder,
Was deine Hand hervorgebracht.
Dir bring' ich Dank- und Jubellieder;
Denn du hast über mich gewacht.

Wer speis't das Vieh auf Berg und Fluren?
Wer nährt das futterlose Wild?
Wer speis't das Heer der Kreaturen,
Womit die Wasser angefüllt?

Wer tränkt das Feld? wer schikt den Regen,
Und nach dem Regen Sonnenschein?
Wer füllt den Erdball an mit Segen?
Du, Gott, du thust es ganz allein!

Wie schön ist nicht der Schmelz der Wiesen!
Wie lieblich prangen Flur und Au!
Wer läßt die Ströme segnend fliessen?
Wer feuchtet mit dem Morgenthau?

Kommt, Menschen, kommt und seht und schmeket
Wie freundlich unser Schöpfer ist!
Wie weit sich seine Huld erstreket;
Dank dir! weil du allgütig bist.

Wer giebt dem Weinstok sein Gedeihen?
Wer feuchtet und erwärmet ihn?
Wer sollte sich nicht jauchzend freuen?
Die Traube reift so süß und schön.

Ja, Traube, du sollst mich erquiken;
Du sollst mein holder Nektar sein!
Dein süsser Saft ist mein Entzüken.
Wie hochbelebend ist der Wein!

Wer läßt den Baum so prächtig blühen?
Ein reizend Wunder der Natur!
Wer läßt die Rose duftend glühen?
Der Herr und Schöpfer thut es nur.

Wer reift das Obst, die süssen Früchte?
So schön und köstlich und so hold!
Wer glänzet in dem Abendlichte?
Wer stralet aus dem Morgengold?

Der Ozean zeigt tausend Wunder;
Wie brauset er mit Allgewalt!
Der Wallfisch, stark und groß und munter,
Tobt, daß es furchtbar wiederhallt.

Das zahllos grosse Heer von Thieren,
Und was im Wasser schwimmt und lebt,
Soll mich zum Herrn der Allmacht führen,
Den jauchzend mein Gesang erhebt.

Der Zauberkor, der Kor mit Flügeln,
Schwingt in den Lüften sich empor,
Sich singend in dem Licht zu spiegeln,
Das aus dem Osten tritt hervor:

So steigt mein Geist auf den Gefiedern
Der Wahrheit und der Lust empor,
Und rüstet sich zu Jubelliedern;
Denn seht! die Gottheit tritt hervor! —

Gott.

Gott! gieb meinem Geiste die kräftigsten Schwingen,
Um dir aus den Werken der Schöpfung zu singen.
O! könnt' ich dich, Höchster, recht würdig erheben;
Dir himmlischen Jubel und Hochgesang geben!

Dort werd' ich in jenen hochjauchzenden Kören
Dich, mächtigstes Wesen! in Ewigkeit ehren.
Hoch über den Sonnen, hoch über den Sfären,
Dort wirst du mein jauchzendes Jubellied hören.

Was bin ich? Was hab' ich? Ich Erdenbewohner?
Denn dein ist ja alles, allmächtiger Throner!
Werd' ich als Verklärter zu dir einst erhoben,
So will ich dich jauchzend in Ewigkeit loben.

Denn dein ist die Weisheit, Kraft, Hohheit und Ehre!
O! daß doch dein Reich sich recht herrlich vermehre!
Wir preisen dich, Höchster! mit Abrahams Saamen.
Und alles sprech' dankend ein jauchzendes Amen!

Werth der Zeit.

O, laß mich, Zeit, dich klüglich nüzen!
Du bist des Lebens Element.
Wie lange werd' ich dich besizen?
Wer ist's, der deine Dauer kennt?

O! möcht' ich doch an jedem Morgen,
Sobald die Kreatur erwacht,
Für des Berufes Pflichten sorgen;
Die mir die Gottheit zugedacht!

Und keinen Abend will ich schliessen,
Eh' ich geprüft mein Tagewerk;
Und dann des süssen Schlafs geniessen;
Dies sei mein ernstes Augenmerk!

Mit meinem Stand bin ich zufrieden;
Hinweg mit Stolz und Uebermuth!

Wie glüklich bin ich schon hienieden,
Wenn Gottes Segen auf mir ruht!

Die Freude des Geistes.

Schwing dich, entzükter Geist, hinauf;
Hinauf, zu jener Höh!
Beginn geflügelt deinen Lauf;
So flüchtig wie ein Reh.

Durchwandle jene holde Flur,
Und jenen kühlen Hain!
Bald jauchzt die gütige Natur;
Bald wird sie reizend sein.

Bald kommt die frohe Zeit herbei,
Und bringt uns Wonn' und Lust;
Und alles athmet froh und frei;
Mit hochentzükter Brust.

Erheb den Herrn der Kreatur!
Besinge seinen Ruhm!
Er ist die Seele der Natur;
Du bist sein Eigenthum.

Wer giebt mir Leben und Gedeihn?
Gesundheit, Fried' und Ruh?
Dies alles willst du mir verleihn,
Du, o mein Vater, du!

Groß, unaussprechlich ist die Gnad',
Die du erzeigest mir!
Du leitest mich den Rosenpfad;
So ist's gefällig dir!

Du schenkst mir Lust, Kraft und Verstand
Auf der betret'nen Bahn;
Du führest mich an deiner Hand,
Wie ich's nur wünschen kann.

Du theilest mir deinen weisen Rath
Bei den Geschäften mit;
Du segnest jede meiner That,
Und segnest jeden Schritt.

Die Würde der Tugend.

Die Tugend nur kann Frieden schenken;
Mein Herz sei ewig ihr geweiht!
Besiz' ich sie, was kann mich kränken?
Sie ist ein Gut der Ewigkeit. —

Besiz' ich nur ein gut Gewissen;
(Und dies ist ja der Tugend Lohn!)
So will ich Erdenglük gern missen;
Will leiden Schmach und Schmerz und Hohn.

Nicht Ehre, Reichthum, Pracht und Freuden,
Sind Güter, die mein Herz sich wählt,
Die Tugend nur schenkt Trost im Leiden;
Wenn mir das Glük der Erde fehlt.

Wer ist mein Trost in Kummertagen?
Die Tugend ist es ganz allein.
Wer schüzet mich in Noth und Plagen?
Die Tugend wird mir alles sein.

An den Unsichtbaren.

Bald stralst du, Gott, im Sonnenschein,
Denn dein sind Wärm' und Licht!
Bald hüllst du dich in Wolken ein;
Denn Himmel, Erd' und Meer sind dein!
Dein sei auch mein Gedicht!

Betracht' ich deinen Weltenbau,
Die Wunder deiner Macht,
Die Schönheit auf der bunten Au,
Die Herrlichkeit im Morgenthau,
Des ganzen Himmels Pracht;

So ruf' ich: Gott! wie groß bist du!
Dies sagt mir jeder Blik.
Dir jauchzen Millionen zu,
Denn groß, unendlich groß bist du!
Du schufst auch mich zum Glük.

Zum Glük, zum Glük sind wir bestimmt!
Uns winkt ein ewig Heil.
Wenn deine Hand mir alles nimmt,
So bleib' ich doch zum Glük bestimmt;
Hab' an dem Himmel Theil.

Wie gütig muß dein weiser Sinn,
Dein hoher Rathschluß sein!
Denn gütig bist du immerhin;
Wohl mir! wenn ich zufrieden bin;
Die Seligkeit ist mein.

Mir drohen deine Donner nicht;
Mich schreket nicht dein Bliz;
Denn du bist meine Zuversicht!
Dein Dunkel wird mir einst zum Licht,
Dort in dem Wonnesiz!

Lied.

Dornicht sind des Lebens Pfade,
Dornicht, und doch rosenvoll!
Dornen wuchsen nicht vergebens,
Daß der Wanderer des Lebens
Vorsichtsvoller wandeln soll.

Blendend ist des Glükes Schimmer;
Lieblich ist der Rose Duft.
Aber öfters kaum empfunden,
Ist des Glükes Reiz entschwunden,
Rosenhauch verweht die Luft.

Ich will nicht stets Rosen pflüken,
Glänzend Glük sei nie mein Loos;
Still und duldsam, ohne Klagen,
Nehm ich hin, was meinen Tagen
Aus der Schikung Schaale floß.

Blike froh, wenn Andre toben,
Der Vollendungsstunde zu.
Nachgefühl entflohner Freuden,
Und des Herzens stilles Leiden,
Alles endet einst mit Ruh.

Thorheit ist's, durch düstern Kummer
Weiser Vorsicht Plan zu schmähn.
Nur Bewußtsein innrer Güte
Bleibet mir; des Glükes Blüthe
Mag der Leiden Sturm verwehn!

Hier im Labirint der Erde
Ist der Seele Prüfungsstand.
Glüklich, wen durch Dunkelheiten
Hellern Lichtes-Stralen leiten
Irden Geister Vaterland.

Thätig sei der Erdenpilger,
Guten Saamen auszustreun.
Saaten werden einst zur Ernte,
Und wer hier erst dulden lernte
Lernt, dort höhern Glüks sich freun.

Wann vom lezten heissen Kampfe
Fesselnfrei der Geist entrann,
Wann die Augen nicht mehr weinen,
Dort, wo hell're Sonnen scheinen,
Mir ein neuer Tag begann;

O dann seh' ich hellern Blikes
Was die bess're Zukunft barg.
Sorgen, die die Wangen glühten,
Und des Erdenglükes Blüthen,
Alles, alles birgt ein Sarg.

Aber dort, wo Frühlingsoden
Neuer Schöpfung mich umweht,
Blühn im mildern Sonnenglanze
Blümchen auf zum Friedenskranze,
Die hier Tugend ausgesä't.

Grablied

bei der Leiche eines Mädchens.

Zum Abschied, Freundin! bringen wir
Mit thränenvollen trüben Bliken,
Um wehmuthsvoll dein Schlummerkleid zu schmüken
Den Straus von Frühlingsblümchen dir.

Du eiltest schnell dem Grabe zu,
Du glichst dem Blümchen, das verborgen

Der Flur entblüht für wen'ge Frühlingsmorgen,
Und gleich dem Blümchen welktest du.

Dein Hügel soll uns heilig sein,
Soll uns die grosse Lehre sagen:
„Dies Leben sei ein Raum von kurzen Tagen,
„Und Pflicht, es ganz dem Guten weihn.

Freude in Jesus.

O wie freu ich deiner Güte
Mein Erlöser mich
O wie preiset mein Gemüthe
Liebster Jesus Dich!

Wenn ich Herr! von dir nicht scheide,
Blüht ein Paradies;
Was ich dulde, was ich leide,
Wird mir leicht und süß.

Welches Licht und welchen Segen
Sendet mir Dein Blik!
Ueberströmt auf allen Wegen
Mich mit Heil und Glük.

Ich will glauben, hoffen, lieben
Herr! mein lieber Herr!
Laß mich nur Gehorsam üben
O dann fehlt nichts mehr!

Die Sterne.

Helle Sterne
Aus der Ferne
Leuchten schön!
Mag so gerne
Sie beseh'n. —

Wie so stille!
Gottes Wille —
Ihre Bahn —
Führt zum Ziele
Sie hinan.

Alle kreisen,
Wie geheissen,
Brüderlich,
Und sie preisen,
Vater! Dich!

Sternenfrieden,
Auch hienieden
Blühe auf,
Lohn der müden
Pilger Lauf. —

Bis nach Oben
Einst erhoben
Selig wir —
Gott, dich loben
Für und für!

Die Abend-Betgloke.

Horcht — der Abendgloke Läuten,
Dringt in wehmuthsvollem Ton,
Auf zu Gottes Sternenthron;
Ruhe will sich rings verbreiten,
Denn der Tag — er neigt sich schon,
Traurig schallt sie ihm zu Grabe!
Wohl! wenn ich genüzt ihn habe —
Ewig ist er nun entfloh'n!

Kor.

Die Zeit wogt hin, nach ihrem ew'gen Meer —
Bedenkt es — o sie kehret nimmer mehr!

Seht dort Hespers Fakel glimmern
Durch der Dämm'rung Schlei'r herab —
O sie blikt auf manches Grab!
Wann wird sie auf meines schimmern?
Wann ach bricht mein Pilgerstab?
Werde ich wohl wieder sehen
Gottes liebe Sonn aufgehen,
Golden, wie sie sank hinab?

Kor.

Getrost! getrost! es führt uns Gottes Hand,
Und leitet liebend uns in's Heimatland.

Dumpfer tönt, schon im Verhallen,
Jener ernste Feierklang — —
Unser kindlich-frommer Sang
Soll nun auch dem Herrn erschallen
Aus des Herzens vollem Drang!
Vater, für des Tages Freuden,
Vater, für des Tages Leiden,
Sagen wir dir unsern Dank!

Kor.

Du Liebesborn, aus dir quillt ja die Ruh'!
Drum schliesse Liebe uns das Auge zu!

Dankbarkeit gegen Jesum.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing Dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich Dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast Du so viel gethan,
Und doch bist Du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn Dir keiner bliebe,
So bleibst Du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie.
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe Dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;

Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit Dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen Dir an's Herz.

Blik nach Oben.

Wo ist das Land, wo ew'ge Freude blinket,
Wo man den Kelch der Leiden nicht mehr trinket,
Wo Herzen sich an Herzen reihn,
In reiner Liebe sich erfreun —
Wo ist das Land? o nenn es mir!
Mich drängt das Herz, ich muß von hier.

Wo ist das Land, wo Gleichheit, Freiheit lebet,
Wo alle nur ein Band vereint umschwebet,
Das Band der Eintracht und der Liebe,
Wo sich nur regen edle Triebe —
Wo ist das Land? o nenn es mir
Mich drängt das Herz, ich muß von hier.

Ein Land, wo dir die ew'ge Freuden blühen,
Und alle Leiden schüchtern vor dir fliehen,
Wo nur die reinste Lust gedeihet,
Das Herz dem Herzen treu sich weihet —
Ein Land das Lieb und Freundschaft spricht,
Ein solches hat die Erde nicht.

Was du auf dieser Erde kannst nicht finden,
Wo Menschen selbst den Kranz der Leiden winden,
Das ist dir jenseits aufgehoben
Drum blike sehnsuchtsvoll nach Oben

Wo sich erst jenes Sehnen stillt
Das jede Menschenbrust erfüllt.

Der gute Hirt.

Es kommt ein Hirte
beim Morgenstrahl —
Zu seinen Schäflein
im stillen Thal.
Die Schäflein, wie sie
den Hirten seh'n,
Ihm alle freudig
entgegengeh'n.

Er steht im Kreise
der hohen Schaar,
Und reicht die Hände
zum Kusse dar;
Neigt zu den Lämmern
sich fromm und zart
Und grüsset alle
nach seiner Art.

Sanft weht vom Himmel
die Frühlingsluft,
Die Fluren schwelgen
im Blumenduft.
Der Hirte loket
die Schäflein fort,
Auf schönem Pfade
zum Weideort.

Wo Dorn und Distel
auf Haiden steh'n,

Heißt er die Schafe
vorübergeh'n;
Lenkt an der Quelle
so frischem Grün,
Zu goldnen Höhen
sie freundlich hin.

Die Schäflein hören
des Hirten Stimm';
Er führt sie treulich;
sie folgen Ihm;
Und auf dem Berge —
im Vaterhaus,
Dort ruhen alle
auf — ewig aus.

— — —

Mein Jesus.

Wenn ich Ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich Ihn nur habe,
Laß ich alles gern;
Folg' an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern,
Breite, lichte, volle Straffen wandern.

Wenn ich Ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein;

Ewig wird zu süsser Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich Ihn nur habe,
Haß ich auch die Welt;
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält,
Hingesinkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich Ihn nur habe
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas, achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seiner Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sizt, den Göttern dankt, und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer im Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne. Und

das lassen die Götter nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwazhaftigkeit auf, und hörte die Geschichtchen der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten, und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süssester Zeitvertreib, gaukelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig sein und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannichfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischet er immer süßtreffenden Unterricht. Er selbst macht' ihnen ihr Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen, mach' uns dies, und mach' uns das, und wenns fertig war, küßten sie ihn, und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrte er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man den Schaafen und Ziegen zur Weide und von der Weide vorbläst; lehrte sie viele Lieder; die kleinen mußten sie singen, die grössern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann sassen sie aufmerksam auf dem Boden, oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stand allein neben ihm. Ein schöner Jüngling, izt hatte er dreizehn Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Loken wallte sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, andern Gutes zu thun, und dem, der in der Noth ist, beizustehen, und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat: Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth der volle Mond in einer hellen Nacht; schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süsser, mein Sohn! süsser ist jene Freude noch. Dem schönen Knaben quollen Thränen

die Wangen herunter; mit Entzüken sah es der Greis. Du weinest, mein Sohn, sagt' er, und sah mit freundlichem Blik ihm ins Gesicht; aber gewiß nicht meine Reden allein können dies; in deinem Busen muß etwas sein, daß ihnen diese Stärke giebt.

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. Ach, sagt' er, ich fühl' es, ich fühl' es genug: nichts ist süsser, als andern Gutes thun.

Menalkas drükte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ichs, dich rühret etwas mehr, als das, was ich dir sagte.

Betroffen blikte der Jüngling seitwärts: Sind, so sprach er, deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu giessen?

Ich sehe, mein Sohn, sagte Menalkas, ich sehe, daß du mir etwas verhelest, zum erstenmal vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sizt.

Alexis weint' und sprach: O so will ich dir alles erzählen, was ich sonst in dem innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; drum wollt' ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mir's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süsseste Freud' unsers Lebens ist. Eins unserer Schaafe hatte sich verirrt, ich sucht' es in dem Gebirge; und ich hört' in dem Gebirge eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den dürren Boden hin. Weiter, so sprach er, vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshize, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß

ich mich erquike. Ach Götter! um mich her seh' ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Knie nicht. Doch, ihr Götter! ich murre nicht; denn immer habt ihr geholfen! So sagt' er, und kraftlos legt' er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehen, lief ich da so schnell ich konnte zu unsrer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine grösseste Flasche voll Milch, und so schnell ich konnte, lief ich ins Gebirge zurük, und fand den Mann noch, den izt ein sanfter Schlaf erquikte. Leise, leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn, und die Flasche voll Milch; und still schlich ich ins Gebüsch zurük. Aber bald da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin, und sprach: Wie süß ist die Erquikung des Schlafes! Nun will ichs versuchen, dich weiter zu schleppen, hast du doch so sanft mir zur Pfülbe gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt. Izt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben, da erblikt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. Götter, was seh' ich? so rief er. Ach! mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache, ists nichts mehr. Doch nein, Götter! ich wache! ich wache! Izt langt' er nach den Früchten. Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dies Wunder? Das erste aus dieser Flasche giesse ich dir aus, und diese beiden, die grössesten dieser Früchte weihe ich dir. Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt! So sprach er, und sezte sich hin, und mit Entzüken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquikt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. Oder, so sagt' er, haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen hergeführt, o warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht

umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn, ihr Götter! Segnet den Redlichen, die Seinen; segnet, o segnet alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm' ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen. Izt ging er: O ich weinte vor Freude. Aber ich lief durchs Gebüsch den Weg ihm vor, und sezte mich an ein Bord hin, wo er vorbei mußte: Er kam, er grüßte mich, und sprach: Höre, mein Sohn, sage, hast du Niemanden auf diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte? — Nein, Niemand hab' ich in diesem Gebirge gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte. Aber sage mir, so fragt' ich, wie kommst du in diese Wildniß? Uebel hast du gewiß dich verirrt; denn hier führt keine Strasse. Uebel, so erwiedert' er, übel hab' ich mich verirrt, mein Sohn; und hätte nicht eine gütige Gottheit oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger und vor Durst im Gebirge gestorben. So laß mich nun den Weg dir weisen. Gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter. Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt' ich ihn auf die Strasse. Und sieh, das ist es nun, was izt noch mich vor Freuden weinen macht. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenns mir zu Sinne kömmt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glüklich sein, der viel Gutes gethan hat!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben, voll der süssesten Freude. O, so sprach er, froh und ruhig geh ich ins Grab, laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurük.

Dafnis und Kloe.

Früh am Morgen trat Dafnis aus der Hütte, und fand Kloen, seine kleinere Schwester, beschäftigt, aus Blumen Kränze zu winden. Thau glänzte auf allen; und zu dem Thau fielen ihre Thränen.

Dafnis. Liebe Kloe, was sollen diese Kränze? du weinest, ach!

Kloe. Weinst du doch selbst, mein Lieber! Aber ach! Sollten wir nicht weinen? Sahst du es, wie traurig unsre Mutter bei uns vorüber ging; wie sie uns die Hände drükte und schluchzte, und ihr thränenvolles Auge verbarg.

Dafnis. Ich sahe es. Ach unser Vater! Er muß wohl mehr krank sein, als er gestern war!

Kloe. Ach! mein Bruder, mein Bruder! Wenn er stirbt? — Ach! wie er uns lieb hat; wie er uns küßt, wie er uns herzt, wann wir thun, was er gern hat, und was den Göttern gefällt!

Dafnis. Ach liebe, liebe Schwester! Wie traurig alles ist! Umsonst liebkoſete mich mein kleines Schaaf, fast, ach! fast vergeß' ichs, ihm seine Speise zu geben. Umsonst flattert meine Taube auf meine Schulter, und schnäbelt mich um meine Lippen, und um mein Kinn; nichts, nichts macht mir Freude! Ach! unser Vater! Sollt' er sterben, ich stürbe auch.

Kloe. Ach, unser Vater! Weißt du noch? Fünf Tage sinds nun, seit er uns beide auf seinem Schooße hielt und weinte. —

Dafnis. Ach Kloe! Wie er uns auf die Erde stellte! wie er erblaßte! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder! Mir ist übel; sehr übel; und da wankt' er zu seinem Bette: seitdem ist er krank.

Kloe. Ach immer kränker! Sieh, was ich vorhabe, Bruder! Früh ging ich aus der Hütte, um frische Blumen zu brechen, und diese Kränze zu machen; dann geh ich zu

der Bildsäule des Pan; denn, immer sagte unser Vater und unsre Mutter, die Götter sind gütig, und hören gerne fromme Gebete. Ich will gehn und diese Kränze ihm opfern; und sieh du es hier im Käfig, das Liebste, was ich habe, mein Vögelchen will ich ihm auch opfern.

Dafnis. Ach! meine liebe Schwester! Ich will mitgehn; warte, nur zwei Augenblike warte! Ich will mein Körbchen voll der schönsten Früchte holen; und meine Taube, die will ich auch zum Opfer bringen.

Er lief, und kam bald zurüke! und sie gingen zu der Säule des Pan, die nicht weit, unter Fichten, auf einem Hügel stand. Jezt knieten sie vor ihm hin, und so fleheten sie zu dem Gott:

Dafnis. Pan, du gütiger Schüzer unsrer Triften, höre, höre unser Flehn! Wir sind die Kinder des kranken Menalkas; höre, o höre unser Flehn!

Kloe. Höre, o höre unser Flehn, guter Pan! Nimm an unser kleines Opfer, wie Kinder es geben können! diese Kränze leg' ich vor dir hin; möcht' ich's erreichen, um deine Schläfe, um deine Schultern würd' ich sie wenden. Rette, o rette, gütiger Pan, unsern Vater, und schenke ihn uns armen Kindern wieder. —

Dafnis. Diese Früchte bring' ich dir, die süssesten die ich habe, nimm, ach nimm sie gütig an! die beste Ziege würd' ich dir geopfert haben, wäre sie nicht stärker, als ich Kind bin. Aber bin ich grösser, dann opfere ich dir alle Tage zwei, daß du unsern Vater uns schenktest. Laß unsern besten Vater gesund werden!

Kloe. Dieses Vögelchen will ich dir opfern, gütiger Pan; es ist unter allem, was ich habe, das liebste. Sieh, es fliegt auf meine Hand, um Speise zu haben; aber opfern will ichs dir, guter Pan!

Dafnis. Und diese Taube würg' ich dir! Sieh, sie will spielen und freundlich thun; aber opfern will ich sie,

guter Pan, daß du den Vater uns schenkest! Höre, o höre unser Flehn!

Die Kinder wollten jezt würgen, mit kleinen, zitternden Händen; aber eine freundliche Stimme rief: Gerne hören die Götter die Gebete der Unschuld; würget eure Freude nicht, Kinderchen, euer Vater ist gesund!

Und er ward gesund! Entzükt über die Frömmigkeit der Kinder, gingen sie selbiges Tages noch alle, dem Pan zu opfern, und Menalkas erlebte, in vollem Segen, seine Enkel! —

Mirtil.

Bei stillem Abend hatte Mirtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatte ihn in stillem Entzüken aufgehalten.

Aber izt kam er zurük in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater sanftschlummernd am Mondschein, hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihm hin. Lang stand er da, sein Blik ruhete unverwandt auf dem Greise, nur blikt er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du, sprach er izt, du! den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater! wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf der Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefst du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach! wie glüklich bin ich! die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Aesten? Warum ist der Segen auf unsrer Heerde, und auf den Früchten

unsers Feldes? Oft wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du dann gen Himmel blikest und freudig mich segnest, ach was empfind' ich dann, Vater! ach dann schwellt mir die Brust, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut' an meinem Arm aus der Hütte gingst, an der wärmenden Sonne dich zu erquiken, und die frohe Heerde um dich her sahest; und die Bäume voll Früchte, und die furchtbare Gegend umher, da sprachst du: meine Haare sind unter Freuden grau worden, seid immer gesegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blik euch durchirren, bald werd ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren, trauriger Gedanke! Ach! dann — — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmal streu'n.

Jezt schwieg er, und sah mit thränendem Aug' auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er izt schluchzend, es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine Stirne gestiegen.

Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weissen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Izt küßt er ihm die Stirne, sanft ihn zu weken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern. —

Seline und Selid.

Ein Hirtengespräch.

Seline.

Sieh, guter Selid! wie der Abend sinket,
Wie schön die bunte Wiese lacht;

Der Gräschen Heer und jedes Blümchen trinket
Den Nektartrank der heitern Nacht.
Ihr Hauch, das Spiel von leichten Frühlingslüften,
Steigt zum ätherischen Azur;
Dringt ein Gemisch von tausend süssen Düften
Tief in das All der schlummernden Natur.

Selid.

Geräuschlos schleicht, von Dorngebüsch umgeben,
Im Thale dort der Quellbach hin,
Ein Bild von dir, ein Bild von unserm Leben,
Seh ich ihn mir vorüberziehn.
Wenn deinen Frohsinn düstre Sorgen dekten,
Wenn Ahndungen der Trennung dich
In Traumgestalt aus Morgenschlummer wekten,
Dann warst du's, die dem Quellchen glich.

Seline.

Doch ist sie rein, doch fließt sie spiegelhelle,
Harmonisch murmelnd durch das Feld;
O Selid! rein, wie ihre Silberwelle,
Sei unser Wandel durch die Welt.
Dann werden Freuden unsre Stirne kränzen
Mit Blümchen; jede gute That
Wird, wie ein Lichtstral unsern Geist umglänzen,
Wenn einst auch uns die lezte Stunde naht.

Die Eichen im Thale.

In einem Thale waren 20 Eichen aufgewachsen, traulich zusammengedrängt um den Felsenfuß des angrenzenden Berges. Ihre Zweige hatten sich verschlungen, und bildeten ein Obdach undurchdringlich dem Sonnenstrale und dem herabfallenden Regen. Aus den Felsenspalten rieselte eine Quelle

hervor; sie war rein, wie der Bergkristall, und kühl, wie der Thautropfen, der am Marmor hängt. Diese Quelle durchschlängelte den beschatteten Raum, über dem die Eichen rauschten.

Dorthin lagerten sich die Hirten, wenn vor der Sonne des Mittags die Gräser nieder sanken, und das Laub ermattet sich zur Erde neigte. Hier genossen sie der Ruhe. Einige übergaben sich, ausgestrekt in das Gras, dem leichten Schlummer; andre flochten aus gesammelten Ruthen der zähen Weide brauchbare Körbe, andre lokten auf der Hirtenflöte Töne hervor, je nachdem ihr Gefühl für die Reinheit und den Zuklang der Töne empfänglich war.

An einem Sommermorgen kam Alkeimon, ein junger Hirt, allein unter die Eichen. Seine Füsse waren benezt von dem Thaue, welcher auf den Spizen der Gräser hing. Die Sonne war in ihrer Pracht hervorgetreten, und die Kühle des Morgens lagerte sich vor ihr auf der Erde, und der Thau fiel. In ihrem rothen Strale glühten die Blumen des Grases, welchen die Natur rothe Blüthen verliehen hatte; die weissen Blümchen glichen der Unschuld, wenn süsse Hoffnungen ihre Wangen röthen. Aus den Gebüschen, von den Höhen ertönten die lieblichen Stimmen der Vögel in heitern Gesängen, und das lachende Rieseln der Quelle wurde lauter.

Alkeimons Brust wurde erfüllt; denn in ihm erwachten jene andächtigen Gefühle, die das Innere deutlich versteht, die aber kein Wort auszudrüken vermag. Der junge Hirt empfand deutlicher und inniger, als je, die Gegenwart des Heiligen, und als es in den Eichen rauschte, sank er nieder zu dem Fuße einer Eiche, faltete die Hände, und fühlte seine Seele durchdrungen von der Grösse, Güte und Herrlichkeit Gottes. Er wollte beten; aber er fand keine Worte: denn das heiligste Wort war unzureichend für seine Gefühle.

Endlich erhob er sich wieder, und in seinen Augen hingen Thränen, gleich dem Thaue auf den blauen Blümchen

an dem Ufer der Quelle. Er blikte empor zu dem majestätischen Baume, der vor ihm die Grösse des Schöpfers verherrlichte. Da schnitt er in die Rinde des Baumes:

Dem Unsichtbaren,
Den meine Seele kennt;
den die Schöpfung
verkündigt;
den kein Wort umfaßt!

Darauf ging der fromme Jüngling fort, seine Heerden zu weiden. — Am Mittage kamen die andern Hirten zum Eichenplaze, um zu ruhen. Sie sahen die Schrift in der Eiche; sie lasen; und schwiegen andächtig. Keiner wagte, sich niederzulegen zur Ruhe; keiner warf die Weiden zur Erde, um den geheiligten Ort nicht zu entweihen. Dann sprach Einer von ihnen: lasset uns einen andern schattigten Ort zur Ruhe wählen! Hier wird Gott angebetet! — Die Hirten verliessen die ehrwürdigen Eichen, und fanden bald einen andern schattenreichen Zufluchtsort. Aber sie besuchten öfter den Eichenplaz und beteten. Denn die Feierlichkeit der rauschenden, majestätischen Eichen, das sanfte Plätschern der reinen Quelle, und die frommen Worte im Stamme der Eiche erinnerten sie jezt an ein erhabenes Wesen, das ewig mit Güte und Weisheit und Allmacht in seiner Schöpfung wirkt. Und so wurde der Eichplaz zum Tempel des Ewigen geheiliget. Kein Hirt ging hinfür vorüber, ohne von Andacht durchdrungen zu werden.

an dem Ufer der Quelle. Er blikte empor zu dem majestätischen Baume, der vor ihm die Grösse des Schöpfers verherrlichte. Da schnitt er in die Rinde des Baumes:

Dem Unsichtbaren,
Den meine Seele kennt;
den die Schöpfung
verkündigt;
den kein Wort umfaßt!

Darauf ging der fromme Jüngling fort, seine Heerden zu weiden. — Am Mittage kamen die andern Hirten zum Eichenplaze, um zu ruhen. Sie sahen die Schrift in der Eiche; sie lasen; und schwiegen andächtig. Keiner wagte, sich niederzulegen zur Ruhe; keiner warf die Weiden zur Erde, um den geheiligten Ort nicht zu entweihen. Dann sprach Einer von ihnen: lasset uns einen andern schattigten Ort zur Ruhe wählen! Hier wird Gott angebetet! — Die Hirten verliessen die ehrwürdigen Eichen, und fanden bald einen andern schattenreichen Zufluchtsort. Aber sie besuchten öfter den Eichenplaz und beteten. Denn die Feierlichkeit der rauschenden, majestätischen Eichen, das sanfte Plätschern der reinen Quelle, und die frommen Worte im Stamme der Eiche erinnerten sie jezt an ein erhabenes Wesen, das ewig mit Güte und Weisheit und Allmacht in seiner Schöpfung wirkt. Und so wurde der Eichplaz zum Tempel des Ewigen geheiliget. Kein Hirt ging hinfür vorüber, ohne von Andacht durchdrungen zu werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eith, Gabriel

Parabeln und Poesien über Humanität, Natur und Gott ein Bildungsbuch für das blühende Alter

Augsburg [u.a.] 1834

Paed.pr. 439-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759338-4